

Ortrun Vödisch/Rebekka Schlee
Briefe aus der Vergangenheit
Einblicke in Lebenswelten und
Identitätskonstruktionen um 1900

ERKUNDE

Studien und Materialien | Band 52

LUDWIG-UHLAND-INSTITUT FÜR EMPIRISCHE KULTURWISSENSCHAFT

erw
VERLAG

Ortrun Vödisch/Rebekka Schlee

Briefe aus der Vergangenheit

Einblicke in Lebenswelten und Identitätskonstruktionen um 1900

LUDWIG-UHLAND-INSTITUT FÜR EMPIRISCHE KULTURWISSENSCHAFT
Studien und Materialien | Band 52

Ortrun Vödisch/Rebekka Schlee

Briefe aus der Vergangenheit

Einblicke in Lebenswelten und
Identitätskonstruktionen um 1900

Dieser Band wurde mit Mitteln des Universitätsbunds der Universität Tübingen unterstützt.



Universitätsbund
Tübingen e. V.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Ortrun Vödisch/Rebekka Schlee: Briefe aus der Vergangenheit. Einblicke in Lebenswelten und Identitätskonstruktionen um 1900
Tübingen: Tübinger Vereinigung für Empirische Kulturwissenschaft e. V., 2025.

ISBN: 978-3-947227-17-4

Alle Rechte vorbehalten.

© Tübinger Vereinigung für Empirische Kulturwissenschaft e. V., 2025.

www.ekw-verlag.de

Lektorat: Ortrun Vödisch, Rebekka Schlee

Gestaltungskonzept: Christiane Hemmerich Konzeption und Gestaltung, Tübingen

Layout, Satz und Grafik: Antonia Clausnitzer, Rottenburg

Druck: Books on Demand GmbH, Hamburg

VORWORT

Karin Bürkert und Gesa Ingendahl 7

BRIEFE AUS DER VERGANGENHEIT

Ortrun Vödich und Rebekka Schlee 11

FAMILIE AUF DISTANZ

Briefpraxis der schwäbischen Pfarrersfamilie Schlipf
zu Anfang des 20. Jahrhunderts

Ortrun Vödich 19

1. Willkommen bei den Schlipfs! – Einleitendes zur Familienforschung 19
2. Historisches Material erforschen 24
 - 2.1 Feld, Lebenswelt, Ethnografie –
Theoretisch-methodische Überlegungen 24
 - 2.2 Mehr als Tinte und Papier – Briefe historisch-ethnografisch lesen 27
 - 2.3 Die Quellenbasis 29
3. Biografische Skizze der Familie Schlipf 33
4. Briefpraxis und Familienkultur 38
 - 4.1 Rahmenbedingungen des Briefeschreibens 39
 - 4.2 Stil, Sprache und Themen 46
 - 4.3 Praktiken des Herstellens von Familie über das Briefeschreiben 52
5. Doing Family per Brief und Postkarte –
Zusammenfassung der Ergebnisse 84
6. Fazit und Ausblick 90

WEISSE BRIEFE AUS CHILE

Identitätskonstruierende Briefpraktiken einer Schweizer Einwanderin in einer kolonialen Lebenswelt zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Rebekka Schlee **95**

1. Alte Texte – alte Bilder – alte Wahrnehmung? **98**

1.1 Das Konvolut: Ein Briefwechsel mit Fotografien von 1905–1911 **99**

1.2 Methoden der visuellen Anthropologie **100**

1.3 Reflexion der Forscherinnenrolle **101**

2. Theorie- und Forschungsstand **104**

2.1 Der Brief im Fokus historisch-kulturwissenschaftlicher Forschung **105**

2.2 Briefe als Gegenstand postkolonialer
Theorie und Genderkonstruktion **109**

3. Ankunft in Chile: Eine Lebenswelt zu Beginn des 20. Jahrhunderts **115**

3.1 Europäische Migrationsbewegungen nach Südamerika **116**

3.2 Koloniale und nationale Machtkämpfe **117**

3.3 Die Entwicklung der Fotografie **119**

4. Ein verschriftlichtes Ich - Kulturelle Ordnungen von Identität **123**

4.1 Grenzziehung & Aneignung: Konstruktionen von Fremd und Eigen **124**

4.2 Emotionale bürgerliche Zugehörigkeit: Die Mutter & Gattin **163**

4.3 Rekonstruktion einer vergangenen Identität:
Die Musikschülerin & Freundin **175**

5. Zusammenfassung **184**

LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS **189**

ANHANG **218**

Vorwort

Ein umfangreicher Nachlass im Archiv der Alltagskultur des Ludwig-Uhland-Instituts steht am Beginn dieser historisch-ethnografischen Reisen in frühere Familien- und Freundschaftsnetzwerke. Es handelt sich um ein umfang- und materialreiches Konvolut der weit verzweigten Familie Schlipf mit Briefen, Alben, Tagebüchern, Zeichnungen, Aufsätzen und Fotografien aus den 1860er- bis in die 1980er-Jahre. Aus diesem, von verschiedenen Familienmitgliedern zusammengetragenen „Familienarchiv“ wählten zwei Masterstudentinnen der Empirischen Kulturwissenschaft Briefe und Fotografien aus der Zeit zwischen 1900 und 1914 aus.

Die Auswahl der Briefe an und von Ernst Schlipf, einem früh verstorbenen angehenden Kunstmaler, bildeten die Basis für beide Masterarbeiten aus dem Jahr 2021. Ortrun Vödich widmete sich der Frage, wie über die Praktiken des Briefeschreibens das Familiennetzwerk der Schlipfs als württembergische Pfarrfamilie aufrechterhalten wurde. Sie arbeitet in ihrer Untersuchung eng am historischen Quellenmaterial, wodurch ‚Familie‘ und ‚Briefkommunikation‘ als spezifische Sinnkonstruktionen um die Wende des 20. Jahrhunderts sicht- und verstehbar werden. Den historisch-ethnografischen Zugang zum Feld bahnte sich Vödich mithilfe umfangreicher Sichtungs- und Sortierungsarbeiten sowie einer chronologischen Bestandsaufnahme der Dokumente, dem Besuch des Landeskirchlichen Archivs in Stuttgart und methodisch reflektierten Transkriptionen der Briefe. Sie ließ sich irritieren und amüsieren, nutzte den Quellenwert von Briefen auch als dingliche ‚Akteure‘ mit eigener materieller Interaktion, war nahe dran bei allen Familienmitgliedern durch ein präzises, nachspürendes Lesen, dem sogenannten „Close-Reading“ und distanzierte sich in der Analyse wieder entlang ihrer aus dem Material generierten Kategorien. Das ‚Familie-machen‘ wird darüber deutlich gemacht als eine spezifische Formation der Nähe, des Sorgens und Dazugehörens in den Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen einer protestantischen Pfarrfamilie dieser Zeit. Diese Nähe wird hergestellt über persönliche Schreibkonventionen ebenso wie über spezifisch eingesetzte Talente des Zeichnens und Dichtens, Briefanlässe des Schenkens und Feierns oder der Belehrung und Er-

ziehung. Eingebettet in historisches Kontextwissen erzeugte Vödisch so aus dem fragmentarisch Überlieferten mitsamt seinen sichtbar gewordenen Leerstellen lebensnahe Beschreibungen zu Funktionsweise und Sinnkonstruktion des Familiennetzwerks der Schlipfs.

Rebekka Schlee hat sich aus dem Nachlass der Familie Schlipf ein Konvolut von insgesamt acht Briefen und 30 Fotografien ausgewählt, die die Schweizerin Adrienne Piaget in den Jahren 1905 bis 1911 an ihren Jugendfreund Ernst Schlipf aus Chile schrieb, wohin sie 1905 mit ihrem Ehemann ausgewandert war. Rebekka Schlee ordnet diese Briefe entsprechend in den Kontext der europäischen Kolonialgeschichte und des Wirtschaftsbürgertums ein und verortet die Erzählungen im sogenannten „bürgerlichen Wertehimmel“ (Hettling 1997) um 1900, an dessen Firmament klare Geschlechterdifferenzen und Heteronormativität raumgreifend sind. Und weil das Konvolut mit zahlreichen Fotografien bestückt ist, widmet sie sich auch der technischen Entwicklung der Fotografie und analysiert die Bilder ikonografisch. Mit einem wachen Blick für die Details der Quellen und großer Sorgfalt begibt sich Rebekka Schlee auf die Suche nach den Spuren der Identität der Briefautorin: Wer ist Adrienne Piaget und wie konstruiert und entwickelt sich ihre Persönlichkeit in den vertexteten und verbildlichten Selbstdarstellungen gegenüber ihrem Freund Ernst Schlipf? Ist sie die zivilisierte Fremde in einer „neuen Welt“, die sie sich mit dem Überlegenheitsgefühl und einer Sprache voller Alltagsrassismen zu eigen macht? Oder ist sie die von Einsamkeit und Selbstzweifeln geplagte Ehefrau, die ihre Ängste äußert, in der Rolle der Mutter, Gattin und Hausherrin zu versagen?

Anhand der überlieferten (aber nicht sehr gut erhaltenen) frühen fotografischen Zeugnisse, von denen Piaget viele selbst angefertigt und den Briefen häufig beigefügt hat, kann Schlee den kolonialen Blick der Autorin und Fotografin überzeugend herausarbeiten. Eingebettet in den historischen Kontext zeigen sie einen Rassismus, der unhinterfragt zum Alltag gehörte. Was der in Europa verbliebene Ernst Schlipf von den Schilderungen hielt, bleibt im Verborgenen, da uns seine Antwortbriefe leider nicht überliefert sind. Die Briefe und Fotografien, von Schlee als „Weiße“ Zeugnisse eines westlichen Chauvinismus entlarvt, erzählen auch von der Brüchigkeit des Konstrukts der „westlichen Moderne“.

Rebekka Schlee arbeitet anschaulich heraus, wie Piaget sich in dieses Konstrukt fügt und redlich versucht, sich selbst darin einzuschreiben.

Die Briefe und Fotografien sind koloniale Zeugnisse und gehören damit zu den „sensiblen Sammlungen“ (Lange 2011), die Gewalt und Unterdrückung in sich bergen, was es bei der Repräsentation in Forschung und Vermittlungsarbeit zu bedenken gilt. Wir haben uns dafür entschieden, in diesem Buch Zitate und Bildzeugnisse von Adrienne Piaget wiederzugeben und kritisch aufzuzeigen, wie sie koloniale Gewalt zum Ausdruck bringen. Wir sind uns bewusst, dass wir diese Gewalt dadurch reproduzieren und haben uns daher entschieden, bestimmte Worte durch Auslassungen zu tilgen, immer im Bewusstsein, dass diese Auslassungen nicht ausreichen, um die Inhalte für alle gewaltfrei zugänglich zu machen. Die Textausschnitte und Abbildungen werden bewusst als Gegenstand der Analyse wiedergegeben, um sie jedoch im selben Schritt mit postkolonialen Konzepten kritisch zu analysieren und zu dekonstruieren.

Beiden Studien gelingt es, lebensweltliche Praktiken bürgerlicher Familien des beginnenden 20. Jahrhunderts farbiger auszumalen. Beide Arbeiten präsentieren zudem über eine konzise Methodenreflektion gelungene und beispielgebende Fallstudien zur historischen Ethnografie.

Wir freuen uns daher sehr, dass die Forschungen zum Nachlass der Familie Schlipf nun einem größeren Kreis interessierter Lesender zur Verfügung stehen und auf diese Weise die Erfahrungswelt der Jahrhundertwende nachvollziehbar werden lassen. Die Veröffentlichung ist auch ein Ausweis für den Lernerfolg unseres Studienprogramms, das durch die Möglichkeit der Arbeit mit historischen Objekten aus dem Archiv der Alltagskultur maßgeblich profitiert.

Wir danken der Familie Schlipf und Jutta Gutwinski-Jeggle herzlich für die Überlassung des historisch wertvollen Familiennachlasses an das Archiv der Alltagskultur des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft, der damit für die kulturhistorische Forschung und Publikation zugänglich wurde.

Karin Bürkert und Gesa Ingendahl

Briefe aus der Vergangenheit

Ein Herantasten mittels der historischen Ethnografie

Der tägliche Blick in die E-Mails, das Verabreden mit Freund*innen per Messenger oder das berufliche Meeting über ein Videotelefonat – unsere alltägliche Kommunikation findet in hohem Maße über Kanäle statt, die die physische Abwesenheit voneinander überbrücken. Die hohe Mobilität und Flexibilität in Arbeits- und Lebenswelt bringen zahlreiche Interaktionen mit sich, die wir trotz Entfernung zueinander führen. Diese alltäglichen Medien und Praktiken der Distanzüberbrückung sind nicht neu. Schon seit Jahrtausenden tauschten sich Menschen per Brief aus, hielten Kontakt, übermittelten Nachrichten und gestalteten ihre Beziehungen. War der Brief in der Frühen Neuzeit das Kommunikationsmittel einer gebildeten, lesekundigen Schicht, hatte er sich im 19. und 20. Jahrhundert zum Alltagsmedium und Massenphänomen entwickelt. In einer zunehmend industrialisierten und globalisierten Welt ermöglichten die um 1900 ebenso schnell wachsenden nationalen und internationalen Poststrukturen den Austausch zwischen abwesenden Menschen – bedingt durch private oder berufliche Mobilität, durch Migration oder im Krieg von der Front nach Hause.

Durch ihre schriftliche Fixierung kommen Briefe auf uns Nachgeborene zu wie Fetzen vergangener Gespräche, wie Fenster in vergangene Zeiten. Auch die beiden hier vereinten Beiträge spüren Briefen als Zeugnisse vergangener Lebenswelten, Beziehungen und Identitäten nach.

Nicht verwunderlich, dass gerade in der historischen und sozialwissenschaftlichen Forschung Briefe gern genutzte Quellen für verschiedene Fragestellungen sind. So dienten etwa Feldpost und Auswandererbriefe einer sozialhistorischen ‚Geschichte von unten‘, die die Briefautor*innen als Vertreter*innen großer sozioökonomischer Gruppen ansah und Wissen über deren Lebensweise generieren wollte.¹ Für die Fragen der Geschlechter- und Frauengeschichte wie auch

1 Vgl. Penny Summerfield: *Histories of the Self. Personal Narratives in Historical Practice. Historian's Uses of Letters*. London/New York 2019, S. 25–28.

für die Kultur- und Alltagsgeschichte wurde ein ‚Close Reading‘, eine qualitative Lesart von Briefen, wichtig. Letztere gewann besonders seit den 1980er-Jahren an Bedeutung. Sie interessiert sich für eine historische Perspektive auf etwa Mentalitäten, aber auch individuelle Erfahrungen von Geschichte, Emotionen und Subjektivierungsweisen wie auch deren Niederschlag in den Praktiken des Schreibens.² Die besondere Eignung von Briefen für solche Fragestellungen fängt gut die Charakterisierung als Ego-Dokument – oder spezifischer als Selbstzeugnis – ein. Es beschreibt den Brief als freiwillige, explizite Auskunft über ein ‚Ich‘, seine Thematisierung, Konstruktion und Verortung zum ‚Du‘ und der ‚Welt‘ im Kontext einer bestimmten Zeit.³ Diese Art der Quellen entstand vor allem ab der Frühen Neuzeit in Europa durch verschiedene gesellschaftliche und politische Prozesse wie die zunehmende Alphabetisierung, den Aufstieg des Bürgertums und die wachsende Bedeutung des Individuums.⁴ Zu den Selbstzeugnissen zählen auch Autobiografien, Tagebücher oder Reiseberichte, die aufgrund ihrer geschlossenen Überlieferung und geringeren Heterogenität im Vergleich zu Briefen die beliebteren Quellen sind.⁵ Oft liegt in Archiven oder Privatnachlässen nur eine Seite der Kommunikation vor. Durch den dialogischen Charakter der Briefe wird das ‚Ich‘ aber zugleich in Bezug auf eine*n bestimmte*n Adressat*in vorstellig und somit seine Eingebundenheit in ein Beziehungsnetz sichtbar. Daneben lassen sich durch die zeitliche Nähe zwischen Niederschrift und der Verarbeitung eines Ereignisses – anders als bei Autobiografien und Reiseberichten – Prozesse von Sinnkonstruktionen über mehrere Briefe sowie deren Situationsbedingtheit nachvollziehen.⁶ Dies macht sie zusätzlich zu ihrer Eigenschaft als Alltagsmedium für die Analyse von Praktiken besonders wertvoll.

2 Vgl. ebd., S. 42–44.

3 Vgl. Benigna von Krusenstjern: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert. In: *Historische Anthropologie* 2 (1994), S. 463–471, hier S. 469–471.

4 Vgl. Irmgard Schmidt: Briefe. In: Friedrich Beck/Eckart Henning (Hg.): *Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die historischen Hilfswissenschaften*. 5. A. Köln/Weimar/Wien 2012, S. 125–135, hier S. 127.

5 Vgl. Magdalena Heuser: Die Jugendbriefe von Therese Heyne-Forster-Huber. Vergewisserung der (weiblichen) bürgerlichen Subjektivität. In: Kaspar von Greyerz/Sabine Leutert/Gudrun Piller (Hg.): *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1800)*. Köln 2001, S. 275–298, hier S. 275f.

6 Vgl. ebd., S. 298.

Für die beiden in diesem Band veröffentlichten Untersuchungen bilden drei umfangreiche Briefkonvolute aus dem Archiv der Alltagskultur am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft die Grundlage.⁷ Sie gehören zu einem größeren Familiennachlass, in dem sich nicht nur Briefe, sondern auch Poesiealben, Reisetagebücher, Notiz- und Skizzenbücher, theologische Aufsätze, Fotografien und Fotoalben von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die 1980er-Jahre befinden. Die Vielzahl der Dokumente entstammt verschiedenen Strängen und Generationen der Familien Schlipf, Schloz, Arzt und Jeggle – bildungsbürgerliche Pfarr-, Künstler- und Lehrerfamilien aus dem Württembergischen. Über den ehemaligen Professor für Empirische Kulturwissenschaft Utz Jeggle (1941–2009) gelangte der Nachlass von dessen Stiefvater, Hans Schlipf (geboren 1914),⁸ vermutlich in den 1980er-Jahren ins Archiv der Alltagskultur. Der Bestand wurde schon einmal 1988/89 gesichtet, inventarisiert sowie grob beschriftet, jedoch erst 2018 von Verwandten Jeggles dem LUI für die Forschung freigegeben.⁹

Besonders viele Korrespondenzen sind vom Beginn des 20. Jahrhunderts überliefert.¹⁰ In diesen tauschen sich die Mitglieder der Pfarrersfamilie Schlipf miteinander aus. Auch sind viele Briefe von Korrespondenzpartner*innen des einen Sohnes – dem Kunstmaler Ernst Schlipf (1883–1915) – in den Konvoluten enthalten. Vermehrt haben sich beide Seiten eines Briefwechsels, gerade unter den Familienmitgliedern, erhalten. Dadurch entspann sich ein kommunikatives Netz zwischen verschiedenen miteinander kommunizierenden und untereinander verbundenen Menschen, in dem Ernst Schlipf einen Knotenpunkt bildet. Trauri-

7 Die drei untersuchten Briefkonvolute mit einem Umfang von über 140 Briefen und Postkarten sowie weiteren Dokumenten sind im Archiv der Alltagskultur unter LUI-NI-1-1 und LUI-NI-2 als Nummern 1, 7 und 8 verzeichnet.

8 Hans Schlipf war der Sohn Gustav Schlipfs (1882–1962) und Julies, geborene Schloz, und damit Enkel der Pfarrersleute Gustav Adolf und Katharina. Der Kunstmaler Ernst war sein Onkel. Weitere Dokumente aus dem 19. Jahrhundert im Nachlass stammen hauptsächlich aus der Familie Julie Schloz', der späteren Ehefrau Gustavs.

9 In der Datenbank des Archivs für Alltagskultur wird der Nachlass unter der Inventarnummer LUI-NI-1-1 bis 15 geführt. Die Vorinventarisierung aus den 1980ern umfasst 69 Nummern, die die Archivalien bis in die 1960er bezeichnen. Reisetagebücher, Urlaubs- und Familienfotos sowie 13 Kalender von ca. 1960–1984 wurden damals nicht beschrieben. Vgl. dazu: Eintrag zu Nachlass Schlipf in The Museums System (TMS) LUI-NI-1 vom 19.11.2018.

10 Die über 140 Briefen und Postkarten erstrecken sich über einen Zeitraum von ca. 1870 bis 1923. Eine Häufung findet sich in den Jahren 1899 bis 1914.

ger Grund für diesen dichten Materialbestand um den Maler ist sein früher Tod. Als Soldat wurde er an der Ostfront im Ersten Weltkrieg 1915 getötet.¹¹ Sein persönlicher Besitz, mitsamt seinen persönlichen Korrespondenzen und Unterlagen ging an seine Eltern, das Pfarrehepaar Gustav Adolf und Katharina Schlipf über. Eine seiner regelmäßigen Briefpartnerinnen war die Schweizerin Adrienne Piaget, die 1905 nach Chile auswanderte. Von dort berichtete sie ihm regelmäßig über ihr Leben als junge Ehefrau und begüterte, europäische Immigrantin mittels Briefen und mitgesandten Fotografien.

Dieses historische Material eröffnet ein Feld, an das mit verschiedenen Fragestellungen und Analyseschwerpunkten herangetreten werden kann. Ortrun Vödisch legt ihren Fokus auf die interne Briefkommunikation und -praxis im Alltag der Pfarrersfamilie Schlipf. Rebekka Schlee nimmt dagegen die Briefe der Migrantin Adrienne Piaget in den Blick und untersucht diese auf Identitätskonstruktionen und Weiße, europäische Denkmuster.

Doch wie lassen sich aus den Schriftstücken wissenschaftliche Aussagen generieren? Welche Theorien helfen beim Verständnis von historischen Lebenswelten, von Identifikationsprozessen und Wahrnehmungsmustern? In der Kulturwissenschaft hat sich dafür der Zugang über die Ethnografie etabliert. Dabei geht es vor allem um die Beschreibung von sozialen Praktiken, deren „Sinnhaftigkeit von einem *impliziten Wissen* [Herv. i. O.] der Teilnehmer bestimmt wird“.¹² Indem verschiedene Sinnschichten beziehungsweise Erscheinungsformen des Kulturellen – darunter sprachliche Strukturen, populäre Diskurse, kognitive Schemata oder materielle Kultur – freigelegt werden, wird versucht, kulturelle alltägliche Phänomene zu verstehen und implizites Wissen zu explizieren.¹³ Dies geschieht mittels einer dichten Beschreibung symbolischer Handlungen, der damit verbun-

11 Seine Feldpost sowie teils die Briefe seiner Angehörigen an ihn sind in einem weiteren Konvolut unter LUI-NI-1-2 Nr. 6 erhalten. Sie werden aber im Folgenden nicht in die Analyse von Ortrun Vödisch miteinbezogen, da der Fokus auf dem Familienalltag vor dem Ersten Weltkrieg liegt.

12 Georg Breidenstein u. a.: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. 2. A. Konstanz/München 2015, S. 33.

13 Vgl. ebd., S. 32f.

denen Erforschung sozialer Diskurse und letztlich dem „Aufspüren der nicht augenfälligen Bedeutung von Dingen“. ¹⁴

Dieser Ansatz stammt aus der Ethnologie und ist mit der Methode der Feldforschung verbunden. Wissenschaftler*innen beobachten und nehmen dabei am gelebten Leben teil. Sie sprechen mit Menschen, machen Feldnotizen und tragen all dies interpretierend zusammen. Wie stellt sich die Situation nun aber mit einem vergangenen (Untersuchungs-)Feld dar?

In einer historischen Ethnografie verändern sich zwar die Methoden, Fragestellung und der Modus des Verstehens bleiben aber gleich. ¹⁵ Diesen spezifischen Modus fasst etwa die Kulturanthropologin Michaela Fenske mit den drei Begriffen *Mikro*, *Makro* und *Agency* zusammen: Dies sind der Blick auf kleine Untersuchungsbereiche (Mikro), dessen Eingebundenheit in überlokale Kontexte (Makro) und schließlich die Innenperspektive, Kommunikation und Praktiken der Akteur*innen (Agency). ¹⁶ Methodisch heißt dies, statt Interview und teilnehmender Beobachtung historische Quellen als „schriftliche Substrate vergangener Handlungen und damit als eine kondensierte Praxis von Handlungen“ ¹⁷ zu lesen. Dazu bedarf es des Durchstöberns und Ordners von Dokumenten, Entzifferns alter Handschriften, des Kontextualisierens und Eindenkens in ehemalige Selbstverständlichkeiten und Weltbilder. Können nicht die Totalität, nicht die Gerüche und Geräusche, die murmelnde Nebenbemerkung und der kurze Witz im gegenwärtigen Feld beobachtet werden, so gilt es in der historischen Ethnografie, möglichst „alle Attribute des [vorgefundenen, stets fragmentarischen] Materials – Stofflichkeit, Inhalt und Leerstellen, Anwesendes und Abwesendes“ ¹⁸ – als bedeutsam für eine dichte Annäherung an das historische Feld anzusehen. Gerade Lücken im Geschriebenen sowie in der Überlieferung können im Vergleich zum

14 Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: (Ders.): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. 4. A. Frankfurt a. M. 1995b, S. 7–43, hier S. 37.

15 Vgl. Jens Wietschorke: Historische Ethnographie. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde 106 (2010), S. 197–223, hier S. 222.

16 Vgl. Michaela Fenske: Mikro, Makro, Agency. Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis. In: Zeitschrift für Volkskunde 102 (2006), S. 151–177, hier S. 152.

17 Gesa Ingendahl/Lioba Keller-Drescher: Historische Ethnografie. Das Beispiel Archiv. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 2 (2010), S. 241–263, hier S. 244.

18 Ebd. S. 243.

Vorhandenen Aufschluss über implizites Wissen geben.¹⁹ Dies passiert nicht losgelöst von der Subjektivität und Positionalität der Forschenden. Zwar interagieren die Wissenschaftler*innen nicht direkt mit den Menschen, sondern nur mit ihren Hinterlassenschaften, aber auch dabei schöpfen sie aus vorhandenen Wissensvorräten, reagieren auf Sprache und Bilder, stolpern über für sie Unbekanntes und Irritierendes.²⁰

Besonders Briefe zeigen, so die Ethnologin Bettina Beer, „in ganz unterschiedlichen soziokulturellen Kontexten Aushandlungsprozesse sozialer Beziehungen, wobei jeweils auch der weitere Kontext der Makropolitik durch sie hindurch lesbar wird“.²¹ Deshalb und weil sie „Einblicke in individuelle Wahrnehmungen, Erfahrungen und deren Reflexionen durch ihre Verfasser*innen“²² bieten, sind sie als Quelle besonders spannend für Erkenntnisse über vergangene Lebenswelten.²³ Zudem findet laut Fenske durch die Auseinandersetzung mit dem Vergangenen immer auch eine Auseinandersetzung mit der Gegenwart statt.²⁴ Gerade in der Beschäftigung mit menschlichem Handeln in einem größeren zeitlichen Abstand erschließe sich ein tieferes Verständnis für kulturelles, gesellschaftliches Zusammenleben im Heute und im Allgemeinen.²⁵ Vergangenes wird zur Beantwortung von Fragen der Gegenwart genutzt.

Im ersten Teil dieses Bandes gibt Vödich anhand der Briefe der Schlipfs einen Einblick in den Alltag einer schwäbischen Pfarrersfamilie um 1900. Die Eltern gehen in den Ruhestand, die Kinder verlassen das Haus, sind aber teils noch wirtschaftlich vom Elternhaus abhängig. Vödich geht dabei der Frage nach, wie

19 Vgl. ebd. S. 245.

20 Darauf wird im Fazit dieses Bandes vertiefend eingegangen.

21 Bettina Beer: Ethnologie. In: Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. a. (Hg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Berlin/Boston 2020, S. 125–140, hier S. 136. <https://doi.org/10.1515/9783110376531-008>.

22 Ebd., S. 125.

23 In diesem Zusammenhang sei auf das Verständnis der alltäglichen Lebenswelt von Alfred Schütz hingewiesen, der auf die phänomenologischen Perspektiven Edmund Husserls aufbaut. Die Lebenswelt wird als das Gesehene, was wir täglich wahrnehmen und für selbstverständlich halten, als unhinterfragte soziale Wirklichkeit. Diese ist durch kulturelle Sinnschichten geprägt und so ermöglicht uns das Hinterfragen gewisser Alltäglich- und Selbstverständlichkeiten sowie das Verstehen jener durch Zeichen und Strukturen geprägten Handlungen. Vgl. dazu Alfred Schütz/Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied/Darmstadt 1975.

24 Vgl. Fenske 2006, S. 167.

25 Vgl. ebd., S. 160f.

ein solches Familiennetzwerk auch auf Distanz von den einzelnen Mitgliedern per Post aufrechterhalten wird und welche Positionen, Werte und Praktiken die einzelnen Akteur*innen - Mutter, Vater sowie Sohn Ernst und seine Geschwister - sich zunutze machen. Dabei geht sie sowohl auf Schreibkonventionen, den je eigenen Stil der Autor*innen als auch die Rolle von Gedichten, Geschenken und Festen in der Briefkommunikation sowie den Erziehungsbemühungen zwischen Eltern und Sohn ein. Es entfaltet sich ein vielschichtiges Bild von Familie als dynamischem Netzwerk, geprägt von Hierarchien nach Alter und Geschlecht, die verschoben und neu ausgehandelt werden sowie auch der gemeinsamen Arbeit an einer Familienkultur. Dies geschieht im Rahmen eines bürgerlichen, religiös-pietistischen Habitus, eng verflochten mit dem Pfarrberuf des Vaters, im Kontext einer modernen und mobilen Industriegesellschaft Anfang des 20. Jahrhunderts.

Der zweite Teil führt das Thema Mobilität mit den Briefen der jungen Schweizer Migrantin Adrienne Piaget fort. Sie und Ernst Schlipf kennen sich aus der gemeinsamen Ausbildungszeit in Stuttgart. Die damals 22-Jährige aus wohlhabendem Hause wandert zusammen mit ihrem Mann 1905 nach Chile aus. Sie schreibt regelmäßig ihrem Jugendfreund Ernst Briefe, die von der Reise nach Südamerika und ihrem neuen Alltagsleben dort berichten. In ihrer Analyse beschäftigt sich Schlee mit der Konstruktion von Fremd- und Eigenbildern in den Briefen und Fotografien Piagets und legt dabei die darunterliegenden kolonialen und rassistischen Wissensordnungen frei. Sie bedient sich der Methoden der visuellen Anthropologie und spürt der Identitätsbildung und dem Selbstverständnis der Briefautorin als junge bürgerliche, Weiße Frau hin zur Gattin und Mutter nach.

Doch nun auf zu Archivkonvoluten, handgeschriebenen Briefen und vergilbten Fotografien und das Leben hinter, zwischen und mit ihnen.

Familie auf Distanz

Briefpraxis der schwäbischen Pfarrersfamilie Schlipf zu Anfang des 20. Jahrhunderts

Ortrun Vödisch

1. Willkommen bei den Schlipfs! – Einleitendes zur Familienforschung

Nüchtern und geradlinig blicken dem*der Betrachtenden neun Menschen entgegen. In der Bildmitte sitzen rechts ein älterer Mann und links eine ältere Frau an einem Tisch, um sie herum stehen sieben jüngere Personen, zwei außen sitzend, die anderen in der zweiten Reihe stehend. Dabei wechseln sich Männer und Frauen ab. Unschwer ist durch die Anordnung und das Alter der Fotografierten ein professionelles Familienporträt zu erkennen (vgl. Abb. 1). Es handelt sich dabei um die schwäbische Pfarrersfamilie Schlipf zur Silberhochzeit der Eltern Katharina (1856–1925) und Gustav Adolf (1842–1922) 1902 mit ihren sieben Kindern im jugendlichen Alter bzw. als junge Erwachsene. Von links nach rechts sind dies: Gustav (1882–1962), Paul (1885–1965), Sofie (1879–1970), Heinrich (1878–1960), Anna (1881–1935), Ernst (1883–1915) und Emma (1887–1965).¹

Die Abgebildeten sind in einem Halbkreis nach Generation sowie Alter angeordnet und somit als Gruppe, als wohlstrukturierte Gemeinschaft, inszeniert. Das Zentrum

1 Vgl. Historischer Verein Leutenbach e. V. (Hg.): Berühmte Personen unserer Gemeinde. Ausstellung über die Malerfamilie Schlipf im Rathaus in Leutenbach vom 14. Juli – 26. September 1996. In: Leutenbacher Heimatblätter 6–96. URL: https://www.leutenbach.de/fileadmin/Dateien/Dateien/Heimatblaetter/Leutenbacher_Heimatblaetter__6-96_-_Malerfamilie_Schlipf.pdf (06.01.2025).



Abb. 1: Die Familie Schlipf anlässlich der Silberhochzeit von Katharina und Gustav Adolf 1902. Schwarzweißfotografie.

bilden Mutter und Vater – beide auf gleicher Bildhöhe –, der älteste Sohn Heinrich steht in der Mitte, die jüngste Tochter Emma sitzt rechts außen. Gefühlsausdrücke werden nicht gezeigt, auch keine gegenseitigen Berührungen finden statt. Das Foto ist eine typische Atelieraufnahme um 1900, für die eine konventionalisierte, repräsentative Form der Darstellung von Familie gewählt wurde. Diese ist zugleich von normativen Vorstellungen des bürgerlichen Familienmodells geprägt: Familie wird dabei als harmonische, hierarchische Gemeinschaft gezeigt, deren Ursprung die Eltern sind, die mit ihren Kindern eine Einheit – die Kernfamilie – formen.² Gerade die Fotografie nennt der Soziologe Pierre Bourdieu einen wichtigen Teil dieses „Kult[es] der Einheit“³ der Familie, sie ist gleichzeitig dessen Produkt und Erzeuger.⁴

2 Vgl. Susanne Breuss: Erinnerung und schöner Schein. Familiäre Fotokultur im 19. und 20. Jahrhundert. In: Matthias Beitzl/Veronika Plöckinger (Hg.): familienFOTOfamilie. Begleitbuch zur Jahresausstellung 2000 im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee vom 16. April bis 5. November 2000. Wien 2000, S. 27–63, hier S. 27–31. 42.

3 Pierre Bourdieu: Kult der Einheit und kultivierte Unterschiede. In: Ders. u. a. (Hg.): Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. Frankfurt a. M. 1981, S. 25–84.

4 Vgl. ebd., S. 31–43.

Beim Betrachten des so stilisierten Bildes tauchen Fragen nach dem Leben hinter der Fotografie auf: Wer waren diese Menschen? Wer die Individuen, die hier als Kollektiv inszeniert sind? Wie gestaltete sich das Familienleben jenseits der porträtierten Normen? Dass Normen, Ideale oder Inszenierungen nicht mit der historischen Realität übereinstimmen müssen, gleichwohl aber nicht nur Oberfläche oder Beiwerk sind, sondern sich mit dieser in einem vielschichtigen Wechselverhältnis befinden, ist eine der Grundannahmen der Sozial- und Kulturwissenschaften, spätestens seit dem *cultural turn*.⁵ Um soziale Normen, Diskurse und individuelles Tun zusammenzudenken, hat der Begriff der *Praxis* in kulturtheoretischen Ansätzen an Bedeutung gewonnen. Der Kulturosoziologe Andreas Reckwitz fasst darunter einen „Zusammenhang von routinisierten körperlichen Verhaltensmustern, übersubjektiven Wissensschemata und routinisierten subjektiven Sinnzuschreibungen“.⁶ Subjekte agieren in Beziehung miteinander und zu Artefakten in vorstrukturierten Handlungsvollzügen, die auf implizitem Wissen basieren und selbst wieder strukturierend wirken.⁷ Mit einem praxeologischen Verständnis lässt sich *Familie* als soziales Beziehungsgeflecht definieren, welches über Praktiken, Austauschbeziehungen und Aushandlungsprozesse hergestellt, manifestiert und immer wieder neu hervorgebracht wird.⁸ Mit diesem Ansatz erscheint *Familie* nicht mehr als Kollektivsubjekt, sondern es können auf der Mikroebene die einzelnen Akteur*innen, ihre Interaktionen sowie die Herstellungsprozesse von Familie in einem bestimmten soziokulturellen Kontext beschrieben werden.

Im Folgenden wird unter dieser Perspektive exemplarisch die Familie Schlipf anhand von Briefen in den Blick genommen. Leitende Frage für die Analyse der Briefe aus dem Zeitraum von ca. 1900 bis 1914 ist hierbei, wie über die Praktiken des Briefeschreibens das Familiennetzwerk der Schlipfs aufrechterhalten wurde.

- 5 Vgl. Andreas Reckwitz: Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Velbrück 2000, S. 22–34.
- 6 Ebd., S. 559.
- 7 Vgl. Stefan Hirschauer: Praxis und Praktiken. In: Robert Gugutzer/Gabriele Klein/Michael Meuser (Hg.): Handbuch Körpersoziologie. Bd. 1, Wiesbaden 2017, S. 91–96.
- 8 Vgl. Wolfgang Gippert: Familienkultur oder Kulturgeschichte des Familien? In: Meike Sophia Baader/Petra Götte/Carola Groppe (Hg.): Familienkulturen und Familientraditionen. Theoretische Konzeptionen und Diskussionen. Wiesbaden 2013, S. 33–51, hier S. 33.

Familie ist dabei ein von vielen Disziplinen wie Psychologie, Soziologie, Ethnologie, Geschichts- und Erziehungswissenschaft intensiv beackertes Feld. Als Ort sozialer und biologischer Reproduktion wurde in der frühen Volkskunde und Ethnologie Familie und Verwandtschaft als Abbild natürlicher, biologischer Beziehungen gefasst. Seit den 1960ern, auch unter konstruktivistischem Einfluss, ist diese Sicht von einer neuen Perspektive abgelöst. Diese betrachtet Familie als stark kontextabhängige Formation des Sorgens, Dazugehörens und Miteinanders und geht ebenso ihren spezifischen Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen nach.⁹ So wurde die moderne Kernfamilie in den 1970er-/80er-Jahren in der historischen sozial- und kulturwissenschaftlich orientierten Familienforschung als schichtspezifisches, aber gesellschaftlich dominantes Modell beschrieben, das im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert entstanden ist. Im Zuge der Industrialisierung haben sich demnach Wohn- und Arbeitsraum getrennt, was auch mit einer Polarisierung der Geschlechtervorstellungen hin zu einer männlichen und weiblichen Sphäre einhergegangen sei. In Letztere fällt der geschützte, emotionale, private Binnenraum der Familie, der Schutz vor der kalten Außenwelt der Moderne bot.¹⁰ Kritik an solch großen Interpretationslinien von der bürgerlichen Kernfamilie und den *separate spheres* kam unter anderem von der kulturanthropologisch arbeitenden Historikerin Rebekka Habermas, die diese als zu undifferenziert wahrnahm und dabei die Übernahme von normativen Selbstbeschreibungen des Bürgertums monierte.¹¹ Ein weiterer Sonderfall zum Narrativ der modernen Kern- und Kleinfamilie ist das protestantische Pfarrhaus, in dem sich die typische Scheidung von Wohn- und Privatraum zum Beruf des Vaters

- 9 Vgl. Lukasz Nieradzik: Einleitung. In: Ders. (Hg.): „Kinship Trouble“. Dimensionen des Verwandtschaftsmachens in Geschichte und Gegenwart. Wien 2017, S. 9–28, hier S. 13–18.
- 10 Vgl. Karin Hausen: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart 1976, S. 363–393. Aus der Volkskunde dazu: Ingeborg Weber-Kellermann: Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt a. M. 1976, S. 97–118. Zusammenfassend vgl. dazu: Andreas Gestrich: Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert. München 2013, S. 5f.
- 11 Vgl. Rebekka Habermas: Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850). Göttingen 2000, S. 9–15. Weiterführende Kritikpunkte zu Alter und „sozialer Herkunft“ des Konzeptes Kernfamilie vgl. dazu: Gestrich 2013, S. 72f. Heidi Rosenbaum: Verwandtschaft in historischer Perspektive. In: Yvonne Schütze/Michael Wagner (Hg.): Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema. Stuttgart 1998, S. 17–33, hier S. 18–21.

schwieriger ziehen lässt und der Pfarrer auch präsenter im Familienleben war.¹² Gleichwohl hat das Pfarrhaus zum einen als Ideal bürgerlichen, harmonischen Familienlebens, als Hort von Geist, Kultur und Bildung seit dem 19. Jahrhundert viel publizistische Aufmerksamkeit erfahren,¹³ zum anderen wurden in kultur- und sozialhistorischer Literatur Pfarrerschaft, Pfarrfamilie und das Pfarrhaus vielfältig untersucht.¹⁴ So wurde die Sonderstellung der Pfarrfamilie in der Dorfgesellschaft von Christel Köhle-Hezinger beschrieben,¹⁵ die Verbürgerlichung der Pfarrerschaft diskutiert¹⁶ und Besonderheiten der Sozialisation im Pfarrhaus dargestellt.¹⁷ Wenn dabei Familie konkret in den Blick genommen wird, bezieht sich dies häufig auf Eltern mit ihren jüngeren Kindern, und auf den tatsächlichen Ort des Pfarrhauses.¹⁸ Die folgende Untersuchung der Familie Schlipf stellt dagegen ein anderes Stadium des Lebenszyklus, nämlich die teils pensionierten Eltern und ihren volljährigen, aber noch nicht wirtschaftlich unabhängigen Sohn Ernst ins Zentrum. Auch geht es hier nicht bloß um ein weiteres Fallbeispiel einer Pfarrfamilie – die in der Literatur beschriebenen Strukturen und Modelle geben zwar eine Rahmung – doch soll mit einem kulturanthropologischen, praxeologischen Blick einzelnen Akteur*innen und ihren Aushandlungen von Familie in einem bestimmten Kontext, ihrer „Sozialkultur der Familie“,¹⁹ ihrem „doing family“²⁰ nachgespürt werden.

- 12 Vgl. Andreas Gestrich: Erziehung im Pfarrhaus. Die sozialgeschichtlichen Grundlagen. In: Martin Greiffenhagen (Hg.): Das Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Stuttgart 1984, S. 63–81.
- 13 Vgl. Christian Albrecht: Einleitung. Das Pfarrhaus als Sinnbild für Möglichkeiten des Gelingens. In: Ders./Eberhard Hauschildt/Ursula Roth (Hg.): Pfarrhausbilder. Literarische Reflexe auf eine evangelische Lebensform. Tübingen 2017, S. 1–10.
- 14 Vgl. Martin Greiffenhagen: Das Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Stuttgart 1984. Für einen Überblick vgl. dazu: Katrin Hildenbrand: Leben in Pfarrhäusern. Zur Transformation einer protestantischen Lebensform. Stuttgart 2016, S. 26–30.
- 15 Vgl. Christel Köhle-Hezinger: Pfarrvolk und Pfarrersleut. In: Anita Bagus/Kathrin Pöge-Alder: Alltagskultur. Sakral – profan. Ausgewählte Aufsätze. Münster 2011, S. 41–66.
- 16 Vgl. Oliver Janz: Bürger besonderer Art. Evangelische Pfarrer in Preußen 1850–1914. Berlin 1994. Thomas Kuhlemann: Bürgerlichkeit und Religion. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der evangelischen Pfarrer in Baden 1860–1914. Göttingen 2002.
- 17 Vgl. Gestrich 1984, S. 63–81.
- 18 Vgl. ebd., Janz 1994, S. 455–484. Kuhlemann 2002, S. 285–289.
- 19 Andreas Bimmer: Familienforschung. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 2. A. Berlin 1994, S. 293–310, hier S. 302.
- 20 Meike Sophia Baader/Petra Götte/Carola Groppe: Einleitung der Herausgeberinnen. Familientraditionen und Familienkulturen. In: Dies. (Hg.): Familientraditionen und Familienkulturen. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen. Wiesbaden 2013, S. 7–10, hier S. 8.

2. Historisches Material erforschen

2.1 Feld, Lebenswelt, Ethnografie – Theoretisch-methodische Überlegungen

Um das innere Beziehungsgeflecht einer kleinen sozialen Gruppe wie einer Familie angemessen beschreiben zu können, eignet sich der Zugang über die schon in der Einleitung umrissene Ethnografie. Dieser zielt in erster Linie auf einen bestimmten Modus des Verstehens, der die Innenperspektive der Akteur*innen einer Gruppe oder eines kulturellen Milieus und ihre Handlungslogiken rekonstruiert und kontextualisiert.²¹ Oder, wie es der Ethnologe Clifford Geertz formuliert: „die Erfahrungen anderer Leute im Kontext ihrer eigenen Ideen zu betrachten.“²² In der schriftlichen Darlegung einer solchen Ethnografie hat sich der von Geertz geprägte Begriff einer *Dichten Beschreibung* etabliert, der aussagt, dass sich beschreibende Teile, sogenannte *dünne* Beschreibungen, mit *dichten*, also deutenden und erklärenden abwechseln, die die „geschichtete Hierarchie bedeutungsvoller Strukturen“²³ von menschlichem Tun herausarbeiten. Die Kulturwissenschaftlerin Michaela Fenske nennt dies „verstehendes Erzählen“.²⁴

Der mit dem ganzheitlichen Ansatz der Ethnografie und der *Dichten Beschreibung* oft Anwendung findende Begriff der *Lebenswelt* meint zunächst die vom Subjekt her gedachte, als selbstverständlich angenommene mit anderen geteilte Um- und Sinnwelt.²⁵ Die sie bestimmenden Vorstellungen und Routinen werden durch Interaktionen und Sprache verinnerlicht, manifestiert und reproduziert, aber auch modifiziert.²⁶ Um jedoch keine Erstarrung des Lebenswelt-Konzepts

21 Vgl. Jens Wietschorke: Historische Ethnographie. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde 106 (2010), S. 197–223, hier S. 222.

22 Clifford Geertz: „Aus der Perspektive des Eingeborenen“. Zum Problem des ethnologischen Verstehens. In: (Ders.): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. 4. A. Frankfurt a. M. 1995a, S. 289–309, hier S. 294.

23 Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: Ders. 1995b, S. 7–43, hier S. 12.

24 Michaela Fenske: Mikro, Makro, Agency. Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis. In: Zeitschrift für Volkskunde 102 (2006), S. 151–177, hier S. 175.

25 Vgl. Heiko Haumann: Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung. Köln/Weimar/Wien 2012, S. 90f.

26 Vgl. Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 22. A. Frankfurt a. M. 2009, S. 165–170. Alfred Schütz/Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied/Darmstadt 1975, S. 24–35.

in einem homogenen abgeschlossenen Bild zu riskieren, die Ebene sozialen Handelns mit ihren Mehrdeutigkeiten und Konflikten nicht zu verlieren, sowie neben der Wichtigkeit von Sprache die Auseinandersetzungen mit den Materialitäten sozialen Lebens einzufangen,²⁷ lohnt sich ein Blick auf soziale Praktiken. Wie im Kapitel zuvor bereits erklärt, können Praktiken nicht nur als Scharnier zwischen sozialen Wissensordnungen und menschlichem Tun verstanden werden, sondern lassen sich ausdifferenzieren in routinierte Alltagstechniken und Sinnzuschreibungen sowie spezifische Aneignungsformen.²⁸

In den 2000er-Jahren entspann sich in der Empirischen Kulturwissenschaft um das Schlagwort *historische Ethnografie* eine theoretische und methodische Diskussion, die die Rolle des*der Wissenschaftler*in sowie die Materialität der Quellen und ihrer Überlieferung z. B. im Archiv in den (auch schriftlich dargelegten) Forschungsprozess thematisierten.²⁹ So betonen z. B. Gesa Ingendahl, Lioba Keller-Drescher oder Michaela Fenske Parallelen zwischen ethnografischer Feldforschung der Gegenwart und der historischen Arbeit im Archiv. Bei Letzterer ständen die Forschenden zwar nicht mit Menschen, dafür aber mit dem Material in einem dialogischen Prozess und würden damit selbst zum Teil des konstruierten und zu untersuchenden Feldes.³⁰ Dieser Fokus auf die Beziehung zwischen Forschenden und Erforschten sowie die Verwendung des Feldbegriffes rief etwa bei Jens Wietschorke Kritik hervor. Er trennt streng zwischen dem epistemischen Ansatz Ethnografie und der Methode Feldforschung, die nur bei geteilter Zeitgenossenschaft angewendet werden könne.³¹ Das zu untersuchende Feld beschränke sich auch nur auf einen Ausschnitt vergangener sozialer Realität, in dem nur die historischen Akteur*innen handelnd auftreten, nicht aber der*die Forscher*in mit ihnen in Interaktion.³² Neben dem unterschiedlichen Verständ-

27 Vgl. z. B. Alf Lüdtke: Lebenswelt: Verriegelte Welt? Überlegungen zu einem Konzept und seinen Verwendungen. In: Werkstatt Geschichte 75 (2017), S. 115–124, hier S. 116–118.

28 Vgl. Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.): Doing Culture. Kultur als Praxis. In: Dies. (Hg.): Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld 2004, S. 9–15, hier S. 13f.

29 Vgl. z. B. Fenske 2006. Gesa Ingendahl/Lioba Keller-Drescher: Historische Ethnografie. Das Beispiel Archiv. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 2 (2010), S. 241–263. Kaspar Maase: Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnographie. In: Katharina Eisch/Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Tübingen 2001, S. 255–271. Wietschorke 2010.

30 Vgl. Fenske 2006, S. 161. 171–172. Ingendahl/Keller-Drescher 2010, S. 249–253.

31 Vgl. Wietschorke 2010, S. 222–223.

32 Vgl. ebd., S. 205–207.

nis vom *Feld* setzten Ingendahl/Keller-Drescher und Fenske auf der einen Seite, Wietschorke auf der anderen ihren Fokus verschieden: Bemüht er sich um ein praxeologisch begründetes Verständnis der historischen Ethnografie; so gehen Ingendahl und Keller-Drescher stärker auf eine reflektierte Auseinandersetzung mit dem vorgefundenen Material ein. Einig sind sie sich – wie es auch der Kulturwissenschaftler Kaspar Maase betont³³ – darin, dass der ethnografische Ansatz für die historische Forschung als Korrektiv großzügiger Interpretationslinien sowie im Aufzeigen von Ambivalenzen und Mehrdeutigkeiten dienen kann.

Will man also den Feldbegriff im Sinne von Wietschorke für diese Arbeit anwenden, so lässt sich dafür die briefliche Familienkommunikation zwischen den Eltern Schlipf und ihrem Sohn Ernst zwischen ca. 1900 bis 1914 ausmachen, allerdings bedingt durch die Quellenlage mit einem zeitlichen Schwerpunkt auf den Jahren 1907 bis 1909. Ein konkreter Ort lässt sich nicht bestimmen, vielmehr könnte man das Feld durch die räumliche Trennung der Akteur*innen sowie die in den Korrespondenzen konstruierten imaginären Räume als „multi-sited“ beschreiben, wie es in der kulturanthropologischen Forschung von Globalisierung und Migration getan wird.³⁴

Statt des allgemeineren Begriffs *Quellen* nutzen Ingendahl und Keller-Drescher in Anlehnung an Silke Göttisch den der *Vertextungen*, um zu zeigen, dass schriftliche Dokumente Ergebnis und Medium sozialer Ereignisse und kultureller Praktiken sind.³⁵ Somit tragen sie vielfache Spuren und Sedimente der Diskurse (im Sinne von Wissensordnungen) und Praktiken, in denen sie entstanden sind, verschiedentlich gebraucht wurden und selbst als Aktant beteiligt gewesen sind.³⁶ Dies trifft in besonderer Weise auf Briefe zu, da bei ihnen der Akt des Verfassens, Sendens und Empfangens nicht ohne das Material zu denken ist, gleichzeitig basieren sie als Kommunikationsmedium auf Interaktionen und sind

33 Vgl. Maase 2001, S. 259–262.

34 Vgl. Florian von Dobeneck/Sabine Zinn-Thomas: Statusunterschiede im Forschungsprozess. In: Christine Bischoff u. a. (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2014, S. 86–100, hier S. 93.

35 Vgl. Ingendahl/Keller-Drescher 2010, S. 243.

36 Der Begriff des „Aktanten“ durch Bruno Latour und seine Akteur-Netzwerk-Theorie geprägt, betont die Aktivität und Handlungsträgerschaft von Materialitäten in sozialen Prozessen. Ingendahl/Keller-Drescher beziehen ihn auf das historische Material, um den Vorgang der archivistisch gestützten Wissensproduktion zu beleuchten. Vgl. dazu: ebd., S. 250.

für eine große Bandbreite an inhaltlichen Themen offen.³⁷ Wie sich Briefe als spezifische Vertextungen von sozialem Handeln und kulturellen Wissensstrukturen lesen lassen, soll im Folgenden beleuchtet werden.

2.2 Mehr als Tinte und Papier – Briefe historisch-ethnografisch lesen

Briefe können als schriftliche Fixierung und Übermittler einer Nachricht, die ein*e Absender*in an eine*n Empfänger*in weitergeben will, definiert werden. Voraussetzungen des Mediums sind zum einen räumliche Trennungen zwischen kommunikationswilligen Personen, zum anderen Literalität, eine gemeinsame Sprache und ein zuverlässiges Transportwesen.³⁸ In seiner jahrtausendalten Geschichte wurde der Brief bereits um 100 v. Chr. als ein imaginiertes Gespräch unter Abwesenden verstanden.³⁹ Dies meint, der Brief ist zumeist dialogisch auf die*den Empfangende*n und einen bestimmten Zeitpunkt innerhalb eines gemeinsamen Referenzrahmens hin konzipiert. Sprache, Stil und Gefühlsamplitude des*der Schreibenden richten sich nach „dessen Wahrnehmungshorizont und Vorwissen, dessen Interessen und eine umrissene Auffassung von dessen Rolle“⁴⁰ in Bezug auf den*die Adressierte*n aus. Ebenso wie in mündlichen Gesprächen wird der als selbstverständlich wahrgenommene gemeinsame Referenzrahmen vorausgesetzt und nicht unbedingt explizit gemacht.⁴¹ Dabei gibt es zahlreiche Formen, die bezüglich der*des Empfänger*in zwischen den Polen ‚privat‘ und ‚öffentlich‘ changieren, wobei Ersterer allerdings überwiegt.⁴² Wenn gleich an eine Person gerichtet, kann bei einem Brief eine größere Leserschaft mitimpliziert werden – z. B. durch Vorlesen oder Weitergabe des Geschriebenen.⁴³ Als Redeersatz folgt das Geschriebene im Brief dem Vorbild mündlicher

37 Vgl. Habermas 2000, S. 26.

38 Vgl. Irmgard Schmidt: Briefe. In: Friedrich Beck/Eckart Henning (Hg.): Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die historischen Hilfswissenschaften. 5. A. Köln/Weimar/Wien 2012, S. 125–135, hier S. 126–127.

39 Vgl. Reinhard M. G. Nickisch: Brief. Stuttgart 1991, S. 4f.

40 Michael Maurer: Briefe. In: Ders. (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften. Band 4: Quellen. Stuttgart 2002a, S. 349–372, hier S. 360.

41 Vgl. Knut Djupedal: Personal Letters as Research Sources. In: *Ethnologia Scandinavica* 1989, S. 51–63, hier S. 60f.

42 Vgl. Maurer 2002a, S. 349.

43 Vgl. Penny Summerfield: *Histories of the Self. Personal Narratives in Historical Practice. Historian's Uses of Letters*. London/New York 2019, S. 24.

Kommunikation, jedoch sind die Reaktionen verschoben und das dialogisch Gedachte kann zum Monolog werden.⁴⁴

Um Briefe historisch-ethnografisch zu lesen, bieten sich die theoretischen Überlegungen des Historikers Klaus Latzel an, die dieser an den sozialkonstruktivistischen Ansatz der beiden Wissenssoziologen Peter L. Berger und Thomas Luckmann anlehnt.⁴⁵ Auch er macht den Gesprächscharakter von Briefen stark und bestimmt sie, in seinem Fall am Beispiel Feldpost, als „schriftliche Gesprächsmedien und sprachliche Objektivationen sozialer Wissensbestände“.⁴⁶ Briefe ermöglichen zum einen den Austausch mit den „signifikanten Anderen“,⁴⁷ das heißt wichtigen Bezugspersonen im persönlichen Umfeld, und sichern so die Kontinuität und Vergewisserung von Identität und subjektiver Wirklichkeit.⁴⁸ Zum anderen sind Briefe Vergesellschaftungsformen, in denen sprachlich gespeicherte soziale Bedeutungen, Sinnmuster und Wissensvorräte verhandelt werden.⁴⁹ Diese beständigen Aushandlungen von Deutungsmustern und Wahrnehmungen im alltäglichen Gespräch beschreiben Berger/Luckmann mit dem Bild einer dezentral und massenhaft ratternden ‚Konversationsmaschine‘;⁵⁰ Briefe seien dabei, so ergänzt Latzel, „verstreute Fetzen [des] Gesprächsstoff[es]“.⁵¹ Durch ihre schriftliche Fixierung erlauben sie es der*dem Forschenden, sich in diese ‚einzuklinken‘ und Verschiedenstes „ablauschen“⁵² zu können. Die Briefe zwischen Ernst Schlipf und seinen Familienangehörigen ließen sich demzufolge als bestimmte Medien der Alltagskommunikation und „si-

44 Vgl. Nickisch 1991, S. 9–12.

45 Vgl. Klaus Latzel: Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945. Paderborn 1998, S. 13–24. 31–38. 129–132. Ähnlich wie Latzel wählen auch die Volkskundlerinnen Klara Löffler, Irene Götz und Birgit Speckle den Ansatz Berger/Luckmanns, um Briefe als Medium der Alltagskommunikation zu bestimmen. Vgl. dazu: Irene Götz/Klara Löffler/Birgit Speckle: Briefe als Medium der Alltagskommunikation. Eine Skizze zu ihrer kontextgebundenen Auswertung. In: Schweizer Archiv für Volkskunde 89 (1993), S. 165–183.

46 Latzel 1998, S. 17.

47 Zit. n. ebd., S. 32. Den Begriff prägte George H. Mead, er bezeichnet die wichtigen Bezugspersonen eines Menschen im persönlichen Umfeld. Nach Berger/Luckmann sind sie es, die einem Menschen die soziale Wirklichkeit und seine Position darin zuerst vermitteln. Vgl. dazu: Berger/Luckmann 2009, S. 160–161.

48 Vgl. Latzel 1998, S. 31–32.

49 Vgl. ebd., S. 130–131.

50 Vgl. Berger/Luckmann 2009, S. 163–165.

51 Latzel 1998, S. 130.

52 Ebd., S. 19.

gnifikanter Gespräche“⁵³ auffassen, in denen Weltwissen und Identität entlang von gesellschaftlichen Wissensstrukturen reproduziert, modifiziert und verhandelt werden. Während das wissenssoziologische Lebenswelt-Konzept mit dem ganzheitlichen Ansatz der Ethnografie einhergeht, ist auch Latzels Auffassung vom Brief als Vergesellschaftungsform von sozialen Wissensvorräten nicht weit von Göttchs Begriff der Vertextung sozialer Ereignisse und kultureller Praktiken entfernt. Trotzdem werden bei Berger/Luckmann und Latzel eher inhaltliche Aspekte mentaler Wissensordnungen und sprachlich verhandelter Sinnhorizonte betont als Praktiken und Handlungen. Gerade ein Brief lässt sich aber durch seine Materialität, die Prozesse des Schreibens und Lesens, durch seinen fragmentarischen oder ‚fetzenhaften‘ Charakter im Zusammenhang eines längeren Briefwechsels sowie seinen Bezug auf eine bestimmte Situation und bestimmte Adressat*innen besonders gut als Bestandteil von Praktiken – d. h. als Alltagsroutine, Aneignungsform, Selbst- und Weltthematisierung – lesen.

2.3 Die Quellenbasis

Als Grundlage für ein solch historisch-ethnografisches Verstehen des familiären Netzwerks der Schlipfs war zunächst eine Sichtung, nachträgliche chronologische Sortierung und quantitative Bestandsaufnahme der Briefe, Karten und Dokumente in drei Konvoluten des Nachlasses Schlipf im Archiv der Alltagskultur am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen nötig.⁵⁴ Der Gesamtbestand verdankt sich auch nicht den Bemühungen einer Einzelperson, sondern wuchs über mehrere Generationen zu einem Familienarchiv. Das zeigt sich etwa an einer Beschriftungsnotiz, die lautet „Briefe von Großeltern Schlipf u. a. für Familienarchiv“⁵⁵. Briefe aus mehreren Jahren sind teils in einem Briefumschlag zusammengefasst, der mit „Briefe v. Ernst aus Finkenwärder“⁵⁶ oder „Ernsts Briefe u. Karten aus Rom/u. Hülchrath“⁵⁷ titulierte wurde. Anlass für diese frühe Aufbewahrung mag der plötzliche Tod des 31-jährigen Ernsts im Ersten Weltkrieg ge-

53 Ebd., S. 34.

54 Vgl. Chronologische Übersicht der Korrespondenz, im Anhang.

55 Archiv der Alltagskultur am Ludwig-Uhland-Institut Tübingen (LUI-AA): LUI-NI-1-1 Nr. 1.

56 LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7.

57 Ebd.

wesen sein. Auf eine innerfamiliäre Nutzung und Traditionsbildung verweist auch das Manuskript einer Hochzeitsrede von 1974, in dem der Redner aus „einige[n] Schriftstücke[n] von Vorfahren [, die auf ihn] überkommen“⁵⁸ sind, zitiert. Wer die hauptsächlichen Akteur*innen zur Bildung dieses Familiennachlasses waren und in welchen Stufen der Tradierungsprozess erfolgte, lässt sich aber bisher nicht im Einzelnen nachvollziehen.⁵⁹ Der Nachlass kann seiner Entstehung nach daher als eine Form materialisierten Familiengedächtnisses verstanden werden, welches durch verschiedene Strategien und Intentionen zusammengetragen und weitergeführt worden ist,⁶⁰ bis der Nachlass letztendlich aus der Sphäre des Privaten an eine öffentliche, wissenschaftliche Sammlung übergeben wurde.⁶¹

In den drei untersuchten Briefkonvoluten⁶² befinden sich insgesamt ca. 140 Briefe und Postkarten⁶³ sowie weitere Dokumente, welche sich über einen Zeitraum von ca. 1870 bis 1923 erstrecken und sehr unterschiedlich verteilt sind. Einige der Briefe lassen jedoch nur eine ungefähre Datierung über den Inhalt zu, andere gar keine. Etwa 40 Briefe und Karten entfallen auf Kommiliton*innen, Bekannte, andere Verwandte und Kollegen Ernsts,⁶⁴ ca. 70 sind Korresponden-

58 LUI-AA: LUI-NI-1-1 Nr. 1. Manuskript Hochzeitsrede vom 12.07.1974.

59 Die vielen Briefe an die Mutter Katharina aus den 1870er-Jahren weisen für die untersuchten Konvolute auf ihre Rolle in der Bestandsbildung hin. Vgl. dazu: Chronologische Übersicht der Korrespondenz, im Anhang.

60 Vgl. Carola Groppe: Familiengedächtnisse und Familienstrategien. In: Jutta Ecarius (Hg.): Handbuch Familie. Wiesbaden 2007, S. 306–423, hier S. 419.

61 Der Wechsel vom privaten in die öffentlich-wissenschaftliche Sphäre und dem damit einhergehenden Funktionswandel wird bei der bereits erwähnten Beschriftungsnotiz besonders sichtbar: dem Vermerk „Briefe von Großeltern Schlipf u. a. für Familienarchiv“ wurden eine Datierung und Nummerierung im Zuge der Inventarisierung 1988/89 hinzugefügt. Vgl. dazu: LUI-NI-1-1 Nr. 1.

62 LUI-AA: LUI-NI-1-1 Nr. 1. LUI-NI-1-2 Nr. 7. LUI-NI-1-2 Nr. 8. Alle drei Konvolute sind mit „Briefe an Ernst Schlipf“ beschriftet. Weitere Briefe und der Schriftverkehr zum Tod Ernst Schlipfs im August 1915 finden sich unter den Nummern 16 und 19. Das Konvolut LUI-NI-1-2 Nr. 6 beinhaltet Ernst Schlipfs Feldpost mit ca. 60 Briefen und Mitteilungen.

63 Postkarten und Briefe wurden als persönliche Korrespondenz zusammengefasst, von den ca. 140 sind ca. 90 Briefe und ca. 45 Karten. Teilweise verschwimmen aber auch die beiden Formen, wenn z. B. eine Karte auf beiden Seiten beschrieben, einem Brief beiliegt. Vgl. dazu: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Emma an Ernst vom Sommer 1909.

64 Längere Briefwechsel führte Ernst mit der späteren Künstlerin Marusja Foell (1880–1943) und der Schweizerin Adrienne Piaget (siehe Schlee, in diesem Band), die er beide aus Stuttgart kannte, wie auch Conrad Kayser (1880–1954) und Fritz Wimmer (1879–1960). Aus seinem Arbeitsumfeld waren ihm der Architekt Otto Zollinger (1886–1974) und der Bildhauer Thomas Anton Schröter bekannt. Sie zeigen Ernsts weitere persönliche und professionelle Kommunikationsnetzwerke. Vgl. dazu: Chronologische Übersicht der Korrespondenz, im Anhang.

zen der Familienmitglieder untereinander zwischen 1899 bis Sommer 1914.⁶⁵ Die ersten im Konvolut enthaltenen Korrespondenzen von Ernst an seine Eltern und Geschwister sind fünf Briefe und eine Postkarte vom Sommer 1903 aus Finkenwerder, einem Dorf in der Nähe von Hamburg, wohin er für Malstudien im Rahmen eines Sommerkurses bei Carlos Grethe⁶⁶ reiste.⁶⁷ Zwischen 1905 und 1907 finden sich ca. 25 Briefe und Postkarten, zwei davon von Ernst aus Stuttgart nach Kusterdingen, v. a. aber Post an ihn von seinen Eltern und der jüngsten Schwester Emma. Diese sind adressiert an verschiedene Wohn- und Aufenthaltsorte: den Studienort Stuttgart, das Pfarrhaus in Kusterdingen und Königsbronn, Heidenheim und Kirchheim. Auch dort weilte er vermutlich für Malstudien und Exkursionen.

Mit ca. 50 Schriftstücken umfasst die Hälfte der familieninternen Korrespondenzen Ernsts Romaufenthalt zwischen November 1908 und Sommer 1909, darunter Briefe und Karten sowohl abgesandt von ihm als auch an ihn von den Eltern und seinen Geschwistern Emma, Sofie und Heinrich. Vom Herbst 1909 befinden sich im Nachlass zwei Briefe Ernsts an seine Familie vom Landsitz Hülchrath im Rheinland, wo er, vermittelt durch einen Bekannten, einen Arbeitsauftrag von einer dort ansässigen adligen Familie wahrnahm. Sechs Briefe sind dann wieder von seinem nächsten Auslandsaufenthalt in Paris von November 1911 bis ins Frühjahr 1912 erhalten sowie zehn Briefe und Karten während eines zweiten Italienaufenthalts in der ersten Jahreshälfte von 1914.⁶⁸ Nach 1909 sind kaum noch an Ernst adressierte Korrespondenzen von seinen Familienmitgliedern überliefert, von der Mutter sind elf Briefe und Karten zwischen ca. 1901 (vermutlich später) bis 1909 und von Gustav Adolf neun von 1906 bis 1909 erhalten.⁶⁹

65 Die verbleibenden ca. 30 Briefe liegen außerhalb dieses groben Zeitfensters, so wie die Briefe von Gustav Adolf an Katharina aus den 1870ern und von den Brüdern Paul und Gustav. Vgl. dazu: Chronologische Übersicht der Korrespondenz, im Anhang.

66 Carlos Grethe (1864–1913) unterrichtete ab 1899 in der technischen Malschule an der Königlichen Kunstakademie Stuttgart. Zwischen 1898 bis 1905 verbrachte er mehrere Sommer für Malstudien in Hamburg und Finkenwerder, wozu er auch Studenten der Stuttgarter Akademie einlud. Vgl. dazu: Ingrun Stocke: Der Maler des Meeres. Carlos Grethe (1864–1913). Leben und Werk. Weimar 2008, S. 153–156.

67 Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom 21.07.1903.

68 Vgl. Chronologische Übersicht der Korrespondenz, im Anhang.

69 Von Katharina ist noch ein Brief an die Schwester Sofie erhalten, sie ist mit drei Briefen und Karten von 1908 und 1909, Emma mit vier von 1907 und 1909 vertreten und schließlich

Unter anderem bewahrt als Erinnerungsmedien und gesammelt zur wissenschaftlichen Bearbeitung geben die Briefe zum Teil Zeitraum und Schwerpunkte dieser Arbeit vor. Zeitlich sind dies die Jahre von ca. 1900 bis 1914 mit schwammigen Rändern und einem schärferen Fokus auf die Jahre 1908 und 1909, bedingt durch die erhöhte Frequenz der Korrespondenz während Ernsts Romaufenthalt. Dieser Zeitabschnitt umfasst eine Phase, in der die Kinder volljährig und selbstständig wurden, nicht mehr oder nur zeitweilig bei den Eltern lebten, von ihnen aber zum Teil ökonomisch abhängig waren. Es fällt auf, dass gerade in diesen Zeiten der räumlichen Trennung einerseits durch Ausbildung, Arbeitssuche oder Gründung eines eigenen Familienhaushalts, andererseits im Krieg, Briefe als Mittel der Distanzüberbrückung und Kommunikation Konjunktur haben.⁷⁰

Über die Briefe als Quellen treten zugleich bestimmte Akteur*innen und ihre Perspektiven in den Vordergrund. Im Zentrum steht hier hauptsächlich Ernst Schlipf als Adressat und Absender, da durch die familieninterne Überlieferung nach seinem frühen Tod in einigen Fällen beide Seiten des Briefwechsels erhalten geblieben sind. Dies erlaubt zugleich, dass ein größeres kommunikatives Netzwerk, hier das einer Familie, in den Blick genommen werden kann. Im daraus rekonstruierbaren Bild des familiären Briefverkehrs bildet sich um Ernst Schlipf ein Knotenpunkt. Neben ihm kommen vor allem der Vater Gustav Adolf und die Mutter Katharina zur Sprache. Von den Geschwistern finden sich einige Briefe und Karten: von den Schwestern Sofie, Emma und vom Bruder Heinrich; kaum bis keine von Gustav, Paul und Anna. Eingeschränkt durch ihre Sehbehinderung tritt Letztere nur in mittelbarer Form auf, bis auf einen maschinell verfassten Brief vom 23. Juli 1914 an Ernst.⁷¹ Die Korrespondenz gewährt also einen lückenhaften Einblick in die Kommunikation der Familienmitglieder, die Briefe und

Heinrich mit einem Brief und einer Karte von 1908 und 1909. Vgl. dazu: Übersicht der Korrespondenz nach Absender*innen, im Anhang.

70 So lässt sich neben der Überlieferungssituation die Lücke zwischen den 1870er-Jahren bis zur Jahrhundertwende damit erklären, dass in diesem Zeitraum Kinder und Eltern hauptsächlich in einem gemeinsamen Haushalt lebten und durch eine fehlende örtliche Trennung auch nicht die Notwendigkeit zum ausgiebigen Briefeschreiben bestand. Vgl. dazu: Isa Schikorsky: Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens ‚kleiner Leute‘. Tübingen 1990, S. 58–65.

71 Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Anna an Ernst (Brief) am 23.07.1914.

Karten sind Fetzen einer dauerhaft „[ratternden] Konversationsmaschine“,⁷² die sich durch Kontextualisierung, indirekte Rückschlüsse und Close Reading verdichten lassen. Dies soll zunächst mit einer genaueren Beschreibung des biografischen Kontextes von Gustav Adolf, Katharina und ihren Kindern erfolgen.

3. Biografische Skizze der Familie Schlipf

Die Eltern Gustav Adolf Schlipf und Katharina Margarethe, geborene Mohr, stammten beide aus dem landwirtschaftlich geprägten Dorf Simmozheim am Rande des Nordschwarzwaldes. Dort war bereits sein Vater Pfarrer, sie Tochter eines Glasermeisters.⁷³ Gustav Adolf wurde nach dem Studium der Evangelischen Theologie Geistlicher in verschiedenen Dörfern in Württemberg, zuletzt in Kusterdingen nahe Tübingen.⁷⁴ Nach der Hochzeit 1877 – Gustav Adolf nun mit 35 Jahren fest angestellter Gemeindepfarrer in Pfäffingen,⁷⁵ Katharina 21 – hatte das Paar in den darauffolgenden zehn Jahren neun gemeinsame Kinder, von denen zwei Söhne im Kleinkindalter starben.⁷⁶ Diese Anzahl war selbst für Pfarrfamilien im Kaiserreich hoch.⁷⁷ Der älteste Sohn Heinrich (1878–1960) wurde ebenfalls Pfarrer, Gustav (1882–1962) Zeichenlehrer, Ernst Kunstmaler und Paul (1885–1965) Ingenieur. Im Gegensatz zu ihren Brüdern, die alle vier eine akademische Ausbildung genossen hatten, blieben die drei Töchter Sofie

72 Berger/Luckmann 2009, S. 163.

73 Gustav Adolf Schlipf war als Vikar in Simmozheim (1865–1869), Neubulach (1871–1872) und Rotenberg (1872–1876), als Pfarramtsverweser in Hofen (1869) sowie als hauptamtlicher Pfarrer in Pfäffingen (1876–1880), Weiler zum Stein (1880–1892) und Kusterdingen (1892–1908). Vgl. dazu: Württembergische Kirchengeschichte Online. Pfarrbuch Württemberg Nr. 13456. URL: <https://www.wkgo.de/wkgosrc/pfarrbuch/cms/index/12783>, (20.01.2020).

74 Vgl. ebd.

75 Eine Heirat im kirchlichen Dienst war erst mit einer festen Anstellung als Pfarrer erlaubt und musste angefragt werden. Gustav Adolf trat 1876 nach zehn Jahren in Hilfs- und Stellvertreterpositionen seine erste feste Position in Pfäffingen an. Vgl. dazu: Hermann Ehmer: Umbrüche. Von der Reichsgründung bis 1914. In: Hartmut Zweigle (Hg.): Zwischen Wandel und Beständigkeit. Die württembergische Pfarrerschaft in Geschichte und Gegenwart. Stuttgart 2017, S. 13–28, hier S. 19.

76 Vgl. Landeskirchliches Archiv Stuttgart (LKAS) A27 Nr. 2841,3. Auszug aus dem kirchlichen Familienregister vom 22.10.1922. Rückseitige Beschriftung des Familienporträts von 1902, fotografiert von Thomas Schlipf.

77 Janz bemisst an den Zahlen preußischer Pfarrer den Durchschnittswert auf vier bis fünf Kinder. Vgl. dazu: Janz 1994, S. 447–448.

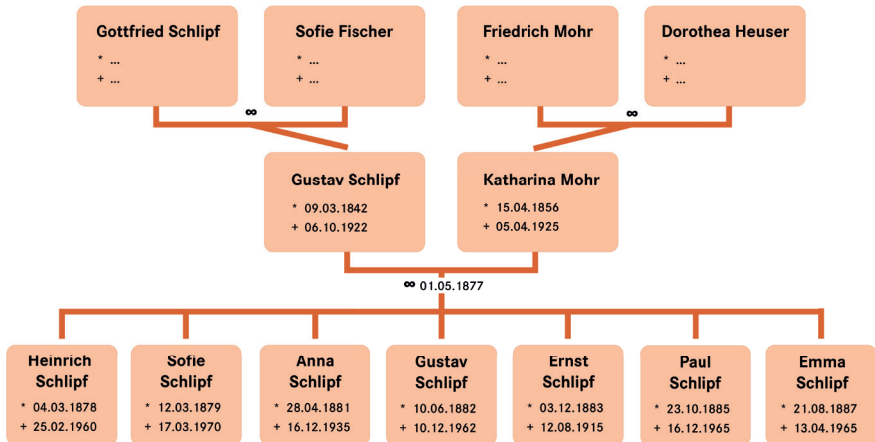


Abb. 2: Stammbaum der Familie Schlipf.

(1879–1970), Anna (1881–1935) und Emma (1887–1965) zumeist bei den Eltern, halfen in verschiedenen Haushalten aus oder verdienten sich mit Musikunterricht. Anna erblindete mit 20 Jahren.⁷⁸ Sofie heiratete 1914 den Amtmann Max Schmid (vgl. Abb. 2).⁷⁹

Auch bei den Schlipfs zeigt sich die in Pfarrfamilien typische ‚Vererbung‘ des väterlichen Berufs, die in Württemberg zusätzlich durch die staatliche Unterstützung der aufs Theologiestudium vorbereitenden Seminare befördert wurde,⁸⁰ ein solches besuchte auch Gustav Adolf in Schöntal.⁸¹ Der soziale Aufstieg in die Pfarrerschaft und damit in ein akademisch, bildungsbürgerlich geprägtes Milieu erfolgte im 19. Jahrhundert häufig über seminaristisch ausgebildete Lehrer wie dies auch bei Gustav Adolfs Großvater zu Jahrhundertbeginn der Fall war. Die

78 Anna lebte nach ihrer Erkrankung fast ständig bei den Eltern und engagierte sich u. a. im Blindenverein. Vgl. dazu: LKAS A27 Nr. 2841,4 Personalakte (PA) Schlipf, Gustav Adolf. Unterstützungsgesuch nach dem Tod Gustav Adolf Schlipfs.

79 Vgl. LKAS A27 Nr. 2841,3 PA Schlipf, Gustav Adolf. Unterstützungsgesuch nach dem Tod Gustav Adolf Schlipfs. Auszug aus dem kirchlichen Familienregister vom 22.10.1922.

80 Vgl. Hermann Ehmer: Das evangelische Pfarrhaus in Württemberg im 18. und 19. Jahrhundert. In: Das evangelische Pfarrhaus im deutschsprachigen Südwesten. Ostfildern 2014, S. 211–247, hier S. 214–215.

81 Vgl. LKAS A27 Nr. 2841,3. Lebenslauf von Gustav Adolf Schlipf vom 30.01.1865.

Wertschätzung von Bildung bei geringen finanziellen Mitteln und hoher Kinderzahl – Gustav Adolf blieb mit seinen Landpfarrstellen in den unteren Gehaltsklassen⁸² – zeigt sich neben der akademischen Ausbildung der vier Söhne auch im Bemühen des Vaters um eine Anstellung in der Nähe eines Gymnasiums.⁸³ Mit der Übersiedlung nach Kusterdingen war der Besuch des Gymnasiums in Reutlingen und Tübingen für Heinrich, Gustav, Ernst und Paul möglich.⁸⁴ Den Töchtern blieb eine institutionelle weiterführende Schul- oder Berufsausbildung nach traditionellem geschlechtsspezifischen Rollenverständnis und vermutlich aus der finanziellen Situation heraus versagt. Für Sofie, Anna (vor ihrer Erkrankung) und Emma sind dafür Aufenthalte in Pfarrhäusern oder bei bürgerlichen, wohlhabenden Familien in der Stadt anzunehmen, in denen sie als zusätzliche Arbeitskraft auch Haushaltsführung und kulturelle Lebensart erlernen sollten.⁸⁵

Die Kinder Schlipf wuchsen ländlich im Pfarrhaus in Weiler zum Stein und ab 1892 in Kusterdingen auf, nach dem Ruhestand des Vaters zog die Familie 1908 in eine Mietwohnung nach Stuttgart-Südheim. In der Forschungsliteratur wird für das evangelische Pfarrhaus und seine Bewohner*innen im 18. und 19. Jahrhundert eine eher distanzierte, exponierte Stellung in der Dorfgesellschaft beschrieben.⁸⁶ Die aus der Korrespondenz hervorgehenden Netzwerke und Bekanntkreise der Eltern Schlipf verweisen auch eher auf das kirchliche Milieu

- 82 In seiner Personalakte finden sich zahlreiche Gesuche zur Wegbewerbung aufgrund des Gehalts oder Anträge auf Bezuschussung von Kuraufenthalten. Auch verdiente Heinrich an seiner ersten Pfarrstelle bereits mehr als der Vater in seinen letzten Dienstjahren. Vgl. dazu: LKAS A27 Nr. 2841,3. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Brief) vom 05.07.1909. Zur Entwicklung der Pfarrgehälter Ende des 19. Jahrhunderts. Vgl. dazu: Ehmer 2014, S. 244.
- 83 Vgl. LKAS A27 Nr. 2841,3. Bewerbung nach Laichingen vom 27.11.1888. Bewerbung nach Kusterdingen vom 18.11.1891.
- 84 Als die Schlipfs noch in Weiler zum Stein wohnten, besuchte Heinrich, wie vermutlich auch seine Geschwister, die lokale Volksschule, anschließend die Lateinschule in Winnenden. Später waren Heinrich und Paul am Tübinger Gymnasium. Gustav war Schüler in dem ab 1886 in diesem Rang stehenden Reutlinger Gymnasium. Vgl. dazu: LKAS A27 Nr. 2841,3. Bewerbung nach Laichingen vom 27.11.1888. Bitte um Unterstützung eines Kuraufenthalts vom 08.08.1903. Historischer Verein Leutenbach e.V. 1996. Vgl. LKAS A27 Nr. 2841,3. Lebenslauf von Gustav Adolf Schlipf vom 30.01.1865.
- 85 So hielt sich Anna 1899 in Laupheim im Haus des Fabrikanten Esslinger auf. Vgl. dazu: LUI-AA: LUI-NI-1-1 Nr. 1. Gustav an Anna (Karte) vom 16.06.1899. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Emma an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. Zur Ausbildung von Pfarrerstöchtern vgl. dazu: Janz 1994, S. 478–482.
- 86 Vgl. Christel Köhle-Hezinger: Pfarrhaus, Pfarrfamilie und Dorf. Das Pfarrhaus im 18. und 19. Jahrhundert. In: Thomas Seidel/Christopher Spehr (Hg.): Das evangelische Pfarrhaus. Mythos und Wirklichkeit. Leipzig 2013, S. 81–103.

(wie Studienfreunde des Vaters, Vereinigungen und andere Pfarrersfamilien), Verwandte sowie bürgerliche Bekannte und Freund*innen.⁸⁷ Die Abschaffung von Naturalabgaben lag fast 30 Jahre zurück, als Katharina und Gustav Adolf ins Pfarrhaus zogen,⁸⁸ trotzdem erfüllte v. a. Katharina viele gärtnerische Tätigkeiten zur Versorgung des Haushalts.⁸⁹ Zu diesem gehörten neben Eltern und Kindern eine Pfarrmagd, zeitweise ältere Verwandte und ein Vikar, der Gustav Adolf aufgrund eines Schlaganfalls aus dem Jahr 1893 unterstützte.⁹⁰ Mit dem großen Haushalt, der hohen Kinderzahl, der engen Verflechtung zwischen der Familie und dem väterlichen Beruf sowie ökonomisch-versorgenden Aufgaben lassen sich im Fall des Pfarrhauses der Schlipfs teilweise Elemente des Modells des *ganzen Hauses* ausmachen, die sich innerhalb des Bürgertums zum Ende des 19. Jahrhunderts als berufsspezifische Besonderheit der Pfarrer darstellen.⁹¹

Über die Kindheit der Schlipf-Geschwister finden sich wenige Quellen, doch ist eine intensive, durch eine pietistische Frömmigkeit geprägte religiöse Sozialisation anzunehmen, wie sie sich in den Briefen der Eltern und theologischen sowie erbaulichen Schriften Gustav Adolfs auffinden lässt.⁹² Die Kinder wurden vermutlich zum Teil zu Hause unterrichtet, bevor die Söhne die Familie zeitweise für den Schulbesuch als Kostgänger verließen,⁹³ wie auch schon der Vater mit zehn Jahren.⁹⁴ Politische Verlautbarungen und Zeitdiagnosen finden sich kaum bis gar nicht in der Korrespondenz, trotzdem kann für die Schlipfs eine Verankerung

87 Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Brief) vom 12.03.1909.

88 Vgl. Ehmer 2014, S. 243f.

89 Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908.

90 Vgl. Historischer Verein Leutenbach e.V. 1996. LKAS A27 Nr. 2841,3. Bitte um Unterstützung eines Kuraufenthalts vom 18.06.1898.

91 Vgl. Janz 1994, S. 487.

92 Vgl. z. B. LUI-AA: LUI-NI-1-3 Nr. 19. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.01.1907. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. LUI-AA: LUI-NI-1-5 Nr. 42.1 Synodalaufsatz: „Die Pflege besonderer Erbauungsstunden in den Häusern ‚sogenannter Stunden‘“ vom Herbst 1880.

93 Vgl. Heinrich Betz/Hildegard Weber-Bleylem: Das humanistische Gymnasium im Kaiserreich. In: Friedrich-List-Gymnasium Reutlingen (Hg.): Festschrift des Friedrich-List-Gymnasiums Reutlingen 1987. 700 Jahre Lateinschule. 100 Jahre Gymnasium. Reutlingen 1987, S. 67–78, hier S. 67.

94 Vgl. LKAS A27 Nr. 2841,3. Lebenslauf von Gustav Adolf Schlipf vom 30.01.1865.

im protestantischen konservativ-national sozialmoralischen Milieu angenommen werden, typisch für die meisten Pfarrer und ihre Familien im Kaiserreich.⁹⁵

Wie auch sein älterer Bruder Gustav schlug Ernst Schlipf eine künstlerische Laufbahn ein und studierte von 1900 bis 1911 an der Königlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart Kunstmalerei.⁹⁶ Er spezialisierte sich auf Radierungen, Zeichnungen sowie Landschaftsmalerei.⁹⁷ Vorprägungen und Unterstützung erhielt er in der Familie.⁹⁸ Insbesondere der Vater betrieb Zeichen- und Malstudien, hegte ein Interesse für Kunst und dichtete.⁹⁹ Das Kunststudium Ernsts begleitete der Vater zugleich fordernd und fördernd.¹⁰⁰ Während seines Studiums nahm Ernst an mehreren Exkursionen in der Nähe von Hamburg und in mehreren Orten Württembergs teil, zum Ende absolvierte er den für Künstler typischen Italienaufenthalt zu Arbeits- und Studienzwecken von November 1908 bis Sommer 1909, wie schon sein Bruder Gustav zuvor. Dort war er angebunden an den Deutschen Künstlerverein.¹⁰¹ Von einem mobilen, unsteten Leben als freischaffender Kunstmaler zeugen Arbeitsaufträge im Rheinland, weitere Auslandsaufenthalte in Paris 1911/12 und erneut Italien 1914.¹⁰² Kurz nach dem Eintritt Deutschlands in den Ersten Weltkrieg meldete sich Ernst als Kriegsfreiwilliger, seine Brüder Paul und Gustav wurden auch eingezogen.¹⁰³ Er wurde am

95 Vgl. Claudius Kienzle: Mentalitätsprägung im gesellschaftlichen Wandel. Evangelische Pfarrer in einer württembergischen Wachstumsregion der frühen Bundesrepublik. Stuttgart 2012, S. 76–79.

96 Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst Schlipfs Abgangszeugnis vom 24.03.1911.

97 Vgl. ebd.

98 Vgl. Historischer Verein Leutenbach e.V. 1996.

99 Gustav Adolf veröffentlichte einige Gedichte mit religiös-erbaulichem Charakter in regionalen Zeitungen und im Selbstverlag Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-5 Nr. 42 Skizzenbücher. LUI-AA: LUI-NI-1-5 Nr. 42.1 Synodalaufsatz: ‚Die Geschichte der religiösen Kunst‘ vom Dezember 1875. LKAS A27 Nr. 2841,3. Beurteilung des Dekanats von Liederversen zu einigen Episteltexten vom 20.03.1880. Gustav Adolf Schlipf: Zur Erinnerung an die Hauptworte unsrer Predigttexte und aus Confirmationsbüchlein. Weiler zum Stein 1883.

100 Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.05.1906.

101 Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Eltern (Brief) vom November 1908. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.11.1908. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom 03.08.1909.

102 Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Brief) vom 30.09.1909. Ernst an Familie (Karte) vom 02.02.1914. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Familie (Brief) vom November 1911.

103 Paul arbeitete nach einer Kriegsverletzung beim Aufbau des Luftflughafens in Friedrichshafen und schloss 1917 zum Regierungsbaumeister ab, Heinrich war aufgrund eines Augenleidens früh vom Militärdienst ausgemustert worden. Vgl. dazu: Ministerium der öffentlichen Arbeiten: Amtliche Mitteilungen. Württemberg. In: Zentralblatt der Bauverwaltung vom 16.06.1917.

12. August 1915 an der Ostfront bei Ostrów Mazowiecka im heutigen Polen getötet.¹⁰⁴

4. Briefpraxis und Familienkultur

Mit der Vorstellung der Quellenbasis, deren methodischer Reflexion und einer biografischen Skizze der Familienmitglieder der Schlipfs ist nun das *Feld* umrissen. Die Briefe und Postkarten sollen folgend als Quellen analysiert und interpretiert, sowie die Briefpraxis und die Praktiken im Aufrechterhalten und Herstellen von Familie *dicht* beschrieben werden. Dafür werden zunächst die Rahmenbedingungen sowie Stil, Sprache und das Themenspektrum der Briefe von Sohn Ernst und den Eltern Katharina und Gustav Adolf vorgestellt. Bereits aus den formalen Merkmalen des Briefeschreibens kristallisieren sich erste Praktiken im Herstellen von Familie heraus. Diese werden dann mit einer Analyse des Inhalts der Briefe in den vier Praktiken- und Themenkomplexen ‚Schreibkonventionen‘, ‚Zeichnen und Dichten‘, ‚Schenken und Feste begehen‘ sowie ‚Erziehung per Post‘ beschrieben.

4.1 Rahmenbedingungen des Briefeschreibens

Briefe hatten sich um 1900 als Alltagsmedien und Massenphänomen etabliert.¹⁰⁵ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ermöglichten technische und politische Entwicklungen wie der Ausbau von Eisenbahn- und Schifffahrtslinien, sowie die effiziente Organisation und Internationalisierung des Postwesens schnelle und günstige Übersendungen von Post.¹⁰⁶ Ein Brief von Stuttgart nach Rom benötigte um 1900 nur wenige Tage, um seine*n Adressat*in zu erreichen

Stadtarchiv (SA) Soest C533 PA Schlipf, Paul. Bewerbung Paul Schlipfs von 1925. LKAS A127 Nr. 2028,1 PA Schlipf, Heinrich. Lebensabriß von Heinrich Schlipf.

104 Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-3 Nr. 16. Schreiben des Militär-Gouvernement zum Kriegsgrab Ernst Schlipfs vom 19.06.1917.

105 Vgl. Werner Faulstich: Mediengeschichte von 1700 bis ins 3. Jahrtausend. Göttingen 2006, S.141f.

106 Vgl. Cornelius Neusch: Briefverkehr als Medium internationaler Kommunikation im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. In: Michael North (Hg.): Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts. Köln/Weimar/Wien 1995, S. 129–156, hier S.130–139.

(vgl. Abb. 3–4).¹⁰⁷ Durch den Anstieg des allgemeinen Bildungsniveaus konnten zugleich breite Bevölkerungsschichten an der schriftlichen Korrespondenz teilnehmen.¹⁰⁸ Die verstetigten postalischen Infrastrukturen nutzten die Schlipfs als selbstverständliche Grundlage ihrer Alltagskommunikation, obwohl oder gerade, weswegen die postale Übermittlung selten in den Briefen zur Sprache kommt – zumindest, wenn diese funktioniert. Laut Poststempel oder Datumsangabe kam während Ernsts erstem Romaufenthalt 1908/09 zeitweise jeweils wöchentlich ein Brief aus Italien nach Stuttgart oder umgekehrt. Zwei Jahre später sendete Ernst seine Briefe monatlich aus Paris an die Eltern. Trotz eines liegen gebliebenen Briefs und der Kritik an verspäteten oder ausbleibenden Antworten¹⁰⁹ lässt sich ein relativ regelmäßiger Austausch zwischen Sohn und Elternteilen auch für andere Zeiträume annehmen. Die Korrespondenzen zwischen den Geschwistern sind sporadischer und oft anlassbezogen, wie etwa zum Geburtstag.¹¹⁰ Per Post wurden zudem Gepäckstücke, Lebensmittel, Geschenkpackchen, Ernsts Malutensilien oder Wäsche zum Säubern zwischen dem elterlichen Haushalt und Ernsts Studien- oder jeweiligem Aufenthaltsort im In- und Ausland verschickt sowie der Geldtransfer geregelt.¹¹¹

Diese um 1900 selbstverständlich gewordenen Infrastrukturen bezeichnet Dirk van Laak als das „kollektive Unterbewusste“¹¹² einer Gesellschaft. Unsicht-

107 Die Briefe von Katharina, Gustav Adolf und der Schwester Emma wurden gemeinsam verschickt und haben den Stuttgarter Poststempel vom 03.05.1909, der römische ist vom 05.05.1909. Vgl. dazu: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909. Emma an Ernst (Brief) vom 03.05.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 03.05.1909. Auch eine Postkarte des Vaters wurde am 21.04.1909 abgestempelt und ist bereits einen Tag später mit dem Stempel für Rom versehen. Wie viel Zeit aber zwischen Stempelung und Auslieferung der Post liegen, lässt sich nur schwer sagen. Vgl. dazu: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 21.04.1909.

108 Vgl. Schmidt 2012, S. 127.

109 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 04.02.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 24.07.1909. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909.

110 Vgl. Chronologische Übersicht der Korrespondenz, im Anhang.

111 Vgl. z. B. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908. Ernst an Eltern (Brief) vom 21.07.1903. LUI-AA: LUI-NI-1-3 Nr. 19. Katharina an Ernst (Brief) vom 21.06.1907. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Brief) vom 07.12.1908. Ernst an Familie (Brief) vom 13.12.1911.

112 Dirk van Laak: Eine kurze (Alltags-)Geschichte der Infrastruktur. Essay. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 2017. URL: <https://www.bpb.de/apuz/246420/eine-kurze-alltags-geschichte-der-infrastruktur> (11.08.2020).



Abb. 3-4: Ein Brief der Eltern an Ernst mit dem Stuttgarter Poststempel vom 3. Mai 1909 ist nur zwei Tage darauf bei Ernst in Rom, zu sehen am Poststempel auf der Rückseite.

bar und unterbewusst konnten diese Infrastrukturen jedoch nur werden, indem sie sich in die Verhaltensroutinen und das Alltagswissen ihrer Nutzer*innen einschrieben. In der Briefpraxis der Schlipfs ist dieser Prozess am Know-how um Frankierungen, Umschlag- und Papiergröße, Gewicht oder Adressierung nachvollziehbar. Solche Vorgaben im Versenden richteten sich durch Vereinheitlichungs- und Rationalisierungsprozesse im Postwesen nach bestimmten Standards und erleichterten zugleich das Versenden von Post erheblich,¹¹³ wie z. B. die Umstellung Württembergs auf reichsdeutsche Briefmarken 1902¹¹⁴ oder das Wissen um Auslieferung- und Abholzeiten der Post, welche ebenso ein Zeitbewusstsein ihrer Nutzer*innen befestigten.¹¹⁵ Häufig in den Briefen erfragt oder gleich nach Ankunft oder Umzug per Postkarte mitgeteilt ist die korrekte Adressierung, da ohne eine solche die erfolgreiche Übermittlung von Nachrichten gefährdet ist.¹¹⁶ Das muss nicht gleich den Verlust, kann aber die Unterbrechung eines Kontaktes und einer Quelle für Hilfeleistungen bedeuten. Für eine Adresse in der Stadt ist dabei die genaue Angabe von Straße, Hausnummer, Name und Beruf nötig, in kleineren Orten reichen Name, Beruf und Ortsname. So vermerkt Ernst bis zum Umzug der Eltern nur „Pfarrhaus/Kusterdingen/(Württemberg)/bei Tübingen“¹¹⁷ auf seinen Briefen und Karten (vgl. Abb. 5).

Nach 1870 trat neben den Brief die Post- und Korrespondenzkarte als preisgünstige Option,¹¹⁸ die die Schlipfs reichlich zur schnellen Übermittlung von praktischen Informationen wie etwa über den Erhalt einer Zusendung, die erfolgte Ankunft, die neue Adresse oder die Ankündigung eines ausführlichen Briefes nutzten. Schreibkonventionen wie Anrede- und Abschlussformeln, Abstände

113 Vgl. Neusch 1995, S. 134f.

114 Vgl. Wikipedia: Postgeschichte Briefmarken Württembergs. URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Postgeschichte_und_Briefmarken_W%C3%BCrttembergs (13.07.2020).

115 So erwähnt Katharina die Morgenpost, die sie abpassen will, um Ernst schnellstmöglich eine gewünschte Leinwand nach Kirchheim von Kusterdingen aus zuzuschicken. Vgl. dazu: Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907.

116 Vgl. z. B. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Gustav Mohr (Karte) vom November 1908. Katharina an Ernst (Brief) vom 04.02.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.05.1909. Ernst an Familie (Postkarte) vom 02.02.1914. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Heinrich an Ernst (Karte) vom 08.03.1909.

117 LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Karte) vom 07.07.1903.

118 Vgl. Schmidt 2012, S. 127.



Abb. 5: Die Angabe „Pfarrhaus Kusterdingen“ reicht aus, dass die Postkarte die Eltern und die noch daheim wohnenden Geschwister erreicht.

oder Schreibmittel handhabten die Schlipfs bei Postkarten lockerer.¹¹⁹ Ansichtskarten verschickten vor allem die Schlipf-Kinder als visuellen Gruß aus der Ferne.¹²⁰ Gleichzeitig bot die blanke Karte einen Rahmen für die Ergebnisse eigener Kreativität (vgl. Abb. 6).¹²¹ Weitere Kommunikationsmittel wie Telegramm und Telefon sind Ernst für schnelle Mitteilungen nicht fremd,¹²² doch findet die Kommunikation zwischen ihm und seinen Eltern hauptsächlich über den mehr Raum

119 So wird beispielsweise die Anrede abgekürzt oder weggelassen. Vgl. dazu: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 09.08.1903. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Karte) vom 27.11.1908.

120 Vgl. z. B. Ernst an Familie (Karte) vom 07.07.1903. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Gustav Mohr (Karte) vom November 1908. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Emma an Ernst (Karte) vom 21.02.1909.

121 Vgl. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 09.08.1903. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Sofie, Anna, Emma (Karte) vom 18.11.1908. Ernst an Familie (Karte) vom 28.12.1908. Ernst an Sofie (Karte) vom 16.03.1909. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 21.04.1909. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 29.03.1905. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 23.05.1905. LUI-AA: LUI-NI-1-1 Nr. 1. Ernst an Katharina (Karte) vom 06.12.1912.

122 Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Emma an Ernst (Brief) vom 05.05.1907. Ernst an Eltern (Brief) vom 11.04.1909.



Abb. 6: Ernst nutzt die blanke Postkarte gern für kleine Zeichnungen als kreativ-persönlichen Gruß an die Familie.

bietenden Brief statt.¹²³ Wurde bereits in zeitgenössischen Diskursen die Postkarte als Sinnbild für Zeitersparnis, Standardisierung und Bildkommunikation, also als Zeichen der Moderne, gehandelt, so zeigen jedoch die Korrespondenzen der Schlipfs, dass die Postkarte nicht den Brief verdrängte – wie viele kulturpessimistische Stimmen beklagten –, sondern ergänzte.¹²⁴

Als Massenkommunikationsmittel hatten sich für den Brief zu Beginn des 20. Jahrhunderts Konventionen und eine Etikette des Schreibens, Versendens und Rezipierens herausgebildet, die stark ausdifferenziert, aber doch durchgehend von bürgerlichen Wertvorstellungen des guten Tons und konzilianter, wohlmeinenden Umgangs geprägt waren. Dazu zählen Zeit- und Ortsangabe des Verfassers, rituelle Anfangs- und Schlussequenzen, die Art des Papiers und der

¹²³ Von den ca. 45 Karten im Konvolut sind ca. 20 von Mitgliedern der Familie Schlipf, zwischen 1900 bis 1914 sind es dagegen ca. 50 Briefe. Vgl. Chronologische Übersicht der Korrespondenz, im Anhang.

¹²⁴ Vgl. Felix Axster: Koloniales Spektakel in 9 x 14. Bildpostkarten im Deutschen Kaiserreich. Bielefeld 2014, S. 61–65.

Versandform, die Reaktionsdauer sowie Umfang und Inhalt des Textes.¹²⁵ Gab es seit dem 17. Jahrhundert Ratgeber, sogenannte Briefsteller, die im 19. und 20. Jahrhundert hohe Auflagenzahlen hatten,¹²⁶ wurden außerdem in der Schule und innerhalb der Familie die angemessene und richtige Art des Briefeschreibens vermittelt,¹²⁷ insbesondere in bürgerlichen Familien wie den Schlipfs kann davon ausgegangen werden. Ein geschliffener Briefstil war Zeichen von Bildung und gesellschaftlicher Stellung, der insbesondere für Frauen als wichtige Kompetenz galt.¹²⁸ In zwangloserer Anwendung finden sich Grundelemente der Briefetikette wie Ort- und Zeitangabe, Begrüßungs- und Abschiedsformeln, Grußübermittlungen und die Bezugnahme auf Schreibsituation und Empfang des letzten Briefes in allen überlieferten Briefen der Schlipfs.

Als Schreibgrundlage für Briefe verwenden Ernst und die Mutter Katharina das um 1900 für Privatpost gewöhnliche Oktavformat; den Papierbogen meist mittig gefaltet stehen vier Seiten zum Beschreiben zur Verfügung.¹²⁹ Rechts oben werden meist Ort und Zeit angegeben, nach der abgesetzten Anrede beginnt der Fließtext.¹³⁰ Während Ernst um ein klares Schriftbild mit einem breiteren Rand bemüht ist und weitere Papierbögen nummeriert, nutzt seine Mutter das Blatt stärker aus (vgl. Abb. 7). Reicht der Platz nicht, so wird welcher an den Seiten und der Absatz um die Anrede genutzt oder aber ein halber Bogen ergänzt. Der Vater Gustav Adolf nutzt für seine Briefe mit kürzerem Fließtext die gesamte

125 Vgl. Rainer Baasner: Briefkultur im 19. Jahrhundert. Kommunikation, Konvention, Postpraxis. In: Ders. (Hg.): Briefkultur im 19. Jahrhundert. Tübingen 1999, S. 1–36, hier S. 14–27.

126 Vgl. ebd., S. 26. Nickisch 1991, S. 83–89.

127 Vgl. Nickisch 1991, S. 89.

128 Vgl. Baasner 1999, S. 18. Summerfield 2019, S. 37.

129 Abgeleitet von einem Achtel eines dreimal gefalteten Papierbogens empfiehlt der Universalbriefsteller von 1909 das Oktavformat als gängige Papiergröße für den privaten Briefverkehr – wichtig sei nur die Benutzung eines ganzen Bogens. 50 Jahre zuvor kommentiert Fanny Lewald in einem Brief die Benutzung eines Oktavbogens noch ironisch. Vgl. Heinrich Brunner: Neuester Universalbriefsteller. Ein Ratgeber für Jedermann. Reutlingen 1909, S. 8. Baasner 1999, S. 21.

130 Diese formalen Konventionen sind nach Klaas-Hinrich Ehlers Teil einer Respektsemiotik – je größer der Abstand, desto mehr Ehrerbietung der*m Adressatin*en gegenüber. Sie gehen zurück auf die symbolische Repräsentanz ständischer Rangordnung, später umgemünzt in bürgerliche Respekts- und Höflichkeitsbekundungen. Vgl. dazu: Klaas-Hinrich Ehlers: Raumverhalten auf dem Papier. Der Untergang eines komplexen Zeichensystems dargestellt an Briefstellern des 19. und des 20. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik, 32/1 (2004), S. 1–31, hier S. 7–13. 20.

Stuttg. den 12. März 1809

Lieber Herr!

Ihre kleine Briefe sind Recht dankbar mir
 herzlich, die Rechte fast pflicht am Hut
 Geburtstags 9. März abgepflichte ich
 zu versetzen, und Grünsich in Säde
 in seine Jahre am ich gewacht, aber
 Jahre unser Grünsich in seine Pflichten
 bey welcher Seite ist abzugeben, ich muß
 mich künftig wieder Leinwand
 geben, wo die Geburtstags eingetragene
 sind, von dem Heizen ich fast
 nicht versichert, ob in die Zeit die
 fast, die will pflicht auf länger in
 Italien bleiben oder die die eine
 gemacht fast? Von dem ich eine
 Augen auf ein Brief mit Aufzügen in
 Leinwand, so wüßte ich in der Zeit
 bitten und so ich soll wieder
 wieder um einmaler muß, ob so
 kann in Obfiktur weiter

Abb. 7: Besonders Mutter Katharina nutzt das Papier für ihre Mitteilungen äußerst ökonomisch aus.

Breite eines Papierbogens aus, bei einem ist die Rückseite von der Schwester Emma beschrieben.¹³¹ Andererseits entschuldigt sich Emma auch bei Ernst für die schlechte Papierqualität, als einmal kein geeignetes Briefpapier zur Hand ist, sie „habe nämlich kein gewöhnliches mehr von zu haus.“¹³² Die längsten Briefe im Konvolut sind von Ernst aus Rom und Paris an seine Familie, die drei Bögen und damit zwölf Textseiten umfassen.¹³³ Ihre Briefe an Ernst schreiben Gustav Adolf, Katharina und die Schwestern einzeln, wenn auch (zeitweise) unter einem Dach wohnend.

In den durch Rationalisierung, Industrialisierung und Beschleunigung geprägten Infrastrukturen des Postwesens sowie in den normierten Vorstellungen von Stil, Form und Aufbau eines Briefes organisierten Ernst, seine Eltern und die Geschwister ihren Austausch: Zum einen passten sie sich Strukturen und Normen an, zum anderen machten sie sich diese in verschiedener Weise zunutze.

4.2 Stil, Sprache und Themen

Sind viele der zeittypischen Phrasen und Elemente der Briefetikette, die sich auch in der Korrespondenz der Schlipfs niederschlagen, gleichförmig, so zeigen sich Schreibstile und Sprache der jeweiligen Autor*innen individueller. Dabei sei angemerkt, dass die folgenden Ausführungen zum Stil von Ernst und den Eltern Katharina und Gustav Adolf sich nur auf die interne Kommunikation der Familie Schlipf beziehen.

Ungefähr ein Drittel der Korrespondenzen in den untersuchten Konvoluten sind von Ernst, davon sind zehn in Anschrift und Anrede an seine Eltern und 27 an ‚die Familie‘ gerichtet.¹³⁴ Über den Lauf mehrerer Jahre weisen diese, ob aus Rom, Paris oder Finkenwerder abgesandt, viele Ähnlichkeiten auf. Sie sind länger und beinhalten ausführliche Berichte über seine Reisen, Wanderungen und Ausflüge, neue Bekanntschaften, seinen Alltag mit Wohnungssuche, Ernährung und gesundheitlichem Befinden sowie zu seinen Malstudien und künstlerischen Aufträgen. Seinen Anspruch an seine Briefe formuliert er folgendermaßen: „alles, was

131 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. Emma an Ernst (Brief) vom 13.01.1909.

132 Emma an Ernst (Brief) vom 05.05.1907.

133 Vgl. Ernst an Familie (Brief) vom 29.11.1908. Ernst an Familie (Brief) vom 13.12.1911.

134 Vgl. Übersicht Korrespondenz nach Empfänger*innen, im Anhang.

interessant ist, so natürlich wie möglich, zu schildern.“¹³⁵ So beschreibt er Farb- und Lichtverhältnisse detailliert, macht aber auch genaue Zahlenangaben von Entfernungen, Zeiten und Größen sowie von Preisen, Mieten und Nahrungsmitteln.¹³⁶ „Natürlich“ versteht er dabei nicht als unverstellte Innerlichkeit, sondern wirklichkeitstreuere Darstellungen, die er mit bloßem Auge erfasst – ähnlich wie in seinen künstlerischen Arbeiten. Einen lebendigen Stil erreicht Ernst weiterhin durch einen lockeren Ton, er verwendet viele Adjektive, nutzt Ausrufe, wörtliche Rede und verfällt bei Erlebnissen ins Präsens. So beschreibt er etwa seine Ankunft in Hamburg per Zug: „Doch jetzt [sic], ein großartiger Anblick! Mast an Mast sieht man sich drängen unten wimmelt es von kleinen Dampfern u. Nachen.“¹³⁷

Was dagegen wenig bis gar nicht vorkommt, sind persönliche Reflexionen und Gedanken, auch seine Stimmungslage, Aussagen zu Religiosität oder Ansichten zur Politik äußert er nicht.¹³⁸ Für die an Eltern und Geschwister adressierten Briefe scheinen Ernst Themen wie Land und Leute und sein persönlicher wie beruflicher Alltag in Finkenwerder, Rom und Paris geeigneter. Offen spricht er dagegen in einigen Briefen seine körperliche Verfassung und finanzielle Angelegenheiten wie erfolgreiche Verkäufe oder Engpässe an,¹³⁹ zudem bittet er seine Eltern und Geschwister um diverse praktische Unterstützung.¹⁴⁰ Von den vorhandenen Briefen sind seine die einzigen, die an mehrere Adressat*innen gerichtet sind, in denen er also mit einer Gruppe kommuniziert, was sich auch in den allgemeinen oder unkontroversen Themen widerspiegelt. Dabei lassen sich in

135 Ernst an Eltern (Brief) vom 21.07.1903.

136 Vgl. z. B. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom 09.07.1903. Ernst an Familie (Brief) vom 28.03.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 24.07.1909. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Eltern (Brief) vom 14.04.1912. Ernst an Familie (Brief) vom 03.02.1914.

137 Ernst an Familie (Brief) vom 24.07.1909.

138 In einer Karte der Kommilitonin Marusja Foell von 1907 spricht sie Ernsts resignierte, niedergeschlagene Stimmung in Bezug auf seine künstlerischen Arbeiten an. Ihr und der Freundin Adrienne Piaget äußert er während seines ersten Romaufenthalts 1909 seinen Unwillen, zurück nach Stuttgart gehen zu wollen – in den Briefen an seine Eltern findet dies keine Erwähnung. Vgl. dazu: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Marusja Foell an Ernst (Karte) vom 31.08./13.09.1907. Marusja Foell an Ernst (Brief) vom 25.05./06.06.1909. Adrienne Piaget an Ernst (Brief) vom 20.02.1909.

139 Vgl. z. B. Ernst an Eltern (Brief) vom 11.04.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 13.12.1911. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Familie (Brief) vom 04.04.1914. Ernst an Familie (Brief) vom 23.04.1914.

140 Vgl. z. B. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom 15.03.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 23.04.1914.

den Themen der Briefe keine signifikanten Unterschiede zwischen den an seine Eltern und den an ‚die Familie‘ bzw. an „Meine Lieben“ gerichteten Briefe feststellen.

Abgesehen von den Postkarten sind Gustav Adolfs Briefe an Ernst die mitunter kürzesten im gesamten Konvolut, was auch an den durch den Schlaganfall körperlich verursachten Einschränkungen liegen kann, die sich ebenso im Schriftbild des Vaters niederschlagen.¹⁴¹ So kurz seine Briefe sind, so prägnant baut er sie auf. Dabei arbeitet er mit Absätzen, Einrückungen und Unterstreichungen, um seinen Text zu gliedern und die Kerngedanken seiner Nachricht oder der Inhaltsangabe zu einem dann folgenden Gedicht zu verdeutlichen (vgl. Abb. 8).¹⁴² Seine Briefe enthalten oft Ermahnungen zu Ernsts künstlerischer Ausbildung¹⁴³ sowie zu seinem Glauben.¹⁴⁴ Mit seinem Ruhestand und dem Umzug nach Stuttgart berichtet Gustav Adolf vermehrt von seinen Aktivitäten, vom Dichten und Malen im Garten, Besuchen und Museumsaufenthalten,¹⁴⁵ geht auf Ernsts Romschilderungen ein¹⁴⁶ und hilft ihm bei der Besorgung einiger Unterlagen.¹⁴⁷ Erzählt er von seinem Alltag, so betrifft dies seinen persönlichen. Anders als seine Frau und z. T. auch die Schwestern Sofie und Emma,¹⁴⁸ geht Gustav Adolf wenig auf andere Familienmitglieder und deren Treiben ein, wenn sie nicht im direkten Bezug zu seinen eigenen Erlebnissen stehen.

141 Im Vergleich zur gleichmäßigen Schrift Gustav Adolfs in den Briefen der 1870er Jahre sind seit seinem Schlaganfall 1893 die Buchstaben breiter, leicht nach links geneigt, erscheinen zittriger und die Tinte ist unregelmäßig verteilt. Vgl. LKAS A27 Nr. 2841,3. Bitte um Unterstützung eines Kuraufenthalts vom 18.06.1898. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909.

142 Vgl. z. B. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 17.01.1907. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 04.02.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909.

143 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.05.1906. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.

144 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 17.01.1907. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909.

145 Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 11.03.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 03.05.1909.

146 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 11.03.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909.

147 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 04.02.1909.

148 Vgl. z. B. Emma an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Sofie an Ernst (Brief) vom 23.05.1909. Katharina an Ernst (Brief) vom 05.07.1909.

Gustav Adolf bedient sich in seinen Briefen und Karten häufig einer getragenen, religiös gefärbten und emotionalen Sprache, er nutzt Ausrufe und Aufforderungen sowie als ‚emotives‘ klassifizierbare Wendungen.¹⁴⁹ Dies meint Gefühlsaussagen, die sowohl einen beschreibenden als auch verändernden Anteil haben, intensivierend, wertend oder appellierend wirken können,¹⁵⁰ wie etwa wenn ein fester Glaube bei seinem Sohn einen seiner „heißesten Wünsche erfüll[en]“¹⁵¹ würde oder er „sehr betrübt über“¹⁵² eine Mitteilung von Ernsts Professor ist und diesen „tief gebeugt“¹⁵³ nach einem Besuch verlässt. Auch flieht er Lied- und Bibelverse in seine Briefe ein¹⁵⁴ oder kurze Sentenzen („nur fromm macht fröhlich“),¹⁵⁵ sodass seine Korrespondenz an eine private Predigt für den Adressaten erinnert und man bei Gustav Adolf den lang geübten Redner wiederfindet.

Im Gegensatz zum emotionalen und rhetorisch geschulten Stil ihres Mannes sind die zwölf erhaltenen Briefe und Karten von der Mutter Katharina wesentlich nüchterner. In ihren Briefen berichtet sie regelmäßig vom Alltag im Pfarrhaus in Kusterdingen und später in Stuttgart: von den anstehenden Arbeiten, dem Wetter, Besuchen¹⁵⁶ und lokalen Neuigkeiten wie einem Zeppelinüberflug¹⁵⁷ oder dem Bau einer Schlittschuhbahn.¹⁵⁸ Sie informiert ihren Sohn Ernst über das Befinden der einzelnen Geschwister sowie anderer Verwandter oder aber gibt das Ausbleiben solcher Nachrichten an.¹⁵⁹ Auch übermittelt sie Grußbotschaften,

149 Vgl. z. B. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 17.01.1907. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 03.05.1909.

150 Zunächst dem Ansatz von John Austin als performativen Sprechakt folgend führt William Reddy den Begriff der ‚Emotives‘ für die historische und kulturwissenschaftliche Emotionsforschung noch weiter aus. Vgl. dazu: Jan Plamper: Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte. München 2012, S. 298f.

151 Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 17.01.1907.

152 Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.

153 Ebd.

154 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 17.01.1907.

155 Ebd.

156 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908. Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907. Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909. Katharina an Ernst (Brief) vom 04.02.1909.

157 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom 05.07.1909.

158 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom 04.02.1909.

159 Vgl. z. B. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908. Katharina an Ernst (Brief) vom 12.03.1909. Katharina an Ernst (Brief) vom 05.07.1909.

ermahnt ihn zu verwandtschaftlichen Verpflichtungen wie dem Schreiben von Karten, erinnert an Geburtstage und Besuche.¹⁶⁰ Des Weiteren klärt sie praktische Fragen bezüglich Nachsendungen von Gepäck, Wäsche, Malutensilien oder anderen Hilfeleistungen zum Bearbeiten seiner Aufträge.¹⁶¹ Katharina geht dabei eher assoziativ vor und lose von einem Thema zum nächsten über, ohne diese textlich besonders zu verbinden.¹⁶² Auch verwendet sie keine Gliederungsmöglichkeiten durch Absätze und nutzt Interpunktionen nur sparsam.¹⁶³ So bezieht sie sich auf das Wetter in Rom, berichtet dann von der Kälte in Stuttgart, dem nötigen Einheizen, geht über zu ihren Befürchtungen für die Blüte der Obstbäume und beendet den Satz erst mit ihren Erinnerungen an den Pfarrgarten in Kusterdingen.¹⁶⁴ Ihr Briefstil wie auch Auslassungen oder Kontraktionen – z. B. bei „Wann kannst?“¹⁶⁵ oder „habens“¹⁶⁶ – erinnern stark an ein informelles, thematisch nicht fokussiertes mündliches Gespräch. Auch sind die Ich-Anteile in ihren Karten und Briefen geringer, so nutzt sie teilweise verbergende Passivformulierungen, wie etwa beim Bericht über Besuchsvorbereitungen: „[D]ann wurde schnell voll zu Mittag gekocht u. gegessen“.¹⁶⁷ Die Orientierung an der Umgangssprache, am Mündlichen sowie die eher kollektive und verbergende Schreibperspektive kennzeichnet die Germanistin Isa Schikorsky als typisch für die Schriftlichkeit von handwerklichen und bäuerlichen Schichten.¹⁶⁸ Hier zeichnen sich (möglicherweise) die geringere schriftsprachliche Kompetenz der aus dem ländlichen Handwerkermilieu stammenden Katharina und der Bildungsunterschied sowohl zu ihrem akademisch ausgebildeten Mann und den Söhnen als auch zu ihren Töchtern ab. Sofie und Emma orientieren sich eher, wenn auch verschieden, an

160 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907. Katharina an Ernst (Brief) vom 12.03.1909. Katharina an Ernst (Brief) vom 05.07.1909.

161 Vgl. z. B. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908. Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Karte) vom 23.03.1909.

162 Vgl. z. B. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908. Katharina an Ernst (Brief) vom 21.06.1907.

163 Vgl. z. B. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908. Katharina an Ernst (Brief) vom 21.06.1907.

164 Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909.

165 Katharina an Sofie (Brief) von 1901–1908.

166 Katharina an Ernst (Brief) vom 04.02.1909.

167 Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908.

168 Vgl. Schikorsky 1990, S. 138. 307.

dem von ‚höheren Töchtern‘ des Bürgertums erwarteten Schreibstil.¹⁶⁹ Sofie nutzt eine poetisierende Sprache, antike Metaphern und biblische Wendungen, Emma schlägt einen Plauderton mit ironisch-witzigen Bemerkungen an.¹⁷⁰ Beide nutzen den Brief im Gegensatz zu ihrer Mutter zu einer bewussteren Selbstinszenierung. Diese scheint für den familiären Briefaustausch ein durch die Spontaneität des Schreibprozesses geprägten Stil für angemessen zu halten.¹⁷¹

In der Korrespondenz der Schlipfs zeigt sich eine thematische und stilistische Bandbreite, die zwar an Person und Anlass gebunden sind, aber auch geschlechts-, milieu- und religiös geprägte Aspekte aufzeigen. Bestimmte Themen wie das gegenseitige Teilen und Erfragen von Alltag, dem Befinden und von Erlebnissen finden sich in allen Briefen und Karten. Andere Themenfelder sind gebunden an die Beziehung zwischen Adressat*in und Absender*in, Stil und Sprache fungieren außerdem als wichtiges Mittel, um im Brief die Vorstellung des*der Absender*in im Beziehungsgefüge zum*zur Adressierten zu inszenieren oder aber bestimmte Anliegen zu transportieren.

4.3 Praktiken des Herstellens von Familie über das Briefeschreiben

Nach einem Blick auf die Rahmenbedingungen der Briefpraxis sowie das ‚Wie‘ des Briefeschreibens der Schlipfs sollen nun vier verschiedene Praktiken- und Themenkomplexe beschrieben werden, die sich in den Briefen als Vertextungen sozialen Geschehens niederschlagen oder mit dem Brief als Aktanten vollzogen werden.

Schreibkonventionen und das Herstellen von Nähe

Ist der alltägliche, auch räumlich bestimmte Lebenszusammenhang der Familienmitglieder durch Studium, Arbeit oder Reisen unterbrochen, so geben Briefkonventionen Formen, diese zu überbrücken oder zumindest Nähe zu simu-

169 Vgl. Gunilla-Friederike Budde: Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914. Göttingen 1992, S. 124–126. Habermas 2000, S. 232–242. Baasner 1999, S. 18. Habermas 2000, S. 24f. Summerfield 2019, S. 37.

170 Vgl. Emma an Ernst (Brief) vom 05.05.1907. Emma an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Emma an Ernst (Karte) vom 21.02.1909. Sofie an Ernst (Brief) vom 23.05.1909.

171 Vgl. Schikorsky 1990, S. 298f.

lieren. So beginnen die meisten Briefe nach der Anrede mit einer Bezugnahme auf den letzterhaltenen Brief. Der*die Schreiber*in bedankt sich und bekundet oft seine*ihre Freude über die Nachricht¹⁷² oder die „liebe[n] Worte“.¹⁷³ Die Bezugnahme dient nicht in erster Linie dazu, die sichere Übersendung zu bestätigen,¹⁷⁴ sondern knüpft an vormalige Briefe oder Karten des*der Korrespondenzpartner*in an, um die Idee eines reziproken, dialogischen Gesprächs aufrechtzuerhalten. Der Fortsetzung dieser kontinuierlichen Kette gegenseitiger Erwidern dient auch die ans Ende gesetzte Aufforderung zum erneuten Schreiben. Wie löchrig diese Kette jedoch sein kann, zeigen die Kritik am langen Warten oder der Verweis auf das Ausbleiben von Antworten, häufiger die von Bruder Paul oder der Schwester Sofie.¹⁷⁵

Neben einem stetigen Austausch dienen die typischen Schilderungen der Schreib- oder Empfangssituation zu Anfang eines Briefes dazu, einen gemeinsamen zeitlichen und situativen Rahmen zwischen Absender*in und Adressat*in zu erzeugen. So schreibt die Mutter Katharina vom Abfüllen des Heidelbeerweins, als sie eine Karte Ernsts erreicht habe,¹⁷⁶ und sichert ihm an anderer Stelle zu, sich „gleich dran machen“¹⁷⁷ zu wollen, um die gewünschten Sachen zu suchen. Auch wenn der Vater Gustav Adolf sich über die sichere Ankunft der letzten Karte freut und „nur gleich wieder schreiben [will]“,¹⁷⁸ suggeriert er nach dem Vorbild eines mündlichen Gesprächs die Unmittelbarkeit von Kommunikation. Diese imaginierte zeitliche Annäherung wird mit den Situations- und Handlungsbeschreibungen noch angereichert, wenn sich Ernst am Anfang seines Briefes in seinem Hotelzimmer bei

172 Vgl. z. B. Katharina an Ernst (Brief) vom 07.12.1908. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. Katharina an Ernst (Brief) vom 04.02.1909. Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.05.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 13.12.1911.

173 LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom 31.07.1903.

174 Der sichere Postverkehr wird in der Korrespondenz zwischen Ernst und seinen Eltern nur explizit angesprochen, nachdem ein Brief nach Italien mit wichtigen Unterlagen den Sohn nicht erreichte. Nach einigen Monaten kommt ein direkter Bezug auf den erfolgreichen Erhalt nicht mehr vor, wenn nicht mit einem persönlichen Dank verbunden (oder der Bitte um baldige Antwort). Vgl. dazu: Katharina an Ernst (Karte) vom 27.11.1908. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Karte) vom 02.12.1908. Katharina an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.

175 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom 07.12.1908. Katharina an Ernst (Brief) vom 04.02.1909. Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Brief) vom Juli 1910. Ernst an Eltern (Brief) vom 14.04.1912.

176 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907.

177 Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908.

178 Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909.

Regenwetter verortet¹⁷⁹ und Katharina ihre Briefe an den Sohn oder die Tochter „mit der großen Wasch“,¹⁸⁰ dem Abfüllen von Heidelbeerwein und dem Pflücken von Johannisbeeren beginnt.¹⁸¹ Sie spielt dabei auf bekannte Erfahrungen aus der geteilten Lebenswelt des Pfarrhauses in Kusterdingen mit Haushalt und Gartenarbeit an. Als geteilte Referenz benutzt Ernst ebenso den Reifezustand der Beeren in Finkenwerder und Kusterdingen,¹⁸² um eine Synchronisierung zwischen sich und den Eltern zu erreichen. Implizit bauen sowohl Mutter als auch Sohn an einem gemeinsamen Imaginationsraum. Bewusster gestaltet der Vater diese imaginierte Annäherung auf einer anderen Ebene in einem seiner Briefe einleitend aus:

„Lieber Ernst: Herz und Herz vereint zusammen sucht in Gottes Herze Ruh. – Bin heute schon um ½ 8 Uhr aufgestanden und möchte in der Morgenstille nun mit Gottes Herzen und deinem Herzen in Verbindung treten. Einen besonderen Grund habe ich zu dem Schreiben nicht. Du bist so fern und ich möchte dich doch an mein Herz drücken. Das ist möglich, wenn man in Gottes Herzen zusammen kommt.“¹⁸³

Für das In-Verbindung-Treten mit dem Sohn beschreibt der Vater nicht nur sein morgendliches Sitzen in der Studierstube, sondern zieht eine Parallele zwischen Briefeschreiben und Gebet, beides ein Kommunizieren mit einem physisch nicht anwesenden Gegenüber. Er versucht sich nicht nur an einer situativen Annäherung an den entfernten Sohn mit sprachlichen Mitteln – für ihn ist sogar eine Vereinigung in der gemeinsamen Suche nach Gott möglich, wozu er ein Zitat aus einer Lieddichtung des lutherisch-pietistischen Theologen Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf nutzt.¹⁸⁴ Das Briefeschreiben rückt er in eine transzendente Sphäre.

179 Vgl. Ernst an Familie (Brief) vom November 1911.

180 Katharina an Sofie (Brief) von 1901–1908.

181 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907.

182 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 09.07.1903.

183 Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.01.1907.

184 Vgl. Evangeliums.net: Art. „Herz und Herz vereint zusammen.“ In: Evangeliums.net – Das Online-Portal für Christen, 2004–2024. URL: https://www.evangeliums.net/lieder/lied_herz_und_herz_vereint_zusammen.html (13.07.2024).

Die Parts zur Schreibsituation in den Briefen verraten auch etwas über die Praxis des Briefschreibens im jeweiligen Alltag der Familienmitglieder. So werden die Briefe meist abends oder am Morgen am jeweiligen Wohnort verfasst. Ernst macht sich während seiner Aufenthalte in Rom, Paris oder Finkenwerder erst nach Ankunft und in seiner Unterkunft vor allem an Regentagen ans Schreiben.¹⁸⁵ Laut einer Beschreibung seines typischen Tagesablaufs in Paris verbringt er die Zeit nach dem Abendessen damit, Karten zu zeichnen und Korrespondenzen zu führen.¹⁸⁶ Das Schreiben findet in Rückzug und Privatheit statt, die Konzentration und eine bestimmte psychische Disposition unterstützen. Gustav Adolf bezieht dabei das Briefeschreiben und die morgendliche Andacht aufeinander.¹⁸⁷ Morgen und Abend, also vor oder nach dem Tagwerk, sind die Zeiten, in denen typischerweise auch andere Praktiken der Reflexion, Introspektion oder des zwischenmenschlichen Miteinanders angesiedelt sind.¹⁸⁸ Ruhe und Privatheit geben eine dienliche Rahmung, eine Art Atmosphäre für die vorgestellte Gesprächssituation im Brief mit. Schikorsky macht allerdings auf die Schichtspezifik der angestrebten Rahmenbedingungen aufmerksam, da für proletarische und unterbürgerliche Schichten das private Schreiben oft in einer öffentlichen Situation erfolgte.¹⁸⁹ Genderbedingte Aspekte zeigen sich in den Briefen der Mutter, die zwar auch an einem „Mittwoch früh“¹⁹⁰ oder „Montag Abend“¹⁹¹ schreibt, jedoch „in aller Eile“,¹⁹² da die „große Wasch“¹⁹³ im Pfarrhaus ansteht oder sie beim Erhalt der Post „gerade mit den Heidelbeeren beschäftigt“¹⁹⁴ ist. Als Vorsteherin eines großen Haushalts scheint sie ständig von Arbeit umringt zu sein. Zwar nimmt auch sie die gleiche Tageszeit zum Schreiben wahr, doch fehlt ihr im Gegensatz zu ihrem Sohn und ihrem Mann der Luxus einer zeitlichen und

185 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 31.7.1903. Ernst an Familie (Brief) vom November 1911. Ernst an Familie (Karte) vom 02.02.1914.

186 Vgl. Ernst an Familie (Brief) vom 13.12.1911.

187 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.01.1907.

188 Vgl. Brigitta Schmidt-Lauber: *Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung.* Frankfurt a. M. 2003. S. 104f.

189 Vgl. Schikorsky 1990, S. 57.

190 Katharina an Sofie (Brief) von 1901–1908.

191 Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908.

192 Katharina an Sofie (Brief) von 1901–1908.

193 Ebd.

194 Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907.

räumlichen Trennung von Tagesgeschäft, Kontemplation bzw. Konzentration. Daraus resultiert eine erschwerte Planbarkeit ihrer Tätigkeiten. Für Katharina stellt sich das Haus oder die Wohnung nicht als privater Rückzugsort dar, sondern als engtrenzte Sphäre weiblichen Arbeitens und Lebens.¹⁹⁵

Wird durch die Praxis des Briefeverfassens und die bestimmte Anwendung von Schreibkonventionen die Briefkorrespondenz als nahes, andauerndes Gespräch konstituiert, so markiert des Weiteren die Verwendung des Vornamens oder der Verwandtschaftsbezeichnungen in der Anrede und das ‚Du‘ den familiären Raum. Teils benutzt nicht nur Ernst die verwandtschaftlichen Bezeichnungen, wenn er seine Eltern anspricht, sondern auch die Geschwister untereinander: „Lieber Bruder!“¹⁹⁶ oder „Liebe Schwestern“.¹⁹⁷ Auffällig dabei ist, dass ‚die Schwestern‘ oder ‚die Mädchen‘ als Einheit in Begrüßungs- und Abschiedssequenzen auftreten.¹⁹⁸ Nichtverwandte, aber gut bekannte Absender*innen – darunter Kommiliton*innen Ernsts, Bekanntschaften aus seinem Arbeitsumfeld oder von seinen Auslandsaufenthalten – reden ihn als „Lieber Herr Schlipf“ oder „Werter Herr Schlipf“ an.¹⁹⁹ Drei Kollegen bzw. Kommilitonen entledigen sich dabei des ‚Herrn‘ und reden jovial von „Lieber Schlipf“ und „Mein lieber Schlipf“.²⁰⁰ Ausnahme ist die schweizerische Freundin Adrienne Piaget, die als einzige nicht verwandte Korrespondenzpartnerin in ihren Briefen Ernst duzt.²⁰¹ Die selbstverständliche innerfamiliäre Verwendung des ‚Du‘ zeigt dabei ein in Sprache über-

195 Trotzdem lässt sich hier das Modell der *seperate spheres* nicht in Reinform anwenden, da Vater und Sohn als Pfarrer und Künstler ihre Wohnstätte auch als Arbeitsorte nutzen, sie haben aber mit z. B. der Kirche, dem Amtszimmer oder einem angemieteten Atelier zusätzliche Räume. Des Weiteren ließe sich argumentieren, inwieweit das Erwähnen von Haushaltsarbeiten dem Selbstbild Katharinas als tüchtiger Pfarrfrau geschuldet ist. Vgl. dazu: Janz 1994, S. 427–433. Marion Kaplan: Freizeit-Arbeit. Geschlechterräume im deutsch-jüdischen Bürgertum 1870–1914. In: Ute Frevert (Hg.): Bürger und Bürgerinnen. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert. Göttingen 1988, S. 157–174, hier S. 157f.

196 Emma an Ernst (Karte) vom 21.02.1909. Heinrich an Ernst (Karte) vom 08.03.1909.

197 Ernst an Sofie, Anna, Emma (Karte) vom 18.11.1908.

198 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom November 1908. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.11.1908. Katharina an Ernst (Karte) vom 02.12.1908. Katharina an Ernst (Brief) vom 04.02.1909. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom Oktober 1909.

199 Z. B. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gertrud Alber an Ernst (Brief) vom August 1907. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Gisela Noack an Ernst (Brief) vom 21.07.1909.

200 Z. B. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Otto Zollinger an Ernst (Brief) vom 13.09.1909. Thomas Anton Schröter an Ernst (Brief) vom 19.09.1909.

201 Vgl. z. B. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. A. Piaget an Ernst (Brief) vom 20.02.1909.

gegangenes Familienverständnis an, welches sich 100 Jahre zuvor etabliert hatte und auf Innerlichkeit und Vertrauen basiert.²⁰²

In den routinisierten Abschlussformeln erfährt der*die Adressat*in neben einer kommunikativen, auch eine emotionale Zuwendung. So unterzeichnet Ernst seine Briefe mit „Mit herzlichen Grüßen“,²⁰³ Katharina mit „Von allen Grübe deine tr[eue] Mutter.“²⁰⁴ Die den Formeln unterliegenden Gefühlsnormen für privaten, insbesondere familiären Briefverkehr wie ‚Treue‘ und ‚Herzlichkeit‘ können aber auch individuell angepasst werden. So verstärkt Gustav Adolf die Beziehungsebene und rückt sie in einen religiös-transzendenten Raum, wenn er als „Vater, der ewig mit dir vereint bleiben möchte“²⁰⁵ unterschreibt. Emma inszeniert sich dagegen halb ironisch, halb naiv als „stets bildungsbedürftige Schwester“.²⁰⁶ Beim Bezug auf die zuletzt erhaltene Post am Anfang oder Ende eines Briefes wird oft ‚Freude‘ und ‚Dankbarkeit‘ geäußert. So schreibt Katharina: „Für deine Nachrichten besten Dank wir freuen uns immer wenn ein Brief aus Italien kommt.“²⁰⁷ Ernst „dank[t] [...] herzlich“²⁰⁸ dem Vater für dessen Gedichte und freut sich über die benötigten Kupferplatten.²⁰⁹ Die Schwester Sofie setzt am Ende eines Briefes: „Wir denken sehr viel an dich u. freuen uns aufs Wiedersehen. Lebe inzwischen recht wohl“.²¹⁰ Diese Phrasen sind nicht nur Zeichen eines angemessenen Stils im privaten Schriftverkehr, sondern Teil benennender und kommunikativer Emotionspraktiken.²¹¹ Sie orientieren sich in ihrem Ausdruck zwar stark an Normen und Klischeeformulierungen, sorgen aber für einen freundlichen, wohlwollenden Umgangston, der beim mündlichen Gespräch durch Gesten und Gebärden des Abschieds getragen wird. Ähnlich der antiken

202 Vgl. Werner Besch: Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern. Göttingen 1996, S. 103–105.

203 Z. B. Ernst an Familie (Brief) vom 15.03.1909.

204 Z. B. Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909.

205 Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.01.1907.

206 Emma an Ernst (Brief) vom 13.01.1909.

207 Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909.

208 Ernst an Eltern (Brief) vom 11.04.1909.

209 Vgl. ebd.

210 LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Sofie an Ernst (Brief) vom 27.11.1908.

211 Vgl. Monique Scheer: Emotionspraktiken. Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt. In: Matthias Beitzl/Ingo Schneider (Hg.): Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Wien 2016, S. 15–36, hier S. 31–33.

rhetorischen Strategie der *captatio benevolentiae* – dem Erzeugen von Wohlwollen²¹² – wird insbesondere am Anfang und Ende des Briefes ein positiver Bezug auf den*die Adressat*in und die Beziehungsebene zwischen den Briefpartner*innen genommen. Sie können auch als phatische Kommunikation bezeichnet werden.²¹³ Georg Simmel beschreibt gerade die Dankbarkeit als Affekt, der „durch [sein] tausendfaches Hin- und Herweben innerhalb der Gesellschaft, zu einem ihrer stärksten Bindemittel“²¹⁴ wird. So äußert Ernst in einem Brief an seine Eltern, indem er einem Missverständnis und Kritik begegnen will, zunächst Dank für deren letzten Brief und eine gemalte Karte des Vaters.²¹⁵ Neben einer strategischen Anwendung von Dank personalisiert Ernst diesen beim Erhalt von Gaben oder Post, Entschuldigungen oder Glückwünschen, indem er im Fließtext auch in den an die Familie gerichteten Briefen einzelne Personen mit „dir, liebe ...“ direkt anspricht,²¹⁶ insbesondere aber die Mutter in Bezug auf praktische Belange und Bitten.²¹⁷ Die Personalisierung stärkt neben der kommunikativen, am Gespräch orientierten Funktion die Beziehungsebene zu den einzelnen Lesenden.

Auch durch die am Ende stehende Grußübermittlung von und an andere wird der Kreis, der am Gespräch Beteiligten erweitert und das Beziehungsnetz noch einmal weiter gespannt. Katharina nimmt hier im Gegensatz zu ihrem Mann eine zentrale Rolle ein, kaum einen ihrer Briefe und Karten unterzeichnet sie, ohne Dritte durch ein „wir“ oder „Herzl. Grüße von allen“ miteinzubeziehen.²¹⁸ An anderer Stelle fügt sie der „tr[eu]en Mutter“²¹⁹ eine der zurzeit bei den Eltern wohnenden Töchter namentlich bei oder Emma oder Sofie setzen mit eigener Hand

212 Vgl. Peter Koch: *Briefkunst/Ars dictaminis*. In: Manfred Landfester/Helmuth Schneider (Hg.): *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*, Bd. 13, Stuttgart/Weimar 1999, Sp. 545–551.

213 Vgl. Djupedal 1989, S. 62.

214 Georg Simmel: *Dankbarkeit. Ein soziologischer Versuch*. In: *Der Morgen. Wochenschrift für deutsche Kultur*, 18.10.1907, S. 593–598. URL: <http://socio.ch/sim/verschiedenes/1907/dankbarkeit.htm> (19.07.2020).

215 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 03.08.1909.

216 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 15.03.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 11.04.1909. LUI-AA: LUI-NI 1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Brief) vom 22.02.1912. Ernst an Familie (Brief) vom 23.04.1914.

217 Vgl. z. B. Ernst an Eltern (Brief) vom 21.07.1903.

218 Z. B. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908. Katharina an Ernst (Brief) vom 21.06.1907. Katharina an Ernst (Karte) vom 27.11.1908.

219 Z. B. Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909.

einen Gruß an Ernst dazu.²²⁰ Katharina ist damit Hauptakteurin in der Stärkung des familiären Netzwerkes.

Mit der Orientierung an Schreibkonventionen nutzen die Schlipfs etablierte Formen, um den Hintergrund für das, was Berger/Luckmann signifikante Gespräche nennen,²²¹ auf das Medium Brief zu übertragen. Gustav Adolf, Katharina und Ernst rahmen mithilfe und entlang von Anrede-, Gruß- und Schlussformeln sowie der Bezugnahme auf Empfangs- oder Schreibsituation ihren Briefwechsel als ein nahes, intimes, stetig andauerndes Gespräch. Dessen Intimität kann auch durch die Praxis des Schreibens abends oder morgens unterstützt werden. Als ‚familiär‘ wird dieser kommunikative Binnenraum durch das ‚Du‘ und die Benennung der Briefpartner*innen als Verwandte, ‚Mutter‘, ‚Vater‘, ‚Bruder‘ und ‚Schwester‘ markiert und durch Grußübermittlungen erweitert. Katharina stellt diesen gemeinsamen Referenzrahmen durch geteilte lebensweltliche Bezüge her, der Vater gibt dem Schreibgespräch einen ideologisch-religiösen Rahmen. Als eine Art Schmieröl der andauernden Konversationsmaschine²²² werden Elemente der Briefetikette ganz selbstverständlich genutzt und befördern einen wohlwollenden Ton unter den am Schriftverkehr Beteiligten. Gleichzeitig betten die Schreibenden gesellschaftliche Vorstellungen von Familie oder Höflichkeitsbezeugungen, etwa durch Papierwahl und Abstand zwischen Anrede und Textkorpus, in ihre Korrespondenzen ein. Schreibkonventionen sind somit nicht nur Anpassungen an bzw. Beherrschung eines gesellschaftlich verlangten Stils, sondern konventionelle Mittel, um Emotionen des Wohlwollens, Sorgens und gegenseitigen Interesses zu kommunizieren, gleichzeitig die Beziehungsebene zwischen den Briefpartner*innen zu stärken oder diese strategisch einzusetzen.

Zeichnen und Dichten

Da der Hauptzweck für Ernsts Reisen nach Finkenwerder, Rom und Paris seine künstlerische Ausbildung ist, nehmen die damit verbundenen Tätigkeiten viel Raum in den Briefen an seine Eltern ein. So berichtet er von Wanderungen und

220 Vgl. Katharina an Ernst (Karte) vom 02.12.1908.

221 Vgl. Berger/Luckmann 2009, S. 163–165.

222 Vgl. Berger/Luckmann 2009, S. 165.

der Suche nach Motiven,²²³ von Galeriebesuchen,²²⁴ Kontakten zu anderen Künstlern in Rom sowie von Ausstellungen und Verkäufen;²²⁵ er erwähnt das Aktmalen²²⁶ oder berichtet von seinem Gesundheitszustand oder dem Wetter, welche ihn vom Arbeiten abhalten.²²⁷ Um jedoch Zeichnen, Malen und andere künstlerische Techniken auch professionell ausüben zu können, benötigt Ernst nicht nur eine akademische Ausbildung, sondern auch vielfache Unterstützungen und Hilfeleistungen durch seine Angehörigen. Während viele seiner Erlebnisse wie die Motivsuche oder Atelieraufenthalte Teil von Schilderungen oder Erzählberichten in den Briefen an seine Familie sind – und damit eher einen informierenden und sachorientierten Charakter haben – wendet er sich in praktischen Belangen mit Bitten appellierend an seine Familienmitglieder, vor allem an seine Mutter Katharina.²²⁸ Dies tut er recht direkt, erklärt teilweise deren Funktion und Notwendigkeit, und verlässt sich auf die Ausführung.²²⁹ Katharina und die noch zu Hause wohnenden Töchter schicken ihm insbesondere während seiner Aufenthalte im Ausland oder innerhalb des Deutschen Kaiserreichs Malutensilien wie Schirme, Druckplatten und Farben nach, erledigen Botengänge für ihn und kümmern sich um seine Korrespondenzen während Ernst in Rom oder Paris weilt.²³⁰ Auch vermittelt Katharina ihm verschiedene Aufträge und Verkäufe seiner Bilder von Verwandten und Bekannten.²³¹ Ohne die praktischen Hilfen wären die qualifizierenden Auslandsaufenthalte sowie der Aufbau einer

223 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 21.07.1903. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.11.1908. Ernst an Katharina (Karte) vom 06.12.1912.

224 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 09.07.1903. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.11.1908. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.05.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 13.12.1911.

225 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 15.03.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 28.03.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.05.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 04.04.1914.

226 Vgl. Ernst an Familie (Brief) vom 03.02.1914.

227 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 31.07.1903. Ernst an Eltern (Brief) vom 15.03.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 11.04.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 30.09.1909.

228 Vgl. Nickisch 1991, S. 12.

229 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom November 1908. Ernst an Eltern (Brief) vom 15.03.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 23.04.1914.

230 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 31.07.1903. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908. Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907. Katharina an Ernst (Karte) vom 27.11.1908. Katharina an Ernst (Brief) vom 07.12.1908. Ernst an Eltern (Brief) vom 15.03.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 04.04.1914. Ernst an Familie (Brief) vom 23.04.1914.

231 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908. Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907. Katharina an Ernst (Brief) vom 21.06.1907. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Brief) vom Katharina an Ernst (Brief) vom 26.12.1911.

professionellen Karriere und wirtschaftlichen Existenz als Kunstmaler für Ernst nur schwer möglich gewesen. Gleichzeitig sind für die Mutter Katharina die Berichte ihres Sohnes von einer erfolgreichen Ausstellung mit Verkäufen in Rom nicht nur erfreuliche und interessante Nachrichten – durch Ernsts Bitte um weitere Druckvorlagen kann sie konkret in seinen Berufsalltag, ja zu seinem beruflichen Erfolg beitragen. Ihr Bedauern, dass die betreffenden Druckplatten nicht gefunden werden konnten, äußert sie wiederholt und nachdrücklich durch mehrmalige Schilderungen der gründlichen Suche.²³² Für ihren Sohn leistet Katharina nicht nur logistische und organisatorische Unterstützung, sondern auch Beziehungsarbeit. So will sie an anderer Stelle für Ernst einen Dankesbesuch als reziproke Gegenleistung für die Hilfe des Künstlerkollegen Wilhelm Rupprecht übernehmen.²³³ Auch der Vater besorgt verschiedene Unterlagen, die Ernst für ein Stipendium in Rom benötigt, doch betont er die eigenen Mühen²³⁴ im Gegensatz zu seiner Ehefrau, die solche Beschreibungen eher mit dem Sorgen-Wollen für den Sohn verbindet.²³⁵ Zeichnen als professionelle Praktik geht daher mit logistischen, organisatorischen Unterstützungsleistungen sowie beziehungsfördernden Tätigkeiten durch die Familienmitglieder sowie Ernsts Annahme von deren Verlässlichkeit einher. Diese Akte können auch als Care-Arbeit verstanden werden, wobei auch hier die Mutter wieder eine größere Rolle spielt.²³⁶

Doch wird im Briefverkehr der Schlipfs nicht nur über Zeichnen als professionelle Praktik samt damit einhergehenden Themen, Anforderungen und deren Organisation verhandelt, sondern es schlägt sich als Teil der Familienkommunikation selbst nieder. So fallen Bilder, Zeichnungen, aber auch Gedichte auf, die entweder in einen Brief eingeschlossen oder auf der Vorderseite einer Postkarte zu

232 Vgl. Katharina an Ernst (Karte) vom 23.03.1909.

233 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.

234 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 04.02.1909.

235 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908. Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907. Katharina an Ernst (Karte) vom 23.03.1909.

236 Der aus der Geschlechterforschung stammende Begriff beschreibt leibliche und emotionale Fürsorgeleistungen, die seit der Industrialisierung eng mit Weiblichkeitskonzeptionen verbunden sind, meist im privaten Raum, unbezahlt und in asymmetrischen Verhältnissen erfolgen. Vgl. dazu: Birgit Riegraf: Care, Care-Arbeit und Geschlecht. Gesellschaftliche Veränderungen und theoretische Auseinandersetzungen. In: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden 2019, S. 763–772, hier S. 764–766.

II

Der Krieger mit der Campagna, welche
 den Ort ist in. Wenden Kopf der Ziegen-
 falls gebunden haben, die gewisse Zeit
 auch haben. Die letzten Inseln ein fast
 in demselben Ort haben. Obgleich
 die fünfzig mit dem Meer
 in. Die sind keine Ziegen sondern
 selbstgemacht
 (von Ziegen) neue Produkte,
 die welche sind einem Ort der
 haben, welche die Pflanz
 bedeckt in. und auf den Bergen
 in. Die sind den Ziegen der Fische
 die sind Ziegen in die Fische gezogen
 in. konnten nicht über Fische in.
 Fußgänger gezogen dort befestigt
 wird. Die Menschen werden
 durch einen Fischen Fing aufgelegt,
 mit welchen der Fische eingefüllt ist. Vögel
 wie auf der Ziegen. Diese Leute




Abb. 9: Ernst illustriert seine Auslandserfahrungen in den Briefen an seine Familie mitunter grafisch.

finden sind. Gerade Papier eignet sich nicht nur als Speichermedium für eine schriftbasierte Nachricht; auf ihm können zusätzliche ästhetische Objektivationen übermittelt werden. Vor allem von Ernst Schlipf und seinem Vater Gustav Adolf finden sich im erhaltenen Konvolut zahlreiche Beispiele. Von Ernst sind insgesamt 16 Zeichnungen in den Briefen und auf Karten zwischen 1903 und 1912 an seine Eltern und Geschwister erhalten,²³⁷ von Gustav Adolf sind acht selbst verfasste Gedichte²³⁸ (daneben auch zitierte Lied- oder Bibelverse) in den Briefen an seinen Sohn und eine gemalte Karte vorhanden.²³⁹

Diese verschickte Visualität konnte verschiedene Funktionen erfüllen. In den langen Briefen Ernsts, in denen er von seinen Erlebnissen auf Reisen, von Land und Leuten in Finkenwerder, Paris oder Rom berichtet, bindet er Zeichnungen illustrierend und erklärend, fast wie einen Fotoersatz, ein. So bebildert er den Bericht eines Viehmarktbesuchs nahe Rom in einen Brief vom März 1909 zur genaueren Erläuterung und Vermittlung seines durch eigene Anschauung gewonnenen Wissens mit der ihm typisch erscheinenden Kopfbedeckung von Italienerinnen sowie der Kleidung von Viehhirten (vgl. Abb. 9).²⁴⁰ Im Stil eines objektorientierten Reiseberichtes möchte er seinem Leserkreis daheim eine möglichst genaue Darstellung liefern und greift dabei bildungsbürgerliche Praktiken des Reisens auf, die auf eine lange Tradition bis ins späte 18. Jahrhundert blicken können.²⁴¹ Zugleich nimmt er den um 1900 populären Diskurs um Nationaltrachten auf, der spezifische Kleidung als Signum für eine Nation oder Region

237 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 21.07.1903. Ernst an Eltern (Brief) vom 31.07.1903. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 09.08.1903. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 29.03.1905. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 23.05.1905. Ernst an Sofie, Anna, Emma (Karte) vom 18.11.1908. Ernst an Familie (Karte) vom 28.12.1908. Ernst an Sofie (Karte) vom 16.03.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 28.03.1909. Ernst an Katharina (Karte) am 06.12.1912.

238 Fünf der acht Gedichte sind explizit betitelt mit ‚Elternfreude‘ (07.12.1908), ‚Blinder Adel‘ (04.02.1909), ‚März‘ und ‚November‘ (19.03./01.04.1909), ‚Der betagte Maler‘ (03.05.1909). Das Gedicht ‚Ohne Jesus in der Weltstadt‘ ist keinem Brief zugeordnet, findet sich aber als Abschrift auch in dem Konvolut. Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 04.02.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 03.05.1909.

239 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 21.04.1909.

240 Vgl. Ernst an Familie (Brief) vom 28.03.1909.

241 Vgl. Michael Maurer: Reiseberichte. In: Ders. (Hg.): *Aufriß der Historischen Wissenschaften*. Band 4: Quellen. Stuttgart 2002b, S. 325–348, hier S. 340–342.





Abb. 10-11: Auf Postkarten an den Vater skizziert Ernst einige seiner Studienarbeiten.

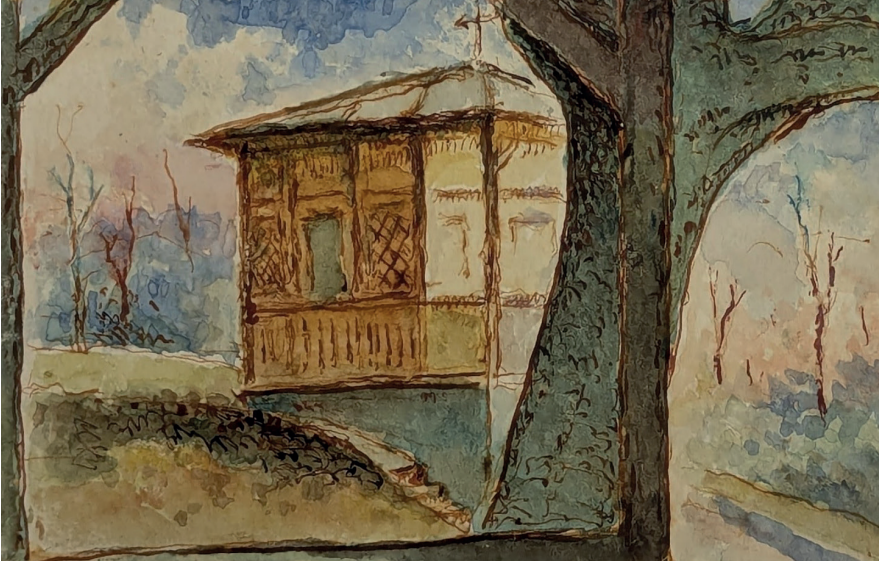


Abb. 12: Gustav Adolf probiert sich im Malen aus und sendet seinem Sohn ein Beispiel.

und deren Menschen versteht.²⁴² Seine Briefe werden durch die Verzahnung von Text und illustrierenden Zeichnungen zu einem auch ästhetischen Erzählbericht, der für einen weiteren Lesekreis, auch über Eltern und Geschwister hinaus, ansprechend wurde.²⁴³ Allerdings finden sich diese aufwendigen Beispiele nur in zwei der überlieferten Briefe aus Finkenwerder und Rom.²⁴⁴ Des Weiteren stehen Gedichte und Zeichnungen in einem erzieherischen Kontext und sind Ausdrucksformen emotionaler Annäherung, die auch in ritualisierten Grüßen wie zum Geburtstag oder Neujahr als ästhetische Zugabe Verwendung finden.²⁴⁵

242 Vgl. Lioba Keller-Drescher: Die Ordnung der Kleider. Ländliche Mode in Württemberg 1750–1850. Tübingen 2003, S. 30f.

243 Zwar nicht auf diese Briefe bezogen, so erwähnt doch Emma im Brief vom 03.05.1909, dass einer der Briefe Ernsts von der bekannten Familie Furch gelobt wurde. Wegen ihrer Ausgestaltung lässt sich ein erweiterter Leserkreis auch für die Briefe vom 21.07.1903, 31.07.1903 und 28.03.1909 annehmen. Vgl. dazu: Emma an Ernst (Brief) vom 03.05.1909.

244 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 21.07.1903. Ernst an Eltern (Brief) vom 31.07.1903. Ernst an Familie (Brief) vom 28.03.1909.

245 Auf diesen Aspekt wird in Kapitel 4.3.3 ‚Schenken und Feste begehen‘ eingegangen. Vgl. dazu: Ernst an Sofie, Anna, Emma (Karte) vom 18.11.1908. Ernst an Familie (Karte) vom 28.12.1908. Ernst an Sofie (Karte) vom 16.03.1909.

Einige der von Ernst angefertigten Karten, die speziell an den Vater adressiert sind, informieren Gustav Adolf über aktuelle Zeichen- und Malprojekte oder Fortschritte im Studium.²⁴⁶ Sie befinden sich auf stärkerem Zeichenkarton, der zur Postkarte zurechtgeschnitten wurde.²⁴⁷ Ernst zeigt seinem Vater durch eine Zeichnung seine „letzte Radierung“,²⁴⁸ einen Löwen, und hofft auf „gute Fortschritte“²⁴⁹ (vgl. Abb. 10). Für ein größeres Malprojekt schickt er dem Vater eine farbige Skizze, merkt aber selbstkritisch an, dass die „Technik [...] leider furchtbar fleckig u[nd] unrein“²⁵⁰ sei (vgl. Abb. 11). Die Karten sind gleichsam Arbeitsproben und -berichte, die der Sohn zur Begutachtung vorlegt. Er ordnet sich damit nicht nur der väterlichen Autorität unter, sondern erkennt ihn auch auf künstlerischer Ebene als Experten an. Ernst lässt so gleichzeitig seinen Vater an seinem Arbeitsalltag als Kunststudent teilhaben, wie er es auch in einem Brief aus Finkenwerder tut, indem er eine grobe Skizze einer Bildkomposition für ein Gemälde einbindet.²⁵¹ Aus den Jahren nach 1905 finden sich jedoch diese selbstgezeichneten Karten als Arbeitszeugnisse nicht mehr. Es scheint nun eher, dass der Vater den Brückenschlag mit und in der Malerei zu seinem Sohn sucht. So schickt er ihm nach seiner Pensionierung 1908 eine Federzeichnung, bei der er auch auf das Erproben bestimmter Maltechniken eingeht (vgl. Abb. 12).²⁵² Er beschreibt in kurzen Sätzen seine künstlerischen Aktivitäten: Dichten und Malen im Garten der verwandten Staigmüllers, Naturbeobachtungen, einen Galeriebesuch mit dem Sohn Gustav und Spaziergänge in der Umgebung von Stuttgart.²⁵³ Seine Schilderungen weisen Ähnlichkeiten zu denen von Ernsts Studienaufenthalten auf. Ernst geht auf die vom Vater zugesendeten Bilder in den Briefen an die Familie kurz ein, bedankt sich, lobt eine harmonische Ausgestaltung und

246 Vgl. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 09.08.1903. Ernst an Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 29.03.1905. Gustav Adolf (Karte) vom 23.05.1905.

247 Vgl. ebd.

248 Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 23.05.1905.

249 Ebd.

250 Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 29.03.1905.

251 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 21.07.1903.

252 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 21.04.1909.

253 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 15.03.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./04.01.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 03.05.1909.

die Schönheit des Gartens der Verwandten; der Austausch mit dem Vater über künstlerische Techniken und genaues Vorgehen unterbleiben aber.²⁵⁴

Wie der Vater künstlerische sowie emotionale Nähe zu seinem Sohn herstellen will, zeigt auch das Gedicht ‚Deine netten Schwälbchen sagen‘ vom 1. April 1909, das er ausgehend von einer Radierung Ernsts mit fliegenden Turmschwalben verfasst hat.²⁵⁵ Doch geht er schnell vom intertextuellen Bezug zum Werk seines Sohnes – vom Reisetmotiv der Schwalben – auf die Mahnung über, dass Sicherheit und Heimat nur im Glauben an Jesus Christus zu finden sind. So legt er den Vögeln in den Mund: „[B]ring dein Herz bei allen Klagen /zu dem Heiland! Er befreit’s.“²⁵⁶ Zwar zeigt nun er seinem Sohn die Produkte seines Dichtens, auch mehrere Gedichte in einem Brief,²⁵⁷ doch sind diese immer auch Mittel zur geistlichen Erziehung des Sohnes.²⁵⁸ In seinen Gedichten thematisiert Gustav Adolf oft den Zwiespalt zwischen der Schönheit der Natur und ihrer Vergänglichkeit sowie dem Treiben der Welt und der Gefahr der Ablenkung des*der Christ*in vom errettenden Glauben und dem Ewigen.²⁵⁹ Denn, wie er als Zweizeiler einschreibt: „Die Welt ist außen lustig, ist grün, weiß und rot/doch immer schwarzer Farbe, und finster wie der Tod.“²⁶⁰ Bei Gustav Adolf scheint die pietistische Kritik am ‚Weltlichen‘ und damit auch an der Kunst durch, denn nur durch Abgrenzung zur sündigen Umwelt kann nach der Bekehrung ein geheiligtes Leben geführt werden.²⁶¹ Mit dieser asketischen Haltung galten im Pietismus besonders die

254 Vgl. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 23.04.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.05.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 03.08.1909.

255 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909.

256 Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909.

257 Vgl. ebd.

258 Deutlich wird dies auch in den Gedichten ‚Elternfreude‘, ‚Blinder Adel‘ oder ‚Fromme römische Christen fanden...‘. Genauer wird darauf jedoch in den Kapiteln 4.3.3 ‚Schenken und Feste begehen...‘ und 4.3.4 ‚Erziehung per Post‘ eingegangen. Vgl. dazu: Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 04.02.1909.

259 Dazu vergleiche auch die Gedichte ‚Ohne Jesus in der Weltstadt‘, ‚Fromme römische Christen fanden...‘, ‚Blinder Adel‘ oder ‚Der betagte Maler‘. Vgl. dazu: Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 04.02.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 03.05.1909.

260 Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909.

261 Vgl. Hartmut Lehmann: Transformationen der Religion in der Neuzeit. Beispiele aus der Geschichte des Protestantismus. Göttingen 2007, S. 129, zit. n. Tabea Mußgnug: „Siehe, Gott hat dir Glück bei deinem Bilde gegeben“. Der württembergische Pietismus im Spiegel der schwäbischen Kunst des 19. Jahrhunderts. Unv. Diss. Universität Heidelberg 2014, S. 10.

auf die Sinne und auf Zerstreung abzielenden Künste als potenzielle Gefahr für die bekehrten Christ*innen.²⁶² Kunst konnte nur dann eine akzeptierte Form sein, wenn sie der Heiligung des Lebens galt.²⁶³ Dieser Gefährdung wohl bewusst, ermahnt Gustav Adolf seinen Sohn Ernst, dass „blo[ß] durch kernhafte Frömmigkeit [...] auch die schöne Blume der Kunst wertvoll“²⁶⁴ werde und legt ihm religiöse Künstler wie Ludwig Richter als Vorbild nahe.²⁶⁵ In seinen eigenen Gedichten wird er dieser ideologischen Ambivalenz zwischen Kunst und Glaube gerecht, indem sie alle religiösen Inhalts sind und er das im Pietismus typische Muster der Transgression häufig anwendet. Ausgehend von Natur- oder Alltagsschilderungen wechselt er in eine geistliche Deutung über.²⁶⁶ So sind die Vögel im Staigmüller’schen Garten Verkünder der Bergpredigt, der Frühling Vorbote der Auferstehung²⁶⁷ und die Schönheit der Natur Vorgeschmack des Gottesreiches.²⁶⁸

In Briefen der Mutter und auch der Schwester Sofie erfahren die dichterischen und zeichnerischen Tätigkeiten des Vaters jedoch weniger Anerkennung. So bemerkt Katharina, Gustav Adolf habe keine Zeit für andere Entscheidungen, da er wieder „mit dichten zu schaffen“²⁶⁹ habe. Sofie erwähnt an anderer Stelle halb-ironisch, der Vater habe „Pegasus wieder verlassen“²⁷⁰ und „huldig[e] wieder der Landschaftsmalerei“.²⁷¹

Malen und Zeichnen waren im Alltag der Schlipfs Praktiken, die für Ernst Teil seiner Ausbildung und seines Berufs waren. Dafür war er allerdings auf zahlreiche Unterstützungsleistungen durch seine Eltern und Geschwister angewiesen, die über Briefe organisiert und kommuniziert wurden. Für den Vater waren Malen, Zeichnen sowie Dichten ein privates Vergnügen, die – so erwecken die

262 Vgl. Jan Harasimowicz: Architektur und Kunst. In: Hartmut Lehmann (Hg.): Glaubenswelt und Lebenswelten. Göttingen 2004, S. 456–485, hier S. 456f.

263 Vgl. Mußnug 2014, S. 153f.

264 Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.01.1907.

265 Vgl. ebd.

266 Vgl. Martin Scharfe: Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus. Tübingen 1979, S. 91–96.

267 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909.

268 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 03.05.1909.

269 Katharina an Sofie (Brief) von 1901–1908.

270 Sofie an Ernst (Brief) vom 23.05.1909.

271 Ebd.

Anmerkungen der Mutter und Tochter den Anschein – weit weniger familiäres Engagement hervorriefen als für den Sohn. Gleichwohl ist für Gustav Adolf das Feld der Kunst, des Malens und Zeichnens eine geteilte Leidenschaft, die er als Verbindung zu seinem Sohn ausbauen, aber auch erzieherisch auf ihn einwirken lassen will.

Den Zeichnungen, Bildern und Gedichten ist dabei gemein, dass sie in den Briefen und Karten, welche sich als Ausdruck einer wie auch immer gearteten Beziehung verstehen lassen, als eigenständige künstlerische Objektivationen die Beziehungsebene – ob nun in illustrierender, informierender oder belehrender Funktion – unterstreichen. Sie gehen dabei über den Fließtext hinaus. Durch die eigenständige Anfertigung durch den Absender haben sie eine persönlichere, individuellere Note. Zudem wird ihnen als anerkannte künstlerisch-ästhetische Ausdrucksformen ein höherer Wert zugeschrieben. Beides wirkt auf den Brief oder die Karte zurück und steigert die Bedeutung als Beziehungszeichen.²⁷² So fordert die Mutter Ernst zur Pflege von Verwandtschaftsbeziehungen auf, indem er selbstgestaltete Karten senden oder aber ein Bild des Grabes der Großmutter anfertigen solle.²⁷³ Im nächsten Kapitel soll dieser Bedeutungsschicht im Kontext von familienzentrierten Bräuchen wie Geburtstag und Weihnachten nachgespürt werden.

Schenken und Feste begehen

Zur Herstellung von Familie bilden Bräuche und Feste Handlungsanleitungen, Strukturen sowie Deutungsreservate;²⁷⁴ insbesondere unter den Geschwistern sind sie Anlass für die Kontaktaufnahme.²⁷⁵ Briefe und Karten tragen dabei Spuren, sind aber auch selbst wichtiger Bestandteil in diesen stark vorstrukturierten Praktiken.²⁷⁶ In den untersuchten Korrespondenzkonvoluten finden sich

272 Vgl. Hartmuth Berking: *Schenken. Zur Anthropologie des Gebens*. Frankfurt a. M. 1996, S. 19–21.

273 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907. Katharina an Ernst (Brief) vom 05.07.1909.

274 Vgl. Bimmer 1994, S. 303. Gippert 2013, S. 47.

275 Vgl. Gustav an Anna (Karte) vom 16.06.1899. Heinrich an Ernst (Brief) vom 02.12.1908. Katharina an Ernst (Karte) vom 02.12.1908. Ernst an Sofie (Karte) vom 16.03.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 14.04.1912.

276 Vgl. Hermann Bausinger: *Die alltägliche Korrespondenz*. In: Klaus Beyrer/Hans-Christian Täubrich (Hg.): *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation*.

zu den Anlässen Geburtstag, Weihnachten und Neujahr ritualisierte Grüße (vgl. Abb. 13).²⁷⁷ Diese zentralen Termine für Grüße und Geschenke sind auch für Freund*innen und Bekannte wichtig,²⁷⁸ innerhalb der Kernfamilie der Schlipfs hatten sie jedoch einen verpflichtenden Charakter. So wird Ernst bei einem vergessenen Geburtstagstermin von seiner Mutter Katharina oder dem Bruder Heinrich ermahnt²⁷⁹ und sieht eine Rechtfertigung seiner selbst als nötig an.²⁸⁰ Sowohl in den Jahren 1909, 1912 als auch 1914 bittet Ernst seine Mutter um die genaue Übermittlung anstehender Geburtsdaten.²⁸¹

Mit den Geburtstagen erhält das Jahr eine zeitliche Gliederung, die für die einzelnen Familienmitglieder einen bestimmten Zeitpunkt schafft. Dessen Anerkennung ist verpflichtend und unterliegt einem reziproken Verhältnis: Die oder der Einzelne wird in und von der Gruppe gewürdigt und somit die internen Bindungen bestätigt. Wird der verpflichtende Geburtstagsgruß unterlassen, ist dies nicht nur eine Verletzung einer persönlichen Zweierbeziehung, sondern eine Verletzung der impliziten Gemeinschaftsregeln, die dann durch dritte Gruppenmitglieder, hier die Mutter, beanstandet werden kann.²⁸² Das Begehen von Geburtstagen zielt damit auf Dauer und Kontinuität sozialer Beziehungen und richtet mit den guten Wünschen einen Blick auf Zukünftiges. Ritualtheoretisch werden sie als Progressionsrituale bezeichnet, die auch als „pure rites of extended social reproduction“²⁸³ charakterisiert wurden. Mit dem Augenmerk auf das Individuum ist die Feier des Geburtstages zugleich ein modernes Phänomen, welches seit dem 18. Jahrhundert insbesondere in protestantischen Gebieten

Heidelberg 1996, S. 294–303, hier S. 298.

- 277 Vgl. z. B. Katharina an Ernst (Karte) vom 02.12.1908. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908. Ernst an Familie (Karte) vom 28.12.1908. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. Ernst an Sofie (Karte) vom 16.03.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 26.12.1911. Ernst an Eltern (Brief) vom 14.04.1912.
- 278 Vgl. z. B. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. A. Piaget an Ernst (Brief) vom 01.12.1908. Marusja Foell an Ernst (Karte) vom 10.12.1908. Klara Neuburger an Ernst (Karte) vom 22.12.1908.
- 279 Vgl. Heinrich an Ernst (Karte) vom 08.03.1909. Katharina an Ernst (Brief) vom 12.03.1909.
- 280 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 15.03.1909.
- 281 Vgl. Ernst an Familie (Brief) vom 22.02.1912.
- 282 Vgl. Berking 1996, S. 43f.
- 283 David Cheal: *The Gift Economy*. London 1988, S. 149f., zit. n. Berking 1996, S. 43.



Abb. 13: Zum Jahreswechsel 1908/09 grüßt Ernst seine Familie mit einer eigenen Zeichnung.

ausgehend von der Oberschicht begangen wurde²⁸⁴ – bei den Schlipfs gehört er zum regulären Festtagskalender.

Die Anerkennung des Geburtstags erfolgt in konventionalisierten Ausdrücken, so wünschen sich die Familienmitglieder gegenseitig „Glück“,²⁸⁵ „Heiterkeit u[nd] Gesundheit“²⁸⁶ oder auch „Glück u[nd] Segen“.²⁸⁷ Es werden also hauptsächlich irdische, auf das persönliche Wohlergehen in Gegenwart und Zukunft ausgerichtete Wünsche genannt. Wie eng jedoch der zeitliche Familienzyklus und das religiöse Jahr beieinanderliegen, zeigt die Praxis der Verwendung eines Lösungsbuches als Geburtstagskalender, also eines evangelisch-pietistischen Jahreskalenders mit zugeteilten Bibelversen und anderen erbaulichen Texten für jeden Tag.²⁸⁸ Diesen gestaltete die Mutter für ihre Kinder regelmäßig bzw. nimmt

284 Vgl. Hermann Bausinger: Happy Birthday! Zur Geschichte des Geburtstagsfestes. Tübingen 1994, S. 14–21.

285 Z. B. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908. Ernst an Eltern (Brief) vom 15.03.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 11.04.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 14.04.1912.

286 Ernst an Familie (Brief) vom 23.04.1914.

287 Katharina an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.

288 Vgl. Scharfe 1979, S. 88–90.

sich dies wieder erneut vor.²⁸⁹ Katharina agiert hier nicht nur in ihrer Rolle als Netzwerkerin zwischen den Angehörigen der Familie, sondern verrichtet „work of kinship“.²⁹⁰ Indem sie Zeit und Aufwand in das Erstellen individueller Kalender investiert, sorgt sie für das Einhalten von Geburtstagen als ritualisierter Zuneigungsgeste innerhalb der Familiengruppe.²⁹¹ Gleichzeitig legt Katharina ihren Kindern nicht nur die Einhaltung des Familienkalenders nahe, sondern ermuntert sie zur tagtäglichen Andacht.

Wurde das Übermitteln von Geburtstagsgrüßen als familieninterne Norm angesehen, variieren jedoch die Formen, wie sie beispielsweise Ernst wählt. So beglückwünscht er Mutter und Vater (nach Erinnerung durch die Mutter im vorherigen Brief) nur in einigen Zeilen in einem längeren Familienbrief.²⁹² Seinen Geschwistern Heinrich, Sofie und Anna sendet er eigene Geburtstagskarten.²⁹³ Minimale dramaturgische Anforderungen und damit eine Markierung des Besonderen, Außeralltäglichen, Festlichen erfüllt Ernst, wenn er die Gratulation mit einer direkten Anrede an die Jubilare vom restlichen Brieftext absetzt.²⁹⁴ Deutlicher wird das Herausgehobene aber an den selbstgestalteten Postkarten von Ernst an seine Geschwister. Hierbei erhält der Schreibakt der Gratulation durch die selbstangefertigte Zeichnung eine eigene, dazu einzigartige Rahmung und geht über zum eigenständigen Geschenk. Gerade in der durch den Geber erzeugten Zeichnung wird besonders deutlich, dass Person und Gegenstand sich mischen und zum materialisierten Beziehungszeichen und sozialen Bindemittel zwischen Gebenden und Empfangenden werden.²⁹⁵ Eine Zeichnung veranschaulicht zudem künstlerisches Können, Kreativität und Individualität und steht im Kontrast zu industriell Hergestelltem, wie etwa der massenproduzierten Bildpostkarte.²⁹⁶ Die Zeichnung auf der Karte fügt sich damit bestens in die bürger-

289 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom 12.03.1909.

290 Micaela di Leonardo: *The Female World of Cards and Holidays. Women, Families and the Work of Kinship*. In: *Signs – Journal of Women in Culture and Society* 12/3 (1987), S. 440–453.

291 Vgl. ebd., S. 442f.

292 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 15.03.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 11.04.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 14.04.1912. Ernst an Eltern (Brief) vom 23.04.1914.

293 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 15.03.1909. Ernst an Sofie (Karte) vom 16.03.1909. Ernst an Eltern (Brief) vom 11.04.1909.

294 Vgl. ebd.

295 Vgl. Berking 1996, S. 19–21.

296 Vgl. Axster 2014, S. 71f.

liche Logik des Schenkens ein, nach der der ökonomische Wert eines Objektes negiert und dieses allein als Ausdruck persönlicher, emotionaler Beziehungen verstanden wird.²⁹⁷ Auf die Geburtstagskarte an seine Schwester Sofie schreibt Ernst nur einige Zeilen, Hauptsache ist eine Zeichnung von ihm mit einer Militärkapelle (vgl. Abb. 14). Eine persönliche Verbindung stellt Ernst her, indem er im Text auf der Postkarte an die Schwester das Vorbild für seine Zeichnung beschreibt – die flatternden Federbüsche einer Militärkapelle durch einen aufziehenden Sturm sowie das einfallende Sonnenlicht. Im Hintergrund bleibt Rom allerdings durch die Stadtsilhouette mit dem Petersdom als signifikantem Marker erkennbar.²⁹⁸ Damit schenkt Ernst der Schwester Sofie eine persönliche Alltagsszene aus Rom und lässt sie an seinen Erlebnissen teilhaben.

Unter die Wertschätzung von Geschenken, die selbst gemacht, marktfremd und sogar künstlerische Erzeugnisse sind, fallen auch Gedichte, wie sie der Vater Gustav Adolf an Ernst verschickte. In seinem Geburtstagsbrief von 1908 an Ernst kommen aber nicht hauptsächlich persönliche, positive Würdigungen auf, sondern moralisch-religiöse Appelle.²⁹⁹ Zunächst wiederholt er in seinem Brief die Kritik von Ernsts ehemaligem Lehrer an dessen Unwilligkeit zu lernen, ehe er im dritten Abschnitt erst auf den Geburtstag seines Sohnes eingeht und ihm „mit treuer Liebe“³⁰⁰ gratuliert. Im folgenden Gedicht ‚Elternfreude‘ thematisiert er explizit die Beziehung zwischen Kind und Eltern. In einer Art Gleichnis stellt er die Mühen und Sorgen des Gärtners um einen Baum dar, in der Zeit der Reife zeigten sich dann die Früchte, die zugleich der Lohn des Gärtners sind. So sei auch die ‚Elternfreude‘, „wenn Kinder wohlgeraten.“³⁰¹ Natürlich benötige es auch den Segen Gottes dazu, doch in der vorangestellten inhaltlichen Zusammenfassung des Gedichts benennt Gustav Adolf klar die Verantwortlichkeit der Kinder.³⁰² In seiner Rolle als väterliche Autorität mahnt er Ernst also nicht nur durch seinen Bericht über den Besuch bei Professor Haug, sondern auch im geschenkten Gedicht, die Sohnespflicht zu erfüllen und sich dankbar, demütig

297 Vgl. ebd., S. 17–21.

298 Vgl. Ernst an Sofie (Karte) vom 16.03.1909.

299 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.

300 Ebd.

301 Ebd.

302 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.



Abb. 14: Ernsts Geburtstagskarte an seine Schwester Sofie.

und gehorsam gegenüber Gott, den Eltern und Lehrern zu verhalten. Dem Vater geht es demnach mit seinem Geburtstagsgruß in erster Linie nicht um eine Feier des Individuums, nicht um die persönliche Anerkennung, sondern der Sohn wird an seine Verantwortlichkeit im wechselseitigen Verhältnis innerhalb der hierarchisierten Familiengruppe erinnert. Gustav Adolf nimmt eine Bestimmung von der Beziehung zwischen Kind und Eltern sowie der Position des Sohnes als verantwortlich Gebenden vor. Den Geburtstag als Termin der persönlichen Einkehr, Buße und Neuausrichtung zu nutzen, hat eine längere protestantisch-bürgerliche Tradition.³⁰³ Ähnlich wurde auch das Neujahr in der bürgerlichen Kindererziehung gebraucht.³⁰⁴ Hieran scheint sich Gustav Adolf anzuschließen: Die unter die Gratulation gesetzten Verse sind zugleich ein mit ästhetisch-künstlerischem Aufwand verfasstes Geschenk und ein Erziehungsmittel für den Sohn. Was Ernst

303 Vgl. Michael Maurer: Kulturgeschichte. Eine Einführung. Köln 2008, S. 158.

304 Vgl. Angelika Linke: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1996, S. 294-298.

von diesem, ihn deutlich in die untere Position des zu belehrenden Kindes versetzenden Brief zu seinem 25. Geburtstag hielt, ist nicht überliefert.

Der Termin für den Austausch von Geschenken ist bei den Schlipfs hauptsächlich das Weihnachtsfest. Während seiner Aufenthalte in Rom und Paris wird der Gabentausch – in den Briefen wird das Prinzip der Gegenseitigkeit immer wieder genannt³⁰⁵ – dann per Post organisiert und Ernst erläutert Mitte Dezember 1911 die Zollbestimmungen nach Frankreich.³⁰⁶ Er erhält schließlich ein Päckchen von den Eltern und Geschwistern auch mit Selbstgemachtem wie Socken, Gebäck und wieder einem Gedicht vom Vater, samt einer darauf bezogenen Bildpostkarte.³⁰⁷ Sowohl in einem Brief der Mutter als auch der Schwester Emma drücken beide dennoch das Defizitäre des Geschenkeaustausches aus, verursacht durch die Entfernung.³⁰⁸ Ernst begegnet dem in einem Brief von 1911 neben Dankesbekundungen, indem er die Fülle der Geschenke und ihre Nützlichkeit betont. Gleiches hofft er auch für die Geschenke an die Eltern und Geschwister.³⁰⁹ Dieses Kriterium mag auf den ersten Blick nicht dem außeralltäglichen Charakter des Festes entsprechen,³¹⁰ doch vermittelt Ernst dadurch Dank für und das Bemühen um Fürsorglichkeit seiner Familie gegenüber – hier nennt er wieder explizit die Mutter und Schwester Anna.³¹¹ Trotz räumlicher Distanz wissen sie, was er wirklich benötigt.

Auf die dahinterliegenden Vorstellungen zum Weihnachtsfest lässt sich indirekt über die Schilderungen Ernsts zu den Festivitäten in Rom 1908 und Paris 1911 schließen. In Rom fände statt einer „Andachtsfeier“ ein „Volksfest“³¹² statt, in Paris würde statt Weihnachtsbaum und gemeinsamem Singen mit Kindern im „traulichen[n] Familienkreise“³¹³ sogar nur „getanzt, geflucht [und]

305 Vgl. Emma an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 26.12.1911.

306 Vgl. Ernst an Familie (Brief) vom 13.12.1911.

307 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 26.12.1911. Ernst an Familie (Brief) vom 22.02.1912.

308 Vgl. Katharina an Ernst (Karte) vom 02.12.1909. Emma an Ernst (Brief) vom 13.01.1909.

309 Vgl. Ernst an Familie (Brief) vom 26.12.1911.

310 Vgl. Winfried Gebhardt: Fest, Feier und Alltag. Über die gesellschaftliche Wirklichkeit des Menschen und ihre Deutung. Frankfurt a. M. 1987, S. 53f.

311 Vgl. Ernst an Familie (Brief) vom 26.12.1911.

312 Ernst an Familie (Karte) vom 28.12.1908.

313 Ernst an Familie (Brief) vom 26.12.1911.

gebrüllt“.³¹⁴ In dieser abgrenzenden, für Paris abschätzigen Darstellung kommuniziert Ernst neben Ungewöhnlichem und Interessantem aus der Ferne mit seinen Eltern und Geschwistern, eine Auffassung von Weihnachten, die es als Fest der Andacht, Innerlichkeit und Häuslichkeit versteht. Indirekt erhält sein Weihnachtsbild über das Ressentiment der leichtlebigen, sittenlosen Franzosen eine nationale, spezifisch ‚deutsche‘ Note.³¹⁵ Dafür greift Ernst auf ein traditionelles negatives Nationalstereotyp zurück, in welchem sich auch die nationalistische Stimmungslage vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges bemerkbar macht.³¹⁶ Auf seine Schilderungen aus Rom von 1908/09 hin, meint die jüngste Schwester Emma eine Abweichung „ganz von dem Haupt- und Grundgedanken des Christfests“³¹⁷ durch die römisch-katholische Kirche erkennen zu können. Ihr antikatholisches Vorurteil fügt sich ein in ein Weihnachtsbild, auf welches sich die Schlipfs implizit miteinander verständigt haben. Dieses bezieht nicht nur die bürgerliche Zelebrierung von familiärer Intimität mit ein, die sich im 19. Jahrhundert herausbildete,³¹⁸ sondern schließt auch ein protestantisches und nationales Überlegenheitsgefühl ein.³¹⁹ Sinnbild für die ‚deutsche Weihnacht‘ sowie die bürgerliche Familienfeier ist für Ernst der Tannenbaum. Diesen vermisst er in Italien und Frankreich, nennt ihn aber explizit bei den Feierlichkeiten, denen er an den Festtagen beiwohnt, die er mit anderen Deutschen im Rahmen künstlerischer oder christlicher Einrichtungen verbringt.³²⁰ So ist er Gast bei einer deutschen Pfarrersfamilie – der Mann unter anderem verantwortlich für die evangelische Jugendarbeit in Paris³²¹ –, bei der er auch als zeremoniellen Haupt-

314 Ebd.

315 Joe Perry: *Christmas in Germany. A Cultural History*. Chapel Hill 2010, S. 1–9.

316 Vgl. Ruth Florack: Nationenstereotype und die Konstruktion nationaler Identität. Deutschland und Frankreich im historischen Vergleich. In: *Frankreich-Jahrbuch* (2000), S. 93–106, hier S. 96–101.

317 Emma an Ernst (Brief) vom 13.01.1909.

318 Vgl. Weber-Kellermann 1976, S. 223–242.

319 Vgl. Weber-Kellermann 1976, S. 223–242. Perry 2010, S. 1–9.

320 Vgl. Ernst an Familie (Karte) vom 28.12.1908. Ernst an Familie (Brief) vom 26.12.1911.

321 Ernst bezeichnet ihn in einer seiner Briefe als Vorstand des evangelisch-christlichen Vereins, der vermutlich der deutschen evangelischen Kirche und dem Verein Christlicher Junger Männer oder einem anderen christlichen Jünglingsvereins nahe stand. Vgl. dazu: Ernst an Eltern (Brief) vom 14.04.1912. Ihre Wurzeln haben diese Vereine in der Erweckungsbewegung und den Bemühungen um junge Menschen aus der Arbeiterklasse. Vgl. dazu: Johannes Jürgensen: *Vom Jünglingsverein zur Aktionsgruppe. Kleine Geschichte der evangelischen Jugendarbeit*. Gütersloh 1980, S. 9–31.

akt den Gang ins „Bescherungszimmer [...], wo hell der Christbaum glänzte“³²² und die anschließende Geschenkübergabe schildert.³²³

Mit Geschenken und Glückwünschen wird zum Geburtstag und zu Weihnachten sowohl der*die Einzelne als auch seine*ihre Bindung und Position in der (Familien-)Gruppe gewürdigt und bestärkt. Dabei werden über Briefe und Postkarten Bräuche organisiert, performativ vollzogen sowie Deutungen verhandelt. Grußkarte, selbstverfasstes Gedicht oder der Brief selbst erhalten dabei den Charakter einer Gabe, in der sich Fürsorge, Nähe aber auch Normierung verdichtet.

Erziehung per Post

Erziehung – verstanden als intentionales Einwirken auf Einstellungen und Verhalten von Menschen durch hierarchisch Höhergestellte, wie auf Kinder durch ihre Eltern³²⁴ – durchzieht die bereits beschriebenen Themenfelder Zeichnen und Dichten sowie Feste und Bräuche. Auffällig ist dabei die dominante Rolle des Vaters gegenüber der Mutter. Bei der Durchsicht der Themen in ihren Korrespondenzen mit Ernst³²⁵ sticht ebenso eine Zweiteilung unter den Eltern ins Auge: Religion und die berufliche Ausbildung des Sohnes spricht überwiegend der Vater an, bei der Mutter Katharina sind es Ermahnungen zur verwandtschaftlichen Kontaktpflege sowie Anfragen zum leiblichen Wohlbefinden wie Essen, Kleidung und Ernsts Gesundheit. Traditionelle gender-abhängige Verantwortungsbereiche in einem patriarchalischen Familienverständnis werden hier sichtbar.³²⁶

Per Brief sendet Gustav Adolf seinem Sohn nicht nur religiös erbauliche und ermahnende Gedichte, sondern erkundigt sich regelmäßig bei Ernsts Hochschul-

322 Ernst an Familie (Brief) vom 26.12.1911.

323 Diese findet in einem Streben nach Privatheit nur mit einigen ausgewählten Gästen, getrennt vom vorherigen Essen mit vielen jungen Vereinsmitgliedern, deutschen Handwerkern, Dienstmädchen oder Kaufleuten statt. Vgl. dazu: ebd.

324 Vgl. Herbert Gudjons: Pädagogisches Grundwissen, 10. A. Bad Heilbrunn 2008, S. 196.

325 Siehe Kapitel 4.2 ‚Stil, Sprache und Themen‘.

326 Die traditionelle Rollen- und Arbeitsteilung, in der der Vater sich um die religiöse Erziehung und Ausbildung (insbesondere der Söhne) kümmerte, die Mutter um Haushalt und Gesundheit der Kinder, beschreibt Gestrich für Pfarrfamilien, besonders auf dem Lande, als bis ins 19. Jahrhundert typisch. Diese trug auch der Vorstellung vom Geistlichen als männlich kodierter, und dem erdverbundenen als weiblicher Sphäre bei. Vgl. dazu: Gestrich 1984, S. 66f.

lehrern über dessen Fortkommen und Betragen.³²⁷ Besonders die Aussagen des mit ihm befreundeten Kunstprofessors Robert von Haug³²⁸ gibt er wörtlich wieder oder schickt sogar dessen Brief vom 17. Mai 1906 mit eigenen kurzen Anmerkungen an seinen Sohn weiter.³²⁹ Durch die materielle Präsenz und die Zitate des Professors verstärkt der Vater Gustav Adolf deren Eindringlichkeit. Er pflichtet diesen nicht durch wiederholende Aufforderungen und Befehle bei, sondern trifft Ich-Aussagen oder beschreibt seine emotionalen Reaktionen. So formuliert er: „Ich [...] bin sehr betrübt über das was er [Professor Haug, A. d. V.] sagte.“³³⁰ und „So ist’s natürlich, daß ich tief gebeugt von Haug wegging.“³³¹ Oder schärfer: „Deine Führerlosigkeit gefällt mir nicht.“³³² Mit der Benennung seiner Betrübnis, ja sogar körperlichen Reaktion der Niedergeschlagenheit, zielt der Vater auf innerpsychische Prozesse seines Sohnes ab, er ruft ihn indirekt zu emotionaler Verantwortlichkeit gegenüber der Trübsal des Vaters auf und baut dadurch psychischen Druck auf, um Anpassung und Unterordnung einzufordern. Fleiß und Gehorsamkeit in seiner Ausbildung ordnet Gustav Adolf aber in einen christlichen, allumfassenden Deutungsrahmen ein, den er seinem Sohn vermitteln will.

Dafür zieht er sich an anderen Stellen in der Korrespondenz selbst als belehrendes Beispiel für seinen Sohn heran: So als positives Vorbild, denn er habe neben seine Bilder „[i]mmer [...] Gottes Wort und die Heilige Schrift“³³³ gestellt, auch wenn er relativierend zugibt, „diese treuen Freunde“³³⁴ oft vernachlässigt zu haben; oder als Warnung und Mahnung: Die Lähmung des Vaters soll den Sohn

327 Vgl. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Robert von Haug an Gustav Adolf (Brief) vom Mai 1906. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.05.1906. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.

328 Robert von Haug (1857–1922), vor allem Historien- und Schlachtenmaler beeinflusst vom Impressionismus, war Professor und Direktor der Königlichen Kunstakademie in Stuttgart. In Debatten um die Ausrichtung der Akademie war er Verfechter eines traditionellen Kunstverständnisses. Vgl. dazu: Camilla G. Kaul: Haug, Robert von. In: Andreas Beyer/Bénédicte Savoy/Wolf Tegethoff (Hg.): Allgemeines Künstlerlexikon – Internationale Künstlerdatenbank – Online, Berlin 2020. URL: https://www.degruyter.com/database/AKL/entry/_00082495/html (31.10.2020).

329 Vgl. Robert von Haug an Gustav Adolf (Brief) vom Mai 1906. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.05.1906.

330 Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.

331 Ebd.

332 Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.05.1906.

333 Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.01.1907.

334 Ebd.

an die Vergänglichkeit der Kunst erinnern, diese sei nur ein zeitlicher Gnadenbeweis Gottes, für die Ernst Dankbarkeit schulde. Das für seine Gedichte bereits beschriebene Muster der Transgression – dem Hinüberwechseln vom Profanen ins Geistliche³³⁵ – wendet Gustav Adolf auch auf die Deutung der innerfamiliären Beziehungen an. So stellt er die erblindete Tochter Anna gerade durch ihre Sehbehinderung als Hinweis auf das unsichtbare Reich Gottes³³⁶ und „mit ihrem Licht des wahren Christentums“³³⁷ als Vorbild für ihre Geschwister dar.

Sind die Aufforderungs- und Vermittlungsversuche einer persönlichen Religiosität an den Sohn deutlich von einem Hierarchiegefälle bestimmt, so sucht Gustav Adolf anderswo den Anschluss auf Augenhöhe. Auf Ernsts Berichte aus Rom – die Stadt, die der Vater neben ihrer Bedeutung als Kunstzentrum insbesondere als Wirkungsort des Apostel Paulus und der Christenverfolgung wahrnimmt³³⁸ – schiebt er seine positiven Lebenserfahrungen durch sein Christsein nach, die er auch seinem Sohn wünscht.³³⁹ Dies umschreibt er wieder mit Gefühlsaussagen wie „Glück“,³⁴⁰ „Seelenruhe“³⁴¹ und Freundschaft.³⁴² Gustav Adolfs emotionale Rede, die auf den ersten Blick den vorherrschenden Männlichkeitsvorstellungen um 1900 widersprechen mag,³⁴³ zeichnet ihn zum einen geprägt von einer pietistischen Gefühlskultur aus,³⁴⁴ zum anderen gehört eine auf Veränderung und Anleitung drängende Sprache zum beruflichen Habitus und professionellen Rüstzeug eines Pfarrers.³⁴⁵ Mit dem Verschmelzen von Pfarrer-

335 Siehe Kapitel 4.3.2 ‚Zeichnen und Dichten‘.

336 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 04.02.1909.

337 Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909.

338 Vgl. ebd. Gustav an Ernst (Karte) vom 11.03.1909. Gustav an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909.

339 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.01.1907. Gustav an Ernst (Karte) vom 11.03.1909.

340 Gustav an Ernst (Karte) vom 11.03.1909.

341 Ebd.

342 Vgl. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.01.1907.

343 Vgl. Nina Verheyen: Loving in Oblivion? Die Marginalisierung bürgerlicher Vaterliebe im Zeitalter der Professionalisierung. Eine kulturhistorische Skizze. In: Elmar Drieschner/Detlef Gaus (Hg.): Liebe in Zeiten pädagogischer Professionalisierung. Wiesbaden 2011, S. 157–178, hier S. 172.

344 Vgl. Ulrike Gleixner: Pietismus und Bürgertum. Eine historische Anthropologie der Frömmigkeit. Göttingen 2005, S. 403f.

345 Man könnte (v.a. pietistisch) geprägten Pfarrern als Experten von benennenden und regulierenden Emotionspraktiken nach Scheer bei der Ausübung von Seelsorge und Predigt bezeichnen. Vgl. dazu: Scheer 2016, S. 31–33.

und Vaterrolle, dem Nichttrennen von Beruf- und Privatperson entspricht Gustav Adolf dem zeitgenössischen Pfarrleitbild. Diesem zufolge soll die eigene Familie die erste Gemeinde des protestantischen Geistlichen und zugleich Nachweis seiner pastoralen Fähigkeiten sowie Glaubwürdigkeit sein.³⁴⁶ Seine religiöse Prägung sowie sein Habitus und Selbstverständnis als professionell-religiöser Akteur und ein normativ gewolltes Überschneiden von Beruf und Familie mögen Gustav Adolfs emotionale Ansprache an seinen Sohn befördert haben. Damit steht er im Gegensatz zu anderen Vätern seiner Zeit. Nina Verheyen vermutet für Väter um 1900 eine emotionale Marginalisierung in der Familie sowie das Fehlen legitimer Verhaltensmuster zum Ausdrücken von Liebe und Zärtlichkeit den Kindern gegenüber, weil Beruf und Familie für Männer auseinanderfielen und Männlichkeit durch Rationalität und Profession bestimmt waren.³⁴⁷ Gustav Adolf hingegen stehen zum einen durch seinen Beruf als Pfarrer und zum anderen durch seinen religiös-pietistischen Glauben Deutungsmuster zur Verfügung, die ihm die Position des fordernden, belehrenden sowie liebenden Vaters gegenüber seinem Sohn gestatten.

Wie erfolgreich Gustav Adolf in der Weitergabe seiner Glaubensvorstellungen war, lässt sich schwer sagen. Nachweise einer frommen Lebensführung und Entgegnungen zu den religiösen Aufforderungen seines Vaters liefert der Sohn Ernst in den Briefen und Karten an die Eltern und die Familie nicht. Religion taucht bei ihm eher im Befremden am Katholizismus in Italien und Frankreich³⁴⁸ oder im Nutzen von kirchlich-christlichen Netzwerken wie dem Übernachten in Pfarrhäusern oder der Unterstützung durch einen evangelischen Verein in Paris auf.³⁴⁹ Inwiefern Ernst den pietistisch geprägten Glauben der Eltern übernahm, bleibt letztendlich offen.

Dagegen erläutert Ernst in seinen Briefen während seiner Auslandsaufenthalte seinen Alltag anhand einer Art Stundenplan mit Zeitangaben für Museums-

346 Vgl. Janz 1994, S. 457f.

347 Vgl. Verheyen 2011, S. 168-172.

348 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.11.1908. Ernst an Eltern (Brief) vom 11.04.1909. Ernst an Familie (Brief) vom 26.12.1911.

349 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 09.07.1903. Ernst an Familie (Brief) vom November 1911. Ernst an Familie (Brief) vom 26.12.1911. Ernst an Familie (Brief) vom 14.04.1912. Ernst an Katharina (Karte) vom 06.12.1912.

besuche, Sprachstudium, künstlerische Studien und Essenszeiten.³⁵⁰ Auch über seine Finanzen schreibt er den Eltern, wie die genaue Summe bei erfolgreichen Verkäufen, die Preise für Miete und Nahrungsmittel oder seine noch vorhandenen Ersparnisse.³⁵¹ Neben einer Schilderung seines Alltags in der Ferne stellt sich Ernst als arbeitsamer und wirtschaftender Student bzw. Künstler dar und begegnet so den elterlichen Ansprüchen nach Fleiß und Tüchtigkeit sowie der von der Mutter oft vorgebrachten Sorge um sein leibliches Wohl.

Sie macht im Gegensatz zu ihrem Mann weit weniger Aufforderungen, sondern stellt vermehrt Fragen: „[H]ast noch Nasenbluten? Bleibst Abends zu lange auf?“³⁵² oder „[M]alst du immer fleißig?“³⁵³ In Bezug auf Religion sieht auch sie, wie der Vater Gustav Adolf, ihre Kinder in der Welt durch „böse[...] Versuchungen, böse[...] Gesellschaften“³⁵⁴ gefährdet, doch obliegt in pietistisch-protestantischer Auffassung der Glaube dem Willen des*der Einzelnen. Ermahnungen überlässt sie in diesem Punkte ihrem Mann und äußert nur in einem Brief ihre Sorge und Hoffnung, welche sie in einer Bitte an Gott um Schutz formuliert.³⁵⁵ Eindrücklich wird das andere Hierarchieverhältnis zwischen ihr und dem Sohn bei der Frage nach der weiterführenden Ausbildung des jüngsten Bruders Paul.³⁵⁶ In diese Thematik, sonst eher im Kompetenzbereich des Vaters, mischt sie sich ein, (jedoch durch Moderation und Debatte) und bittet ausdrücklich Ernst um seinen Rat.³⁵⁷ Um die berufliche Zukunft Pauls entspinnt sich eine innerfamiliäre Diskussion, an der auch die anderen Geschwister Heinrich, Emma und Sofie teilnehmen.³⁵⁸ Die Mutter strengt diese an und gibt Ernst per Brief einen Abriss der

350 Vgl. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.11.1908. Ernst an Familie (Brief) vom 13.12.1911.

351 Vgl. z. B. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.11.1908. Ernst an Familie (Brief) vom 22.02.1912. Ernst an Familie (Brief) vom 03.02.1914.

352 Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909.

353 Katharina an Ernst (Brief) vom 12.03.1909.

354 Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909.

355 Vgl. ebd.

356 Paul Schlipf, auch künstlerisch begabt, unterbrach sein Architekturstudium und verdiente sich in den Jahren 1908/1909 als Illustrator und Plakatmaler in München. Mit der Frage nach freier Berufstätigkeit oder der Beendigung seines Studiums, verbunden mit der dann nötigen finanziellen Unterstützung, wandte er sich an seine Eltern. In den Briefen wird auch eine Schlosse-rierausbildung als Alternative zum Studium für Paul diskutiert. Vgl. dazu: SA Soest Personalakte C533. Bewerbung von Paul Schlipf vom 10.01.1925.

357 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom 12.03.1909.

358 Vgl. Katharina an Sofie (Brief) von 1901–1908. Katharina an Ernst (Brief) vom 12.03.1909.

jeweiligen Meinungen und Ratschläge, die auch bewusst von anderen Bekannten eingeholt wurden.³⁵⁹ Dabei offenbart sich eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihr und ihrem Ehemann, dem sie indirekt einen zu lockeren Umgang, zu *laissez faire*, vorwirft. Sie wünscht sich für den jüngsten Sohn vor allem ökonomische Sicherheit, Leidenschaft und Talent für eine künstlerische Betätigung sind für sie – im Gegensatz zu Gustav Adolf – keine vorrangigen Argumente der Berufswahl.³⁶⁰ Neben den verschiedenen Wertvorstellungen der Elternteile, die auch an den verschiedenen Herkunftsmilieus von Handwerkerstochter und bürgerlichem Akademiker liegen mögen, zeigt die Debatte, dass für Ausbildung und Erziehung (der Söhne) der Vater zwar die entscheidende Autorität darstellt und die Mutter Katharina ihm diese Position auch einräumt. Trotzdem bleibt seine Stellung als familiäres Oberhaupt nicht unhinterfragt: Katharina klinkt sich ein, schreibt ihrem Sohn Paul separat und bindet Ernst sowie andere Geschwister per Brief in die Diskussion mit ein. Pauls Ausbildungsweg wird in den Diskussionen zwischen den Eltern und ihren volljährigen Kindern ausgehandelt, dabei wird Familie wiederum als ein diskursives Netzwerk gegenseitiger Abhängigkeiten, Hilfs- und Unterstützungsleistungen hergestellt.

Während die Mutter Katharina in den Briefen ihrem Sohn meist auf gleicher Ebene begegnet, ihn um Rat bittet und ihn in Erziehungsfragen sogar als argumentativen Mitstreiter heranzieht oder aber sorgend befragt, positioniert sich der Vater in einem stärkeren Hierarchiegefälle, welches er nutzt, um erzieherisch auf seinen Sohn einzuwirken. Dabei verwendet er verschiedene Praktiken und rhetorische Herangehensweisen: So kommuniziert er die Kontrolle der Studienleistungen und ruft Ernst direkt dazu auf, sich der väterlichen und professoralen Autorität zu fügen, anderswo ermahnt er ihn insbesondere über das Benennen seiner Gefühle zu einer emotionalen Gehorsampflicht und Verantwortung, die auf ihrer Vater-Sohn-Beziehung beruhen. Zum Dritten sucht er eine weitestgehende Annäherung an seinen Sohn und betont Gemeinsamkeiten, bei denen er nur durch sein höheres Alter und größere Lebenserfahrung Ernst weisen kann, fromm, demütig und fleißig zu sein.

359 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom 12.03.1909.

360 Vgl. ebd.

5. Doing Family per Brief und Postkarte – Zusammenfassung der Ergebnisse

Anhand der Briefe und Postkarten von dem Kunststudenten Ernst und seinen Eltern, dem Pfarrerehepaar Katharina und Gustav Adolf Schlipf sowie einigen der Geschwister zwischen ca. 1900 bis 1914 zeigte sich mit zunehmender Mobilität der Kinder durch Ausbildung und Beruf ein regelmäßiger Schriftverkehr, dessen Knotenpunkt jedoch das elterliche Heim, bis 1908 das Pfarrhaus Kusterdingen, später eine Wohnung in Stuttgart-Südheim, blieb. Als selbstverständliche Grundlage nutzten die Schlipfs postale Infrastrukturen – ein Ergebnis von Modernisierungsprozessen, besonders seit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs –, die schnelle und günstige Zusendungen gewährleisteten. Diese normierten jedoch auch das Verhalten ihrer Nutzer*innen, nicht zuletzt in deren Zeitwahrnehmung sowie ihren Erwartungen an Kommunikation, wie etwa gewünschte Meldungen per Postkarte bei Verwandten oder aber praktische Hilfeleistungen von Stuttgart aus. Hauptkommunikationsmittel für die Familienmitglieder stellte immer noch der Brief dar, ergänzt um die Postkarte, welche zur Zeit des untersuchten Briefwechsels seit ca. 40 Jahren eingeführt war. Letztere erfüllte spezifische Kommunikationsfunktionen für kurze und schnelle Informations-, aber auch Grußübermittlungen. Die vor allem von Gustav Adolf und seinem Sohn Ernst mit Zeichnungen selbstgestalteten Karten sind dabei ein sprechendes Beispiel für die Aneignung eines Massenkommunikationsmittels, welche zugleich eine Form der Distinktion im Feld des sozialen Geschmacks in der Massenkultur barg.

Die Briefpraxis der Schlipfs kennzeichnet einerseits das alltägliche, regelmäßige und sichere Nutzen von postalischen Infrastrukturen sowie eine zwanglose Orientierung an der zeitgenössischen Briefetikette und andererseits der jeweils eigene Stil der Briefverfasser*innen. Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Familienmitglieder sich in kompetenter Weise einer Kulturtechnik bedienen, die als bürgerlich beschrieben werden kann. Bei einem genaueren Blick zeigen sich jedoch im individuellen Stil und der Sprache geschlechts-, bildungs- und hierarchisch bedingte Unterschiede, wie etwa bei Katharina im Gegensatz zu ihrem Ehemann und ihrem Sohn Ernst, die beide akademisch gebildet

waren, oder aber in der Positionierung Gustav Adolfs. Dieser tritt Ernst bereits sprachlich als Erzieher in geistlicher und profaner Hinsicht gegenüber. Während seine Eltern jeweils mit ihm individuell kommunizieren, ist Ernst der Einzige im untersuchten Schriftverkehr, der seine Briefe und Postkarten an einen größeren Lesekreis – Eltern, Geschwister und zum Teil auch andere Verwandte – richtet, ihm steht damit kein Individuum, sondern eine als Familie gefasste Gruppe gegenüber.

Nach einer Charakterisierung des familiären Schriftverkehrs, seinen Rahmenbedingungen und den individuellen Schreib- und Sprachstilen wurden im zweiten Teil der Analyse Briefe als Vertextungen sozialer Praktiken gelesen und exemplarisch vier solcher Komplexe im Herstellen und Aufrechterhalten von Familie – kurz des *doing family* – beschrieben. So werden Grundelemente der Schreibkonventionen wie Anrede, Datum, Anfangs- und Schlussequenzen in erster Linie nicht für Respekts- und Höflichkeitsbekundungen verwendet, sondern zur Simulierung einer vertraulichen, auf Nähe basierenden Gesprächssituation, die den kontinuierlichen Austausch zwischen den Familienmitgliedern zeigen soll. Dazu kann die Praxis des Briefeschreibens am Tagesanfang oder -ende selbst beitragen, die für Vater und Sohn als Teil eines privaten Rückzugraumes erlebt wurde, für die Mutter jedoch in einem entgrenzten Wohn- und Arbeitsraum stattfand. Eine intime, andauernde Verbundenheit wird auch emotional grundiert, indem aus dem Repertoire von gebräuchlichen Briefkonventionen Freude, Treue und Dankbarkeit ausgedrückt werden. Als ‚familiär‘ wird dieser kommunikative Binnenraum über verwandtschaftliche Anreden und die Verwendung des ‚Du‘ markiert.

Unter ‚Zeichnen und Dichten‘ rückt der Brief sowohl als Gesprächsmedium als auch Aktant in den Blick. So regelt Ernst über Briefe und Karten vorrangig mit der Mutter und den noch daheim wohnenden Schwestern praktische Hilfs- und Unterstützungsleistungen, um seine künstlerische Betätigung professionell ausführen zu können. Die Familie zeigt sich hier als ökonomische Ressource und Sicherheitsnetz, von dem Ernst auch noch als alleinstehender, freischaffender Künstler abhängig ist und auf das er zurückgreift. Werden Zeichnen und Dichten selbst zum Teil der Kommunikation, kommt den Briefen eine neue Qualität hinzu: Als Träger der künstlerischen Objektivationen Gedicht und Bild erweitert

sich das Zeichensystem des Briefes über die Schrift hinaus und kann den Charakter einer Gabe, eines (beispielsweise hierarchischen und emotionalen) Beziehungszeichens erhalten. Ernst wertete mit seinen Zeichnungen seine Briefe ästhetisch auf und verstärkte deren informierende Absicht. Selbstgezeichnete Karten an Gustav Adolf sind nicht nur Gruß, sondern Arbeitsproben, mit denen sich Ernst der väterlichen Aufsicht unterordnet, Lernfortschritt und Fleiß zeigen will. Gustav Adolf schickt seinem Sohn Gedichte und Zeichnungen, mit denen er sich künstlerisch und emotional an den Sohn sowohl annähern als diesen auch erziehen will.

Als Gesprächsmedium und in seiner materiellen Dimension tritt der Brief auch beim Begehen von Geburtstagen und von Weihnachten hervor. So werden zum einen organisatorische Fragen wie Geschenkversand und Daten verhandelt, zum anderen werden per Brief oder Karte dann die rituellen Grüße und der Dank performativ vollzogen. Auch hierbei spielen Zeichnungen wieder eine aufwertende Rolle. Mehr oder weniger explizit werden in den Festen und Geschenken verbindende Deutungsmuster, Sinnzuschreibungen und Normen verdichtet und sich darauf verständigt: Diese sind beispielsweise die verpflichtende Verbundenheit zu den einzelnen Mitgliedern der Familiengruppe, ein Ideal von Familie bestimmt durch Intimität, aber auch ein durchaus gemeinsam geteiltes protestantisches und nationales Überlegenheitsgefühl. Das Hochhalten einer persönlichen Frömmigkeit sowie die Ermahnung gerade am Geburtstag scheinen dabei Werte und Verhaltensweisen, die dem Vater vorbehalten sind oder in dieser hohen Bedeutung nur ihm beigemessen werden.

Sind besonders die Gedichte in die Erziehungspraktiken des Vaters eingebunden, so versucht er in seinen Briefen und Karten an den Sohn über Beziehungsaussagen, emotionale Ansprachen und Ermahnungen, Ernst zu Frömmigkeit, Demut und Fleiß zu ermuntern. Diese stellt er wie auch Ernsts künstlerische Betätigungen unter einen christlich-pietistischen Deutungsrahmen, in dem seine Rolle als Vater und Seelsorger verschmelzen. Ausdruck dafür ist das Muster der Transgression, welches sich in den Gedichten als auch in den Ermahnungen Gustav Adolfs auffinden lässt.

Auch wenn Gustav Adolf über Alltagsschilderungen und die Leidenschaft zur Kunst Annäherungen zu seinem Sohn sucht, ist ihre Beziehung von einem klaren Hierarchiegefälle geprägt, das sich in der Kommunikation des Vaters niederschlägt. Anders bei der Mutter: Wenn sie ermahnt, tut sie es oft in Form von Fragen, die sich auf Gesundheit, Ernährung oder den Kontakt zu Verwandten beziehen. Auch zieht sie Ernst als Ratgeber und argumentativen Mitstreiter in der Frage nach der Ausbildung des jüngsten Sohnes Paul heran. Hier zeigen sich Gustav Adolf, Katharina, Ernst und andere Geschwister als Netzwerk – zwar geprägt von Abhängigkeiten und Hierarchiegefällen –, welches aber diskursiv auch über Distanzen hinweg per Brief Werte und Zukunftsvorstellungen aushandelt. ‚Familie‘ offenbart sich dabei besonders als dynamisches Beziehungsgeflecht.

Im Hin und Her der Briefe und Karten überbrückten Ernst, Katharina und Gustav Adolf räumliche Distanzen. Mit Alltagsberichten und Schilderungen aus der Ferne, anhand von Schreibkonventionen und Gefühlsaussagen, selbstangefertigten Zeichnungen und Gedichten, Geburtstagsgratulationen, Geschenken und Weihnachtsgrüßen ließen sie ‚voneinander wissen‘ – wie es die Mutter formuliert³⁶¹ – und stellten Nähe her. Somit wird die Konversationsmaschine der signifikanten Gespräche am Rattern gehalten und der beständige Austausch gewährleistet Kontinuität und Weiterführung der familiären Lebenswelt.³⁶²

Wie brüchig jedoch diese Nähe und Beständigkeit oft sein konnte, darauf verweisen die Einforderungen und Klagen über das Ausbleiben von Nachrichten, vergessene Gratulationen und die Wahrnehmung des Briefes als nur defizitären Ersatz für physisches Beisammensein. Nähe und Beständigkeit waren vielmehr Ideale, die hergestellt werden mussten, als soziale Wirklichkeit. Dies geschieht unter anderem in der Konstruktion von Imaginationsräumen der familiären Gemeinschaft, an denen sich die Familienmitglieder unterschiedlich beteiligen. Diese sind das ländliche Pfarrhaus mit Garten als ehemals geteilter Lebenswelt sowie der verbindende Glaube und die Hoffnung auf ein Jenseits. An Ersterem arbeiten sowohl Mutter als auch der Sohn Ernst mit, beispielsweise in der Beschreibung von Empfangs- oder Schreibsituation der Briefe oder wenn Ernst die

361 Vgl. Katharina an Ernst (Brief) vom 05.07.1909.

362 Vgl. Latzel 1998, S. 31–35.

Familienmitglieder als „wir vom Lande“³⁶³ bezeichnet. Zweiterer wird vor allem durch den Vater zur Sprache gebracht. Doch auch für Katharina ist die Jenseits Hoffnung von hoher Bedeutung, wie sie in einem Brief vom 2. Mai 1909 besonders nachdrücklich äußert:

„[I]ch möchte sie doch alle daoben in der himmlischen Heimat wieder um mich versammelt haben, wie schön würde es dann sein wenn dann alles Leid u. alle Sorgen ausgeschlossen sind u. mit einander einstimmen können in lauter loben u. danken, [...] alle sind nun zerstreut in der Welt herum und werden es noch mehr werden, bei den Mädchen handelt sich nun auch darum, so wie es in den Kinderjahren war wird es nie wieder werden auf dieser Welt, aber droben kann es noch viel schöner werden, dort gibt es gar keine Trennung mehr.“³⁶⁴

Durch den Auszug der Kinder und den Umzug nach Stuttgart wandelte sich auch die Lebenswelt der Eltern, besonders die der Mutter, stark. In einer der wenigen emotionalen Passagen in ihren Briefen fängt sie ihren Schmerz und ihre Trauer im Vorstellungsraum der christlichen Himmelsvorstellung ein, der für sie ewige Gemeinschaft mit ihren Kindern bedeutet, alle im wortwörtlichen Einklang mit dem ihr so wichtigen religiösen Deutungsrahmen. Diese Hoffnung drängt auch den Vater, Ernst immer wieder zu Frömmigkeit aufzufordern.

Ist Familie, verstanden als Gemeinschaft, für die Eltern ein wichtiges Ideal, so verdeckt diese Auffassung jedoch die einzelnen Akteur*innen, deren Rollen, Abhängigkeiten, Machtgefälle und Dynamiken. Alle beschriebenen Praktiken- und Themenkomplexe durchzieht die Kategorie Geschlecht, besonders sichtbar an der klaren Rolleneinteilung zwischen Vater und Mutter. Gustav Adolf tritt seinem Sohn in den Briefen als Erzieher entgegen, der dessen Ausbildung überwacht und zur Frömmigkeit ermahnt, was sich auch in seiner Sprache und seinem Stil niederschlägt. Katharina dagegen sorgt sich um das leibliche Wohlbefinden des Sohnes, sie erinnert an Verwandtschaftskontakte, Gratulationen und Geschenke, ist die Ansprechpartnerin für praktische Hilfsleistungen sowie Berichterstatterin über die je-

363 Ernst an Eltern (Brief) vom 03.08.1909.

364 Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909.

weilige Situation der anderen Familienmitglieder. Auch fragt sie vielmehr, als dass sie ermahnt, berichtet eher, als dass sie sich Ausrufen bedient. Diese Einteilung entspricht im Groben dem in der Forschung für das 19. Jahrhundert beschriebenen geschlechterspezifischen Rollenverständnis der bürgerlichen Kernfamilie mit dem Vater als Oberhaupt und der Mutter als Zentrum der Familie.³⁶⁵ Sie verrichtete „work of kinship“ wie das Verschicken von Einladungen, Grußkarten oder das Arrangieren von Besuchen und Festen³⁶⁶ sowie Sorgearbeit für andere.³⁶⁷ Diese geschlechterbasierte Aufteilung wurde jedoch auch immer wieder unterlaufen, wie es die Diskussion um den Ausbildungsweg von Paul Schlipf zeigt. Auch weicht die Emotionalität in den Briefen Gustav Adolfs von der Beschreibung anderer gefühlsdistanzierter bürgerlicher Väter ab.³⁶⁸ Hier macht sich die Spezifik evangelischer Pfarrfamilien bemerkbar, die zwar auch einen bürgerlichen Habitus pflegten, aber wie Janz meint, auf eigene Art. Die Väter waren mehr in die Erziehung und Ausbildung ihrer Söhne eingebunden, der Beruf des Vaters und der Privatraum der Familie fielen an vielen Stellen zusammen und die Pfarrfrau stand einem großen Haushalt, verbunden mit vielen wirtschaftlichen Aufgaben, vor.³⁶⁹

Gerade sein beruflicher Habitus und ein Amtsverständnis, in dem Vater und Pfarrer verschmelzen – Janz spricht von einem „totalen Charakter der Pfarrerrolle³⁷⁰ –, sowie die Prägung durch eine pietistische Frömmigkeit, können Erklärung für die gefühlsbetonte Rede Gustav Adolfs sein. Selbst nach dem (zeitweisen) Auszug der Kinder überwacht Gustav Adolf brieflich die Ausbildung seines Sohnes und wirkt auf ihn erzieherisch ein. Ernst unterstellt sich der väterlichen Autorität, beispielsweise mit den Arbeitsproben per Postkarte. Doch scheint er davon im späteren Verlauf seines Kunststudiums abzurücken. Die schriftliche Kommunikation bietet Ernst durch Verzögerung, Ignorieren und Auswahl der Themen, zu denen er sich im Brief äußert, mehr Freiheiten im Autoritätsverhältnis zu seinem Vater. So lassen sich gerade die thematischen Leerstellen zum Thema Religion bei Ernst als ein auch bewusster Entzug von den väterlichen Ansprüchen deuten.

365 Vgl. Gestrich 2013, S. 5f.

366 Vgl. Leonardo 1987.

367 Vgl. Riegraf 2019.

368 Vgl. Verheyen 2011, S. 166–172.

369 Vgl. Janz 1994, S. 484–487.

370 Vgl. ebd., S. 486.

Der christliche Glaube als verbindendes Element der Familie, welches im Imaginationsraum der himmlischen Gemeinschaft gipfelt, mag für die Eltern von höherer Relevanz als für den Sohn gewesen sein – oder zumindest einer anderen Auslegung gefolgt haben. Glaube und Religiosität erweisen sich so eher als fragiles, ja vielleicht sogar umstrittenes Verbindungsstück im familiären Netzwerk. Sicherer scheint das Informieren über den jeweiligen Alltag, das Wetter und Reiseerlebnisse zu sein. Statt einer Gemeinschaft zeigen sich Ernst, Katharina und Gustav Adolf als Teile eines Beziehungsgeflechts, geprägt von emotionalen Bindungen, Fürsorge und Unterstützungsleistungen, Abhängigkeiten und Machtgefällen, welches sich wandelt, während Bindungen neu ausgehandelt, gelockert oder fester gezogen werden. Die Briefe und Karten sind Ergebnis der räumlichen Entfernungen zwischen den Subjekten dieses Geflechts, zugleich aber Medium, Modifikator und Produzenten seiner Aufrechterhaltung und seines Wandels. Sie sind Aktanten und vielschichtige Vertextungen von Praktiken, Sinndeutungen und Austauschprozessen, die durch ihre Überlieferung auch Lesenden aus dem 21. Jahrhundert einen verschwommenen, lückenhaften Einblick, in die Lebenswelt und Kommunikation der Schlipfs erlauben.

6. Fazit und Ausblick

Natürlich wissen wir nach einer Durchsicht der ca. 50 Briefe von den Eltern Schlipf und ihrem Sohn Ernst weit mehr über die Familie als durch die an den Beginn gestellte Porträtaufnahme. Doch stechen einige Gemeinsamkeiten zwischen den Korrespondenzen und der Fotografie ins Auge: Sowohl Bildzentrum als auch der Knotenpunkt des familiären Schriftverkehrs sind die Eltern; Hierarchien im Bild finden sich ebenso in den Briefen zwischen Vater und Sohn wieder und das Ideal einer Gemeinschaft, vereint im Himmel, oder aber durch die geteilte Lebenswelt von Land und Pfarrhaus, werden von der Mutter und dem Sohn in den Briefen angesprochen. Die Briefe und Karten wie auch das Familienporträt wirken als Aktanten in der Hervorbringung und Aufrechterhaltung von Familie mit. Was kondensiert in der Aufnahme inszeniert ist, wird erst in den Briefen in

seinen Aushandlungs- und Herstellungsprozessen, in seiner Fragilität und Brüchigkeit sichtbar.

Durch die Lektüre der Korrespondenzen mit einem historisch-ethnografischen Blick sowie der Kontextualisierung mit weiteren Quellen (Dokumenten, amtlichen Schriftgut und Sekundärliteratur) konnte ein Verständnis für die verschriftlichten Beziehungen zwischen den Briefpartner*innen, ihren Selbstpräsentationen und Positionierungen im Briefwechsel, ihren Themen und Dynamiken entwickelt werden: So etwa für die Erziehungsbemühungen des Vaters und seine künstlerischen Annäherungsversuche an den Sohn, Ernsts Fügung in die väterliche Autorität wie auch sein angedeuteter zunehmender Entzug, die vielfältigen Anstrengungen der Mutter um Kontakt und um Verbindungen zwischen den einzelnen Familienmitgliedern, ihr Erfüllen sowie Infragestellen der geschlechtsbestimmten sozialen Rolle, das Aushandeln von praktischer familiärer Unterstützung für die berufliche Karriere des Sohnes oder aber das Verständigen auf gemeinsame Vorstellungen und Werte anlässlich des Weihnachtsfestes. Es sind vielfältige Praktiken, in denen die Mitglieder über den beständigen Austausch das Familiennetzwerk weiterführen und verändern. Diese Puzzleteile fügen sich ein in ein fragmentarisches Bild von Familie als einem dynamischen Beziehungsgeflecht geprägt von bürgerlichen, religiös-pietistischen Praktiken (in besonderer Weise bestimmt durch den Pfarrberuf) in der modernen, mobilen Industriegesellschaft Anfang des 20. Jahrhunderts. Darin agierten jedoch die einzelnen Familienmitglieder als Akteur*innen in verschiedenen Rollen und aus unterschiedlichen, teilweise sich wandelnden Positionen heraus, besonders bestimmt durch die Kategorie Geschlecht, aber auch durch Alter.

Fragt man jedoch nach den politischen Einstellungen und Zeitdiagnosen der Schlipfs, ihren Meinungen und Loyalitäten zu Parteien, zur Monarchie oder dem politischen Tagesgeschehen, so sind die untersuchten Briefe und Postkarten schlicht ungeeignete Quellen. Diese Leerstelle zeigt, dass für die Akteur*innen Politik für das Verständnis von Familie, in der Aufrechterhaltung des Netzwerkes und der Weiterführung einer gemeinsamen Lebenswelt, kein bedeutsamer Bezugspunkt (oder aber vielleicht auch zu kontrovers) war. Das angedeutete Bild kann also nicht nur durch die Auswahl der Verfasserin und durch die Überliefe-

nung, sondern auch durch die von den historischen Akteur*innen vorgenommenen thematischen Setzungen in den Briefen bloß fragmentarisch bleiben. Wie schon am Thema Religion erläutert, können Leerstellen sprechend sein. Andere Fragen der Verfasserin, warum sich Ernst Schlipf als Kriegsfreiwilliger meldete und was wohl seine Eltern davon hielten, bleiben jedoch offen. (Und sind für heutige Leser*innen sicher brennender, da sie um die einschneidenden historischen Umwälzungen durch den Ersten Weltkrieg wissen.)

Als vielsagend erweisen sich die untersuchten Briefe und Postkarten dafür jedoch in manch anderer Hinsicht. Unter Einbezug der Korrespondenzen der Geschwister ließen sich die innerfamiliären Beziehungen und Interaktionen genauer darstellen. So ließe sich am Beispiel der Töchter der Frage nach der Kategorie Geschlecht im familiären Beziehungsgeflecht genauer nachgehen. Es deuten sich etwa in Stil und Sprache von Emma und Sofies Briefen kulturelle Normen an, die im Vergleich zu den Briefen der Mutter einem anderen Ideal von Weiblichkeit folgen. Auch würde sich eine Schärfung des Blicks auf Verhältnisse von Emotionalität, Männlichkeit und protestantisch-pietistischem Glauben lohnen, wie es sich in den Erziehungspraktiken des Vaters andeutete. Ein in den Briefen von Ernst raumgreifendes Thema sind Zugfahrten und Reiseschilderungen, anhand derer sich mit Fragen der Reise- und Tourismusforschung der Blick eines jungen deutschen Künstlers auf Italien und Frankreich untersuchen ließe. Auch könnten Fragen nach der Wahrnehmung von Großstadt, der Lebenswelt eines jungen deutschen Künstlers und dem internationalen Milieu um 1900 beleuchtet werden. Die vielen Korrespondenzen Ernst Schlipfs mit Nichtverwandten erlauben Blicke in andere Beziehungen und Netzwerke, so etwa in den Kunstbetrieb um 1900. So hatte Ernst viele Kontakte zu Studentinnen der ersten sogenannten Damenklasse an der Kunstakademie Stuttgart. Verlässt man die Briefe selbst als Gegenstand, lohnt sich ebenso die Erforschung der Entstehung und Überlieferung des gesamten nun im Archiv der Alltagskultur befindlichen Nachlasses Schlipf, der auf Tradierungspraktiken, die aktive Arbeit am Familiengedächtnis und somit auf weitere historisierende Dimensionen des *doing family* verweist.

Das bereits erwähnte, aber für diese Arbeit zurückgestellte Briefkonvolut aus dem Ersten Weltkrieg könnte unter der gleichen Leitfrage wie diese Arbeit, näm-

lich nach der Aufrechterhaltung des Familiennetzwerkes und dessen Bedeutung im Kriegsalltag untersucht werden. So ließen sich in einer Art Teil zwei die Weiterführung, Modifikation oder vielleicht der Abbruch der herauskristallisierten Praktiken, Selbstpositionierungen und individuellen Umgangsweisen mit Schreibkonventionen, Festen und Bräuchen, Erziehungsansprüchen sowie dem Zeichnen und Dichten oder aber auch der Rolle des Religiösen nachspüren. Es zeigt sich, dass Briefe und Postkarten in einer historisch-ethnografisch informierten, dichten Lesart, zu der eine umfangreiche Kontextualisierung und Aufmerksamkeit für mögliche Attribute des vorgefundenen Materials gehören, als vielschichtige „Vertextungen“ sozialer Ereignisse und kultureller Praktiken³⁷¹ zur Geltung gebracht werden können. Die Verfasserin selbst hat im Laufe der Untersuchung die Kommunikation und Biografie von einigen Mitgliedern der Familie Schlipf kennengelernt. Im Prozess des ethnografischen Verstehens wurden ihr die historischen Personen zu imaginierten Bekannten, auf deren weiteres Schicksal sie neugierig wurde. In der Lebensbewältigung und Ausgestaltung familiärer Beziehungen bei den Schlipfs blitzten für die Untersuchende immer wieder Parallelen zu ihrem eigenen Kontext auf. Haben zwar Briefe in der Gegenwart durch Telefon, E-Mail, Soziale Medien und die Möglichkeiten internetbasierter Messenger ihren Platz als Alltagsmedien des beständigen kommunikativen Austauschs verloren, so sind doch in einer durch Globalisierung und Mobilität geprägten Welt Medien nach wie vor unerlässliche Akteure im Praktizieren von Familie auf Distanz.

371 Ingendahl/Keller-Drescher 2010, S. 244.

Weiße Briefe aus Chile

Identitätskonstruierende Briefpraktiken einer Schweizer Einwanderin in einer kolonialen Lebenswelt zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Rebekka Schlee

„In uns wirken widersprüchliche Identitäten, die in verschiedene Richtungen drängen, so daß unsere Identifikationen beständig wechseln. [...] Die völlig vereinheitlichte, vervollkommnete, sichere und kohärente Identität ist eine Illusion.“

Stuart Hall

„Mein lieber Ernst...“

„Punta Arenas, Détroit de Magellan, Chile den 12ten Dez. 1905
 Mein lieber Ernst,
 Nun sind es schon 3 Wochen daß ich hier angelangt bin u ich
 kann kaum glauben, daß ich in America bin.“¹

Als die gebürtige Schweizerin Adrienne Piaget zu Beginn des 20. Jahrhunderts an einen Stuttgarter Jugendfreund schreibt, finden in ihren Briefen und Fotografien sowohl die gewonnenen Eindrücke einer außereuropäischen Gesellschaft als auch das Empfinden der sie umgebenden alltäglichen bürgerlichen Lebenswelt Ausdruck. Wie zahlreiche andere Europäer*innen vor ihr, verließ sie 1905 ihre Heimat, um mit ihrem Mann in Punta Arenas, Chile, zu leben. Wirtschaftliche Gründe hatten zur Auswanderung beigetragen und so wurden die Piagets Teil der europäischen Auswanderungsbewegung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. „Insgesamt verließen in dem Zeitraum von 1824–1924 etwa 52 Millionen Europäer ihre Heimat. Davon zog es fast drei Viertel (72 %) in die U.S.A., 7 % nach Australien und etwa ein Fünftel (21 %) nach Lateinamerika.“²

Die Erfahrungen der Ausgewanderten finden sich in einer Vielzahl von Briefen an zurückgebliebene Familienangehörige und Freund*innen wieder. Das Reisen in außereuropäische Länder brachte in der Auseinandersetzung mit dem Fremden, Unbekannten auch zwangsläufig eine Beschäftigung mit dem Eigenen, Vertrauten mit sich.³ Es zeigte und schuf vorherrschende Ideen von dem, was andere

- 1 Adrienne Piaget: Brief vom 12.12.1905. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 7. In den Zitaten von Adrienne Piaget kommen neben Formen der alten Rechtschreibung immer wieder satzbautechnische und grammatikalische Fehler vor, da sie keine deutsche Muttersprachlerin war. Diese Fehler werden im Folgenden so übernommen und nicht korrigiert oder verändert.
- 2 Katharina Tietze de Soto: Deutsche Einwanderung in die chilenische Provinz Concepción 1870–1930. Frankfurt a. M. 1999, S. 11.
- 3 Vgl. Grażyna Barbara Szewczyk: (Un)heimliche Exotismen. Schwedische Orientbilder in den Reisebüchern Fredrika Bremers und Selma Lagerlöfs. In: Mirosława Czarnecka/Christa Ebert/Grażyna Barbara Szewczyk (Hg.): Der weibliche Blick auf den Orient. Reisebeschreibungen europäischer Frauen im Vergleich. Bern u. a. 2011. <https://doi.org/10.3726/978-3-0351-0162-1>, S. 99–108, hier S. 99.

ausmachte und was im Gegenzug Kennzeichnungen für die eigene Kultur wären. Bilder des Fremden wurden mit der fortschreitenden Entwicklung technischer Möglichkeiten neben den schriftlichen Zeugnissen zunehmend auch fotografisch festgehalten und konstruiert.⁴ Eine bedeutende Rolle bei der Konstituierung von Eigen- und Fremdbildern spielten um die Jahrhundertwende auch die kolonialen Zusammenhänge, in welche die Auswanderungsprozesse eingebettet waren. Denn Gedanken einer durch westliche und patriarchale Gesellschaften zu zivilisierenden Natur im Kontext eines *Neue-Welt*-Diskurses prägten „den kolonialen Blick auf Südamerika seit der Frühen Neuzeit“.⁵

In den Briefen von Adrienne Piaget sowie den beigelegten Fotografien lässt sich die eingebettete Selbstverständlichkeit bestimmter Machtverhältnisse im Alltag erkennen. Scheinbar harmlos verwoben zwischen alltäglichen Schilderungen von Haus und Familie oder Natur, lässt sich das Bild einer Lebenswelt mitunter bezogen auf Klassen- und Geschlechterrollen ablesen. Dieses Bild gibt sowohl Aufschluss über das Selbstverständnis einer bürgerlichen Frau ihrer Zeit als auch über vorherrschende gesellschaftliche und politische Strukturen, die dominant und einflussreich waren. Die den Fremdzuschreibungen zugrunde liegenden rassistischen Theorien und Vorstellungen sind so tief verwurzelt, dass sie bis heute das gesellschaftliche Weltbild prägen. Dieser Beitrag möchte den Strukturen und Ordnungen nachspüren, die das Verständnis der eigenen und der fremden Identität maßgeblich prägten und nach ihren Entstehungsweisen fragen.

Wie werden die Eigen- und Fremdbilder in Piagets Briefen und Fotografien zum Ausdruck gebracht? Wie entfalten sie durch performative Sprech- und Blickakte ihre Wirkung? Welche maßgebenden Differenzkategorien und Grenzen werden in den Briefen hinsichtlich der ethnischen, rassistischen und hierarchischen Logiken gezogen und wo zeigen sie sich? Welche Strukturen bestimmen darüber hinaus das Selbstverständnis innerhalb der eigenen nationalen Zugehörigkeit?

4 Vgl. Deutsches Schiffahrtsmuseum: „Das Andere sehen?“ Die Wahrnehmung des Fremden in fotografischen Reise- und Erinnerungsalben. URL: <https://www.dsm.museum/forschung/forschungsprojekte/das-andere-sehen-die-wahrnehmung-des-fremden-in-fotografischen-reise-und-erinnerungsalben-1> (22.04.2021).

5 Astrid Windus: A. Lübcke: Diskurstheoretische Überlegungen zu Nation. In: H-Soz-Kult, 09.02.2004. URL: <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-5598> (22.04.2021).

Welche Rolle spielt dabei das Geschlecht der Akteurin? Wie wird die eigene Identität gebildet und verstanden?

Die Einführung in das verwendete Archivmaterial sowie relevante Methoden zur historischen Ethnografie, welche in der Einleitung dieses Bandes bearbeitet werden, bilden den Ausgangspunkt. Darüber hinaus werden in diesem Beitrag Methoden der visuellen Anthropologie angesprochen sowie die Forscherinnenrolle reflektiert. Die Einbindung in theoretische Konzepte zu historischen und kulturwissenschaftlichen Briefforschungen sowie Arbeiten wichtiger Akteur*innen postkolonialer und konstruktivistischer (Gender-)Theorien sollen die Grundlage für die Analyse schaffen. Für das Verständnis der Lebenswelt der untersuchten Person ist ein Umriss der historischen Bedingungen dieser Zeit unabdingbar. Er bildet den Kontext zur anschließenden Analyse kultureller Ordnungen von Identität. Anhand verschiedener Kategorien soll zunächst mithilfe des Briefmaterials und der Einbindung der beigelegten Fotografien aufgezeigt werden, welche Grenzziehungen zwischen dem Eigenen und dem Fremden stattfinden und wie sie zur Konstruktion von Identität beitragen. Im Anschluss wird Adrienne Piaget als Individuum fokussiert und ihre bürgerliche Zugehörigkeit als Mutter und Gattin untersucht. Abschließend sollen Konstruktionsprozesse in Bezug auf eine vergangene Identität untersucht werden und mit dem Verständnis als Musikschülerin und Freundin die Prozesshaftigkeit der Identitätsbildung in ihrer zeitlichen Komponente herausgearbeitet werden.

Schlussendlich sollen Antworten auf folgende Frage gefunden werden: Welche Praktiken und Positionierungen führen zur Konstruktion der kulturellen Identität eines Individuums, dessen Briefe als weiblich, bürgerlich und Weiß gelesen werden können?

1. Alte Texte – alte Bilder – alte Wahrnehmung?

Wie in der Einleitung dieses Bandes beschrieben, sind die Briefe und Fotografien, die in dieser Forschung im Fokus stehen, Teil des Nachlasses um den Pfarrerssohn und Kunststudenten Ernst Schlipf. In diesem Beitrag steht Adrienne Piaget als Individuum mit ihren schriftlichen Repräsentationspraktiken im Vordergrund.

Ihre Briefe bieten durch den Umstand der Auswanderung und den damit verbundenen Schilderungen die ideale Möglichkeit, eine Lebenswelt mit Blick auf die eingangs gestellten Fragen nachzuzeichnen und zu verstehen. Die Briefe von Ernst Schlipf an Adrienne Piaget sind nicht im Nachlass enthalten, weswegen in diesem Beitrag nur eine Seite der Korrespondenz zwischen den beiden untersucht werden kann.

1.1 Das Konvolut: ein Briefwechsel mit Fotografien von 1905–1911

Zur besseren Aufbereitung wurden die acht Briefe mit den insgesamt 30 beigelegten Fotografien und zwei Postkarten digitalisiert und transkribiert.⁶ Von einer kurzen Anmerkung auf einer Postkarte reichen die schriftlichen Mitteilungen bis hin zu einem zehnsseitigen Brief. Auf den gefalteten Papierbögen der Briefe steht der Text in einer Form der gotischen Schrift, welche handgeschrieben als *deutsche Kurrentschrift* bezeichnet wird.⁷ Die mit Tinte geschriebenen Schriftzeichen stehen in typischer Rechtslage.⁸ Da zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch der gleichzeitige Gebrauch von Kurrenter und Lateinischer Schrift üblich war, wurden die beiden Schriften oft vermischt. Anreden, Ortsnamen und Adressen wurden in der Regel in lateinischen Buchstaben geschrieben.⁹ Die Tendenz, die lateinische Schrift für die Adressierung zu nutzen, ist vor allem auf den Briefumschlägen von Piaget gut erkennbar. Mit fortschreitender Zeit verändert sich ihre Schriftform auch auf den Briefseiten und nimmt zunehmend die Züge der lateinischen Schrift, auch *Antiqua* genannt, an.¹⁰ So nutzt sie in ihren späteren Briefen vermehrt das lateinische *a* und *u*, wie auch manchmal das *e*. Generell kann man bei Piagets Schreibstil auch eine Vermischung der Rechtschreibung feststellen. Dabei ist der Einfluss ihrer französischen Muttersprache deutlich erkennbar.

Oft ist der Text am Ende des Briefes in vertikaler Richtung auf der ersten Textseite mit der Anrede und dem Datum untergebracht. Aus den Briefumschlägen

6 Dem ersten Brief vom 12.12.1905 liegen zwölf Fotografien, dem zweiten vom 20.04.1906 liegen 16 Fotografien und dem fünften Brief vom 21.07.1907 liegen zwei Fotografien bei.

7 Vgl. Karl Glad: *Deutsche Schriftfibel. Anleitung zur Lektüre der Kurrentschrift des 17.–20. Jahrhunderts.* Graz 1976, S. 7.

8 Vgl. ebd., S. 33.

9 Vgl. ebd., S. 19.

10 Vgl. ebd., S. 8.

und Postkarten wurde jedes Mal die Briefmarke entweder herausgerissen oder geradlinig herausgeschnitten. Ob diese zu einer* einem Sammlerliebhaber*in gefunden haben oder was damit sonst passiert sein könnte, ist unklar. Außerdem sind auf den Umschlägen Kommentare zu Nachsendungen und neuen Adressen vermerkt. Der zeitliche Abstand, in dem Adrienne Piaget ihre Briefe versandte, variiert. Man kann jedoch feststellen, dass die Briefe in den ersten beiden Jahren der Auswanderung zeitlich näher beieinanderliegen, als die der folgenden. Hierbei spielen vermutlich jedoch auch die Antwortzeiten von Ernst Schlipf eine Rolle. Den im Nachlass letzten enthaltenen Brief verfasst Adrienne am 10. Mai 1911. Man kann vermuten, dass dies auch generell der letzte Brief ihrerseits war. Ob Ernst Schlipf auf diesen noch antwortete, ist nicht bekannt. Vier Jahre später fiel er am 12. August 1915 im Ersten Weltkrieg.¹¹

1.2 Methoden der visuellen Anthropologie

Da der untersuchte Briefwechsel zahlreiche Fotografien beinhaltet, ist es sinnvoll, zusätzlich zur eingangs erläuterten historischen Ethnografie, die Methoden der visuellen Anthropologie heranzuziehen. Relevant sind hierbei vor allem konzeptionelle Überlegungen des Kulturwissenschaftlers Ulrich Hägele, der in Anlehnung an die Gedanken von Erwin Panofsky und Roland Barthes wichtige Analyseschritte für die Arbeit mit Fotografien als volkskundliche Quelle zusammenfasst. Darin beschreibt er drei wesentliche Phasen: die Deskription, die Analyse und die Konnexion.¹² Bei der Deskription sei es vor allem wichtig, eine exakte Beschreibung der vorliegenden Fotografie zu machen. Darunter die Komposition des Bildes, das Thema, der Inhalt, die Maße sowie sein formaler Aufbau. Am Ende des Wahrnehmungskontextes, wie Hägele die Deskriptionsphase auch nennt, stünde die Konnotation. Diese könne je nach Rezipient*in unterschiedlich ausfallen. Sichtbare Symbole und Allegorien seien hier zu nennen.¹³ In der Analysephase, dem visuellen Kontext, werden weitere Quellen miteinbezogen,

11 Vgl. Vödich in diesem Band.

12 Vgl. Ulrich Hägele: Visual Folklore. Zur Rezeption und Methodik der Fotografie in der Volkskunde. In: Silke Göttisch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007, S. 317–342, hier S. 332.

13 Vgl. ebd., S. 333.

die sich auf die jeweilige Fotografie beziehen. Darunter Informationen zum*zur Fotograf*in, zur Herkunft des Bildes oder zu ähnlichen Fotografien in anderen Medien. Die Fotografie solle ebenso auf ihre Einbindung in Text und im Hinblick auf die Funktion der Bildunterschrift untersucht werden. In der abschließenden Konnexion, dem ikonologischen Kontext, wird vor allem der historische Zusammenhang in den Fokus gerückt, in dem sich die Fotografie befindet. Hier seien Bezüge zu anderen Bild- oder Schriftquellen aufzuweisen. „Erst nach der stufenweisen Kontextualisierung kann eine Interpretation des fotografischen Beispiels erfolgen.“¹⁴

Diese methodische Herangehensweise legt nahe, neben der historisch gesellschaftlichen Einbettung ebenfalls die technische Entwicklung im Hinblick auf die Fotografie in den Blick zu nehmen. Fragen nach den technischen Voraussetzungen, nach den Bedingungen und der Möglichkeit wer, wann, wie fotografieren konnte, werden hier relevant. Sie geben zusätzlich Aufschluss über die Bedeutung der beigelegten Fotografien.

1.3 Reflexion der Forscherinnenrolle

Wie eingangs beschrieben, bestehen einige Gemeinsamkeiten zwischen der Gegenwartsethnografie und der historischen Ethnografie. So auch das Spannungsfeld von Nähe und Distanz. Der*die Forscher*in steht auch in der Arbeit mit historischen Quellen bedingt durch seine*ihre soziale Herkunft und individuelle gesellschaftliche Einbettung mit einer bestimmten Wahrnehmung dem Feld gegenüber.¹⁵ Im Sinne der in den Kulturwissenschaften breit diskutierten *Writing-Culture-Debatte*¹⁶ ist es unabdingbar, sich der eigenen Subjektivität und Beeinflussung dieser Faktoren bewusst zu sein. Die dadurch geprägte Interaktion mit dem Feld zeigt sich konkret in der Lesart historischer Dokumente.¹⁷ In der Auseinandersetzung mit den Briefen von Adrienne Piaget entstand, ähnlich wie in einer gegenwartsbezogenen Feldforschung, eine Art Beziehung zwischen

14 Ebd.

15 Vgl. Michaela Fenske: Mikro, Makro, Agency. Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis. In: Zeitschrift für Volkskunde 102 (2006), S. 151–177, hier S. 169.

16 Vgl. dazu James Clifford/George E. Marcus (Hg.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley 1986.

17 Vgl. Fenske 2006, S. 169.

Forscherin und Feld. Mit dem zunehmenden Rezipieren und Teilnehmen an der Lebenswelt der historischen Protagonistin bemerkte ich eine wachsende Sympathie und Vertrautheit. Dieser Aspekt ist insbesondere aufgrund der anfänglich bei mir dominierenden Empörung über bestimmte Formulierungen, die heute klar als rassistisch und menschenverachtend gekennzeichnet werden müssen, im Bewusstsein zu halten. Rassistische Strukturen produzieren nach wie vor große gesellschaftliche Probleme und Brennpunkte. Das Beforschen von in der Vergangenheit geschaffenen Strukturen hat daher in diesem Kontext eine besondere Tragkraft:

„Vergangenheit und Gegenwart stehen in vielfältiger Beziehung zueinander, und historisch Forschende begeben sich in dies komplexe Netz. In dem sie darin interagieren, verändern sie – nicht die Vergangenheit, wohl aber unsere Wahrnehmung derselben sowie die Gegenwart und damit vielleicht die Zukunft.“¹⁸

Verbunden mit dem Wunsch, ein Bewusstsein über geschaffene Diskriminierungsstrukturen zu bilden, bedarf es einer besonderen Betonung der Perspektive und Position der Forscherinnenrolle. Es geht nicht nur um die persönlichen sozialen Hintergründe und Vorurteile der Forscherin in Bezug auf das Feld, sondern um größere strukturelle rassistische Bezüge und Vernetzungen. Die historisch gewachsenen Wahrheiten bilden heute den Zündstoff für tägliche Diskussionen und Kontroversen und sind damit hoch aktuell.¹⁹ Dabei darf nicht unbeachtet bleiben, dass ich, genauso wie Adrienne Piaget, eine Weiße Frau der europäischen beziehungsweise deutschen Mehrheitsgesellschaft bin, die nie aufgrund ihrer Herkunft oder Hautfarbe Diskriminierung erfahren hat. In diesem Bewusst-

18 Ebd., S. 170.

19 Man denke vor allem an die Black Lives Matter Bewegung und die in 2020 entfachten Demonstrationen gegen polizeiliche Gewalt in den USA im Zusammenhang mit dem Tod von George Floyd am 25. Mai 2020, vgl. Tagesschau: 22,5 Jahre Haft für Ex-Polizist Chauvin. 25.06.2021. URL: <https://www.tagesschau.de/ausland/chauvin-haftstrafe-floyd-prozess-101.html> (14.10.2021) oder die Diskussionen zum Umgang mit kolonialzeitlichen Ausstellungsgegenständen in dem im Juli 2021 neu eröffneten Berliner Humboldt Forum, vgl. dpa: Umstrittene Museen im Humboldt Forum öffnen. In: Stuttgarter Zeitung, 20.09.2021. URL: <https://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.ausstellungen-umstrittene-museen-im-humboldt-forum-oeffnen.7eabfd6d-afbd-44ef-a2fb-1e12bdb1b172.html> (14.10.2021).

sein wird sich mit Identitätskonstruktionen auseinandergesetzt, die mit menschenfeindlichen und diskriminierenden Praktiken zusammenhängen. Da diese nach wie vor alltäglich sind, müssen sie in der aktuellen Diskussion stets neu reflektiert, hinterfragt und prozesshaft ins Bewusstsein gerufen werden.

Der Sprache kommt bei dieser Reflexion eine besondere Bedeutung zu. In ihren Briefen hat Adrienne Piaget einen Sprachgebrauch, der geprägt durch die damaligen Verhältnisse als ‚normal‘ angesehen wurde und unhinterfragt genutzt werden konnte. Viele der damals entstandenen Begriffe werden auch heute noch verwendet und sind explizit wie implizit rassistisch. Sie verkörpern die Vorstellung, dass eine Unterteilung von Menschen in Rassen und Hautfarben möglich sei und bestimmte Begriffe nur für ehemals kolonisierte Räume, nicht aber für Weiße Europäer*innen zu verwenden seien.²⁰ Von diesen Begrifflichkeiten möchte ich mich in aller Deutlichkeit distanzieren. In den Zitaten aus den Briefen werden problematische Äußerungen wiedergegeben, um die Selbstverständlichkeit einer bestimmten Sprechweise nachvollziehbar zu machen. Ich selbst werde diese jedoch nicht in eigenen Formulierungen nutzen und wenn nötig auf andere Begriffe zurückgreifen. So wird in dieser Arbeit vom *N-Wort* gesprochen. Hierbei wird sich an einem Beitrag der Psychologin und Schriftstellerin Grada Kilomba auf der Seite der Bundeszentrale für politische Bildung orientiert. Sie entscheidet sich ausschließlich dann für die Ausschreibung des Begriffs, wenn sie ihn dadurch im Anschluss unmittelbar dekonstruieren kann. Weiter verweist sie darauf, dass es sich hierbei um kein neutrales Wort, sondern ein Weißes Konzept handele, das auch sie in eine koloniale Ordnung zwingt.²¹ Ursprünglich aus dem Lateinischen für die Farbe Schwarz abgeleitet (lat.: niger), war das N-Wort bereits im 18. Jahrhundert ein Begriff, der strategisch verletzen und Gefühle von Minderwertigkeit, Verlust und Unterwerfung hervorrufen sollte.²²

20 Vgl. Deutschlandfunk: Sprache dekolonisieren. „In rassistischen Wörtern steckt sehr viel Gewalt“. Susan Arndt im Gespräch mit Anne Seidel, 31.12.2020. URL: <https://www.deutschlandfunk.de/sprache-dekolonisieren-in-rassistischen-woertern-steckt-100.html> (07.06.2021).

21 Vgl. Grada Kilomba: Das N-Wort. In: Bundeszentrale für politische Bildung, 03.06.2009. URL: <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/afrikanische-diaspora/59448/das-n-wort> (07.06.2021).

22 Vgl. ebd.

In dieser Arbeit werde ich das N-Wort daher auch in den direkten Zitaten von Adrienne Piaget nicht ausschreiben, sondern mit „N[...]“ kennzeichnen, um diese Gewalt nicht zu reproduzieren. Mir ist bewusst, dass in den Zitaten über das N-Wort hinaus eine rassifizierende Schreibweise vorherrscht, die ich ausschließlich zum Zweck der kritischen Dekonstruktion wiedergebe.

Im Sinne der vorangegangenen Reflexion gebe ich mir größte Mühe im Umgang mit der sensiblen Thematik, die im Kontext meines Materials aufgeworfen wird. Ich bin mir bewusst, dass ich als Weiße, europäisch sozialisierte Deutsche durch eine bestimmte Wahrnehmung geprägt bin. Dennoch hoffe ich, mit dieser historisch orientierten Arbeit, neben den Einblicken in andere Themen lebensweltlicher Bedingungen, einen Beitrag zum Bewusstsein über die strukturellen Ausmaße rassistischer und kolonialer Ordnungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu leisten.

2. Theorie- und Forschungsstand

Wissenschaftliche Literatur, die zum vorhandenen Material die notwendige Kontextualisierung ermöglicht, ist in verschiedenen Forschungsbereichen entstanden. Zum einen ist die Beschäftigung mit Briefen aus soziokultureller Perspektive erkenntnisbringend, die ihre historische sowie infrastrukturelle Entwicklung beinhaltet. Weiter sind Forschungen relevant, welche die Bedeutung des Briefes im gesellschaftlichen Leben herausarbeiten, waren Briefe doch immer „ein wichtiges, vielleicht das wichtigste Medium der Freundschaft und der Geselligkeit in der bürgerlichen Gesellschaft“.²³ Beispielsweise ist ihre Bedeutung für Frauen als Schreiberinnen interessant sowie ihre Rolle im globalen Kontext der Reiseliteratur und als Teil von Auswanderungsprozessen. Spezifischer können maßgebende postkoloniale Theorien und Gedanken sowie damit verbundene Überlegungen zur Konstruktion kultureller Identität erkenntnisbringend sein. Darunter ebenso dekonstruktivistische Ansichten mit Blick auf kulturelle Geschlechteridentität.

23 Hermann Bausinger: Die alltägliche Korrespondenz. In: Klaus Beyrer/Hans-Christian Täubrich (Hg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Heidelberg 1996, S. 294–303, hier S. 298.

Die folgenden Aufführungen und Erläuterungen sollen eine gezielte Auseinandersetzung im Hinblick auf die verschriftlichten Narrative in den Briefen von Adrienne Piaget ermöglichen.

2.1 Der Brief im Fokus historisch-kulturwissenschaftlicher Forschung

Ein Übersichtswerk zum Thema Brief ist von dem Literaturwissenschaftler Reinhard Nickisch zu Anfang der 1990er-Jahre erschienen. In diesem untersucht er unter anderem das Wesen des Briefes, zeichnet seine historische Entwicklung nach, fragt nach seinen Verwendungsweisen sowie nach sozial- und rechtsgeschichtlichen Aspekten des Briefs.²⁴ Wesentlich ist, dass der Brief als Träger von Beziehungen gesehen werden kann.²⁵ Der Umstand des Briefeschreibens vermittelt neben dem explizit Geschriebenen bereits die implizite Botschaft der Wertschätzung. Wie der Austausch von Geschenken dient der Brief „zur Stabilisierung und Verstärkung von Beziehungsnetzen“.²⁶ Er stellt Bezüge zur realen Umwelt her, indem er sich auf Verhaltensweisen, Gedanken und Stimmungen bezieht. Damit dient er in einem vorhandenen Rahmen der Kommunikation und Interaktion als Mittel einer „zielorientierten Sprech*handlung* [Herv. i. O.]“.²⁷ Hiermit wird das aktive Tun und Positionieren einer Briefe schreibenden Person betont.

Rainer Baasner unternimmt den Versuch einer Skizzierung der Briefkultur im 19. Jahrhundert und damit einhergehender Veränderungen der Funktion und Form von Briefen.²⁸ Mit der Entwicklung der öffentlichen Presse und vor allem der Einrichtung schneller und kurz gefasster Telegrammsysteme – ideal als Medium der Nachrichtenfunktion – verschob sich der Zweck des Briefes immer mehr hin zum Austausch privater Kommunikation. Wo zuvor noch über politische Dinge berichtet wurde und der Brief maßgeblicher Teil einer kritischen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert war, wurde er zunehmend ein Medium privater Korrespondenz, die relevant für die Teilnahme an einer bürgerlichen Gemeinschaft

24 Vgl. Reinhard M.G. Nickisch: Brief. Stuttgart 1991.

25 Vgl. ebd., S. 10.

26 Bausinger 1996, S. 303.

27 Nickisch 1991, S. 10.

28 Vgl. Rainer Baasner: Briefkultur im 19. Jahrhundert. Kommunikation, Konvention, Postpraxis. In: Ders. (Hg.): Briefkultur im 19. Jahrhundert. Tübingen 1999. S. 1–36, hier S. 4.

war.²⁹ Neben funktionalen Veränderungen führten postpraktische Entwicklungen zu einer Begünstigung des Briefwesens und „bis 1900 verbesserten sich mithilfe neuer Technik und weiterer Strukturreformen sämtliche Aspekte der Briefbeförderung erheblich“.³⁰ Schnelligkeit, eine sichere Zustellung und kürzere Laufzeiten waren die Folge. Die Einführung von Briefmarken ab 1850, damit verbundene Standardisierungsprozesse in der Portoregelung sowie die ab 1828 aufgestellten Briefkästen in größeren Städten erleichterten den Versand zusätzlich. Der Briefverkehr steigerte sich infolgedessen erheblich.³¹

Es gibt eine Reihe an literaturwissenschaftlichen Untersuchungen bekannter Briefkonvolute aus dieser Zeit, die sich vor allem durch die Aufbereitung des Korrespondenzmaterials auszeichnen.³² Im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden Briefe zunehmend hinsichtlich ihrer Bedeutung als schriftliche Dokumente im Kontext von Kolonialisierung, Machtbeziehungen sowie der Tradierung von Kultur in den Fokus gerückt.³³ Das Interesse ging hier über die reine Präsentation diverser Konvolute hinaus und weitere Forschungsperspektiven gewannen an Wichtigkeit. So wurden Briefe beispielsweise mit Blick auf die „Mikro- (und Makro)politik zwischenmenschlicher Beziehungen“ betrachtet.³⁴ Renata Dampc-Jarosz und Pawel Zarychta fragen in ihrer Forschung nach dem Einfluss kultureller und gesellschaftlicher Faktoren auf die Entwicklung der weiblichen Briefkultur und haben zum Ziel, wegbereitend für weitere notwendige Forschungen zu sein.³⁵

29 Vgl. ebd., S. 5–6.

30 Ebd., S. 10.

31 Vgl. ebd.

32 So etwa die Veröffentlichung der Germanistin Barbara Hahn. Diese stellt die Korrespondenzen der jüdischen Schriftstellerin Rahel Levin Varnhagen (1771–1833) mit ihren Freundinnen dar und gibt so Einblick in weibliche Lebenswelten in den Jahren nach der französischen Revolution. Vgl. Barbara Hahn (Hg.): Briefwechsel mit Jugendfreundinnen. Rahel Levin Varnhagen. Göttingen 2021.

33 Vgl. Bettina Beer: Ethnologie. In: Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. a. (Hg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Berlin/Boston 2020, S. 125–140. <https://doi.org/10.1515/9783110376531-008>, S. 133.

34 Vgl. ebd., S. 134.

35 Vgl. Renata Dampc-Jarosz/Pawel Zarychta: Einleitung. In: Dies. (Hg.): „...nur Frauen können Briefe schreiben“. Facetten weiblicher Briefkultur nach 1750. Bd. 1, Berlin 2019. <https://doi.org/10.3726/b15727>, S. 11–16, hier S. 15.

Insbesondere der schriftliche Austausch von Frauen ist für einige Untersuchungen interessant, waren es wohl sie, welche maßgeblich an der Briefkultur seit dem 18. Jahrhundert mitwirkten.³⁶ Zum Teil ermutigt vom männlichen Teil eines progressiven Bürgertums, waren Briefe ein Mittel, mit denen Frauen in Literatur und Publizistik mitwirken konnten und somit einen emanzipatorischen Akt vollzogen.³⁷ Soziokulturell hatte der Brief auch im weiteren historischen Verlauf große Bedeutung für Frauen, ermöglichte er ihnen doch die Gestaltung und Schaffung der eigenen Person sowie einen Ort der Ausübung von Souveränität.³⁸

„Es steht mithin außer Frage, daß die briefschreiberischen Fertigkeiten [...] den bürgerlichen Frauen ein gesteigertes Selbstwertgefühl verschafften. Dieses war die maßgebliche Voraussetzung für Fortschritte bei der Befreiung der Frau aus einer patriarchalisch fundamentierten Lebens- und Gesellschaftsordnung.“³⁹

Das zu Anfang des 19. Jahrhunderts entstehende positive Amerikabild, welches Menschen aus Europa massenhaft zur Auswanderung veranlasste, brachte zahlreiche Werke von Reise- und Auswandererliteratur mit sich.⁴⁰ „Im Zusammenhang mit der deutschen Massenauswanderung zwischen 1830 und 1880 übernahmen die Briefe Ausgewanderter [in die Heimat] die ‚Hauptwerbefunktion‘“⁴¹ für potenziell neu Auswandernde. Die persönlichen Schilderungen der Verwandten oder Bekannten erhielten große Aufmerksamkeit in den Dorfgemeinschaften der Empfangenden, wurden besprochen und vorgelesen. Infolge der historisch gesellschaftlich bedeutenden Massenauswanderung „haben erstmals Angehörige der Unterschicht in einer Menge, wie sie nie zuvor im deutschen Sprachraum zu registrieren gewesen war, Beiträge zur Briefliteratur geliefert“.⁴² Voraussetzung dafür waren die immer besser ausgebauten Postverbindungen auch zwischen

36 Vgl. ebd., S. 12.

37 Vgl. Nickisch 1991, S. 207.

38 Vgl. ebd., S. 208.

39 Ebd.

40 Vgl. ebd., S. 208.

41 Ebd., S. 210.

42 Ebd., S. 211; Nickisch verweist darauf, dass die im Zeitraum von 1820 bis 1914 etwa 280 Millionen gesendeten Briefe aus den USA nach Deutschland ca. 100 Millionen Privatbriefe umfassten.

den Kontinenten und damit die Möglichkeit eines weltweiten Schriftverkehrs.⁴³ Organisatorisch gerahmt wurde der internationale Briefverkehr durch die Weltpostverträge, deren Grundlage die Gründung des Weltpostvereins 1878 zur Vereinheitlichung von Gebühren- und Rechtsfragen war. Auf Postkongressen in Paris, Lissabon oder Washington und zuletzt 1906 in Rom wurden die vertraglichen Angelegenheiten und Dienste fortlaufend erweitert und verbessert.⁴⁴ Die Briefschreibenden „haben damit zugleich dem soziohistorisch signifikanten Vorgang, dessen Produkt sie als Schreibende selbst waren, Wachstumsschübe erteilt, welche die Dimension dieses Vorgangs stärkstens mitbestimmen“.⁴⁵ Die ohnehin schon zahlreichen Sendungen beschleunigten ihrerseits also wiederum den Prozess an sich und machten ihn noch größer.

Neben den Weltpostverträgen waren insbesondere der Ausbau und die immensen Verkehrsinfrastrukturveränderungen des späten 19. Jahrhunderts Teil dieses Prozesses und der Steigerung des Weltpostverkehrs.⁴⁶ Wesentliche Transportmittel waren die Eisenbahn und die Postdampfschiffe auf ausgewählten Linien für den Überseepostverkehr.⁴⁷ Die vertrauenswürdigen Schilderungen der ausgewanderten Privatpersonen entfalteten eine Wirkung, die weit über die der propagandistisch aufgeladenen Prospekte oder Zeitungsanzeigen zur Amerikaauswanderung hinausgingen.⁴⁸ Dies kann vor allem auf die Fleiß- und Erfolgsgeschichten zurückgeführt werden, die in den Auswanderbriefen ihren Ausdruck fanden und die eine lohnenswerte Zielstrebigkeit verzeichneten, welche zu einer besseren sozialen und wirtschaftlichen Lage führte.⁴⁹

Die zeitliche Überschneidung des Ausbaus der Infrastruktur des Briefs mit der Etablierung einer deutschen Kolonialherrschaft innerhalb von etwa 30 Jahren verdeutlicht darüber hinaus seine Relevanz als kostengünstiges Massenkommunikationsmittel für den wirtschaftlich-gesellschaftlichen Verlauf der kolonialen

43 Vgl. Cornelius Neutsch: Briefverkehr als Medium internationaler Kommunikation im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. In: Michael North (Hg.): Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts. Köln 1995, S. 129–156, hier S. 130.

44 Vgl. ebd., S. 134.

45 Nickisch 1991, S. 211.

46 Vgl. Neutsch 1995, S. 135.

47 Vgl. ebd., S. 137.

48 Vgl. Nickisch 1991, S. 211.

49 Vgl. ebd., S. 211–212.

Gebiete.⁵⁰ In diese Zeit fallen ebenso die außerordentliche Entwicklung der Bildpostkarte und ihre Verwendung als Popularisierungsmittel der kolonialen Projekte.⁵¹ Die Postkarte passte zu dem Zeitgeist einer immer beschleunigteren Gesellschaft, geprägt von technischen Neuerungen, Mobilität und Urbanisierung. Reisenden ermöglichte die industriell gefertigte Ansichtskarte eine rasche bildliche Darstellung des jeweiligen Aufenthaltsortes.⁵² Des Weiteren können Briefe und Postkarten in die Heimat Aufschluss über das Wissen und die Sichtweisen des Fremden geben.⁵³ Diesem Aspekt und damit verbundenen Konstruktions-techniken, vor allem mit Blick auf den Auswanderer*innen- und Kolonialkontext, wird im folgenden Abschnitt vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt.

2.2 Briefe als Gegenstand postkolonialer Theorie und Genderkonstruktion

Eine Untersuchung, die sich mit den Briefen deutscher Chileauswanderinnen des 19. Jahrhunderts beschäftigt, stammt von Alexandra Lübcke.⁵⁴ Sie orientiert sich am diskursanalytischen Ansatz von Michel Foucault zur Konstruktion von Geschichte.⁵⁵ Foucault geht davon aus, dass Wissen und Macht eng miteinander verknüpft sind und mit ihren historischen Transformationen Wirkmacht entfalten. Er stellt fest, „daß es keine Machtbeziehung gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbe-

- 50 Vgl. Neusch 1995, S. 155. Unter dem Reichskanzler Otto von Bismarck (1815-1898) begann 1884 die direkte koloniale Herrschaft des deutschen Kaiserreiches. Gebiete in Afrika, darunter ‚Deutsch-Südwestafrika‘ und Togo, in China und im Südpazifik waren in den 30 Jahren deutscher Kolonialherrschaft betroffen. Vgl. María do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. 3. Auflage. Bielefeld 2020, S. 37.
- 51 Vgl. Felix Axster: Koloniales Spektakel in 9 x 14. Bildpostkarten im Deutschen Kaiserreich. Bielefeld 2014, S. 13.
- 52 Vgl. Hans-Christian Täubrich: Alles auf eine Karte. Correspondenz-Postkarte statt Briefkorrespondenz? In: Klaus Beyrer/Ders. (Hg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Heidelberg 1996, S. 112-119, hier S. 117.
- 53 Vgl. Beer 2020, S. 126.
- 54 Vgl. Alexandra Lübcke: „Welch ein Unterschied aber zwischen Europa und hier ...“ Diskurstheoretische Überlegungen zu Nation, Auswanderung und kultureller Geschlechteridentität anhand von Briefen deutscher Chileauswanderinnen des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a. M./London 2003.
- 55 Vgl. Michel Foucault: Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M. 1986.

ziehungen voraussetzt und konstituiert“.⁵⁶ In ihrer Arbeit möchte Lübcke klären, welche Bedingungen und Konstruktionsweisen zu den Wahrheitsproduktionen geführt haben, die das Auswanderungsprojekt nach Chile ermöglichten und denen konkrete kulturelle Codierungen zugeschrieben werden können.⁵⁷ Methodisch sieht Lübcke vor allem die Analyse kultureller Praktiken als aufschlussreich. „Denn die kulturellen Praktiken, ihre Regeln und Grundlagen stellen eine symbolische Ordnung dar, in die sowohl die Prinzipien einer Kultur als auch die Bestimmungen und Beziehungen ihrer Mitglieder eingeschrieben sind.“⁵⁸ Diese wie eine Sprache strukturierten Ordnungen seien les- und entschlüsselbar. In Anlehnung an Stuart Hall spricht Lübcke von *Positionen der Artikulation*, die wesentlich bei der Konstruktion von kultureller Identität der schreibenden Subjekte beteiligt seien.⁵⁹ Diese theoretische Herangehensweise bietet auch für die vorliegende Arbeit eine nennenswerte Argumentationsbasis.

Die Annahme einer konstruierten kulturellen Identität begründet Hall mit der unumgänglichen Tatsache, dass Individuen in Verbindung mit einer bestimmten Zeit, einem Ort und einer spezifischen Kultur sowie einer eigenen Geschichte stehen. So konstatiert er weiter, dass unsere Aussagen immer kontextgebunden und somit positioniert sind.⁶⁰ Indem Hall auf den Umstand vorhandener Diskontinuitäten und Brüche kultureller Identität hinweist, betont er eine charakteristische Prozesshaftigkeit. Denn kulturelle Identität sei

„ebenso eine Frage des ‚Werdens‘ wie des ‚Seins‘. [...] Sie ist nicht etwas, was schon existiert [...]. Kulturelle Identitäten haben Ausgangspunkte und Geschichten. Wie alles Historische unterliegen sie ständiger Veränderung. Weit entfernt davon, in einer wesenhaften Vergangenheit für immer fixiert zu sein, sind sie dem permanenten ‚Spiel‘ von Geschichte, Kultur und Macht unterworfen“.⁶¹

56 Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M. 1976, S. 39.

57 Vgl. Lübcke 2003, S. 16.

58 Ebd., S. 19.

59 Vgl. ebd., S. 20–21.

60 Vgl. Stuart Hall: Kulturelle Identität und Diaspora. In: Ulrich Mehm/ Juha Koivisto (Hg.): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg 1994a, S. 26–43, hier S. 26.

61 Ebd., S. 29.

Die Möglichkeit, unser Bewusstsein über uns selbst für immer abzusichern, wenn man die kulturelle Identität einmal gefunden hätte, gäbe es also nicht. Identitäten ermöglichten die Benennung unterschiedlicher Bedingungen, die uns positionieren „und durch die wir uns selbst anhand von Erzählungen über die Vergangenheit positionieren“.⁶² Kulturelle Identität wird in dieser Forschung als diskursive, prozesshafte Entität und aktive Produktion verstanden, die in der Erzählung des eigenen Ichs entsteht. Diese Erzählung folgt permanenten Identifikations- und Repräsentationsprozessen, welche Rückschlüsse auf die gesellschaftlichen Systeme ermöglichen, in denen sich das Individuum befindet. So wird kulturelle Identität also nicht als etwas natürlich Gegebenes gesehen, sondern als Positionierung.⁶³ Für die vorliegende Untersuchung bedeutet das, dass die Briefe von Adrienne Piaget als Erzählung des eigenen Ichs analysiert werden können. Im Hinblick auf ihre Identifikations- und Repräsentationspraktiken bringen sie sowohl Erkenntnisse über die Produktion ihrer kulturellen Identität als auch über das gesellschaftliche System, in dem sie lebt.

Für die Repräsentation des eigenen Ichs bedarf es in gewisser Weise der Kontrastierung durch ein fremdes. Dies hat in überaus überzeugender und den Wissenschaftsdiskurs nachhaltig prägender Weise Edward Wadie Said dargelegt. In seinem Werk skizziert er die Konstruktion des *Orients* durch den Westen und verdeutlicht die Wissens- und Machteinflüsse, die im Zuge dieses *Orientalismus* entstehen.⁶⁴ Sie schreiben sich durch die Einschaltung eines dahinterstehenden Interessengeflechts, das im Zusammenhang mit dem Gebilde Orient immer beteiligt ist, nachdrücklich in die Geschichte ein. Einhergehend mit der Erschaffung des *Orients* konstatiert Said, „dass die europäische Kultur erstarkte und zu sich fand, indem sie sich vom Orient als einer Art Behelfs- und sogar Schattenidenti-

62 Ebd.

63 Vgl. Lübcke 2003, S. 21.

64 Vgl. Edward W. Said: *Orientalismus*. Frankfurt a. M. 2009, S. 12. Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 1978 und löste eine andauernde wissenschaftliche Debatte aus. Die Veröffentlichung Suids wird teilweise auch als Gründungsdokument der postkolonialen Studien bezeichnet. Im deutschsprachigen Raum dauerte es wesentlich länger, bis Suids Werk als relevant für die eigene Disziplin angesehen wurde und so erschien die erste deutsche Ausgabe erst 2009. Folgend etablierte sich auch im Deutschen das Orientalismuskonzept und ist mittlerweile fester Bestandteil der kritischen Sozial- und Kulturwissenschaften. Vgl. hierzu Castro Varela/Dhawan 2020, S. 112.

tät abgrenzte“.⁶⁵ Said versteht den Orient nicht als naturgegeben, sondern als Produkt mit einer eigenen Denktradition, Terminologie und Symbolik, „die seine Realität und Gegenwärtigkeit im und für den Westen begründen“.⁶⁶ Insofern spiegeln sich die Konstrukte des Orients und Okzidents in ihren historischen, kulturellen und geografischen Facetten.⁶⁷ Die Artikulation des Selbst entsteht also vor allem auch in der Abgrenzung durch das Andere und so ist die Beschreibung des Anderen zumeist eine Beschreibung des Eigenen. Dieser Aspekt ist tragend für die spätere Analyse, da die Beschreibungen des Fremden in den Briefen von Adrienne Piaget im gleichen Zuge eine Aussage über das Verständnis der eigenen Identität bilden.

Der postkoloniale Literaturwissenschaftler Homi K. Bhabha setzt einen Schwerpunkt auf die Brüche kultureller Identitäten. Er arbeitet ein räumliches Dazwischen heraus und betont subjektive Dissonanzen, die im Identifikationsprozess den Platz für Differenz und damit eine kulturelle Hybridität ermöglichen.⁶⁸ Die Feststellung über die Verknüpfung des Individuums mit bestehenden Strukturen hat zur bildhaften Beschreibung des *verknöteten Subjektes* geführt und meint die Verwobenheit des Individuums als Knoten- und Kreuzungspunkt von Systemen, Wahrnehmungen, Sprachen, Diskursen, Emotionen oder Ordnungen.⁶⁹ Dies bestärkt die Tatsache, dass kulturelle Identität nie fest ist, sondern dynamisch und veränderbar. Selbst wenn Identifikationspraktiken temporär zu Übereinstimmungen und Einheitlichkeit führen, sind sie permanenten Veränderungsprozessen ausgesetzt. Damit lassen sich in der Analyse des Briefmaterials auch unterschiedliche Identitätskonstruktionen erklären, die zunächst scheinbare Widersprüchlichkeiten bilden, letztlich jedoch als Ausdruck ebendieser Hybridisierungsprozesse verstanden werden können.

65 Said 2009, S. 12.

66 Vgl. ebd., S. 13.

67 Vgl. ebd.

68 Vgl. Homi K. Bhabha: Verortungen der Kultur. In: Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius/Therese Steffen (Hg.): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen 1997, S. 123–148, hier S. 127.

69 Vgl. Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius: *Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. In: Dies./Ders./Therese Steffen (Hg.): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen 1997, S. 1–30, hier S. 4.

Für ihre diskurstheoretische Forschung zu Nation und kultureller Geschlechteridentität bedient sich Lübcke außerdem den Gender Studies. „*Gender* [Herv. i. O.] gilt als eine zentrale bedeutungsgebende Kategorie in den Konstruktionsprozessen von Subjektivität und Identität.“⁷⁰ Geschlechteridentitäten sind nicht von sich aus biologisch mit Bedeutung aufgeladen, sondern werden in einem Prozess diskursiver und performativer Praktiken sowie der Produktion kultureller Zeichensysteme erst geschaffen.⁷¹ Sie dienen dem Vollzug von „Grenzbeziehungen und Zuweisungen von Handlungsmöglichkeiten“.⁷² *Gender* wirkt somit als Träger von Bedeutungen und wird in kulturwissenschaftlichen Studien als Mittel gesehen, Gesellschaftsbilder zu transportieren und Differenzen zu symbolisieren.⁷³ In Anlehnung an diese dekonstruktivistischen Überlegungen plädiert Lübcke für ein kulturwissenschaftliches Verständnis, in dem „*Gender* [Herv. i. O.] zu einer Art ‚Strategie des Lesens‘ werden“⁷⁴ sollte. Es könne so genutzt werden, um auch andere (An-)Ordnungen der Dinge, die von bestimmten Machtverhältnissen und dem dazugehörigen Wissen organisiert sind, zu analysieren. Lübcke betont:

„Der Nationendiskurs, die ‚Erzählung der Nation‘, die entsprechenden Kategorien wie Nationalität und Staatsbürgerschaft sind ebenso wie der Auswanderungsdiskurs, der ‚Neue Welt‘-Diskurs und der Arbeitsdiskurs immer verwoben mit *Gender* [Herv. i. O.]“⁷⁵

Sowohl Konzepte von Vater- und Mutterland, der Gedanke einer wilden, als weiblich konnotierten Natur Südamerikas oder der als männlich verstandene, zivilisierte Kolonisor sowie auch ein geschlechterspezifischer Blick auf Arbeit resultieren, so Lübcke, aus den Implikationen der Geschlechterdichotomie von

70 Lübcke 2003, S. 23.

71 In poststrukturalistischen Forschungen wird von der gesellschaftlichen Konstruktion von Geschlecht ausgegangen. Maßgebenden Einfluss hatte hier die Studie der Philosophin Judith Butler, die nicht nur das soziale Geschlecht, sondern ebenso das biologische Geschlecht als performativ konstruierte Instanz begreift. Vgl. Judith Butler: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin 1995.

72 Lübcke 2003, S. 23.

73 Vgl. ebd.

74 Ebd.

75 Ebd., S. 24.

männlich und weiblich. Über die Verknüpfung von Gender zu anderen Kategorien wie Alter, Klasse und Rasse macht Lübcke die Bedeutung der Formierung der Identität in diesen Zusammenhängen klar. Sie verweist bei der Identität der Briefeschreiberinnen auf das Zusammenspiel von nationaler und geschlechtlicher Position.⁷⁶ So ist auch Adrienne Piaget in ihren Briefen durch den dichotomen Diskurs zum einen in Bezug auf ein bestimmtes Verständnis von Nation und Einwanderung geprägt, als auch im konkreten als weibliches Individuum, als Frau einer europäisch männlichen Einwanderungsgesellschaft.

Lübcke plädiert für eine Analyse von Ausschlussmechanismen und Konstruktionsweisen, die zu einem bestimmten Verständnis von Nation oder einer geschlossenen Einwanderungsgemeinschaft führen. Außerdem sei die Untersuchung von Momenten der Veränderlichkeit dieses Verständnisses wichtig. Zusammen sei dies ein bedeutsamer Ansatzpunkt für die „Einbindung historischen Arbeitens in aktuelle gesellschaftspolitische Debatten und die Verbindung mit zeitgenössischen Diskursen“.⁷⁷ Die essenzialistischen Denkweisen zu nationaler und kultureller Identität des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wirkten sich heute noch auf aktuelle Debatten über Einwanderung und die entsprechende Gesetzgebung aus.⁷⁸ Mit der Dekonstruktion historischer In- und Exklusionsmechanismen und deren Herstellungsweisen entstehe ein gesellschaftliches Potenzial für aktuelle politische und soziale Diskussionen.⁷⁹

„*Narrative Muster* haben entscheidenden Anteil an der Selbstrepräsentation von Gesellschaft. Und weil sie dies *in* der Gesellschaft tun, haben sie ihrerseits einen wichtigen aktiven Einfluß auf die sozialstrukturelle Entwicklung [Herv. i. O.]“⁸⁰

Diese Aussage stützt Lübckes Position und macht nunmehr deutlich, inwiefern auch die Briefe einer bürgerlichen Frau des frühen 20. Jahrhunderts und darin enthaltene Narrative als Gegenstand dieser Untersuchung so spannend und aus-

76 Vgl. ebd.

77 Ebd., S. 26.

78 Vgl. ebd.

79 Vgl. ebd., S. 27.

80 Bronfen/Marius 1997, S. 25.

sagekräftig sind. Mit dem Verständnis einer sich wechselnden und prozesshaft konstruierenden Identität sollen ihre Briefe analysiert werden. Im Sinne des verknüpften Subjekts wird im Folgenden jedoch zunächst eine historische Skizzierung der Situation in Chile geleistet, um die Vernetzungen und Orientierungen für die Identitätsproduktionen nachvollziehbar zu machen. Darüber hinaus erscheint es wichtig, zumindest eine kurze Darstellung – der fotografischen Entwicklungen dieser Zeit aufzuführen. Sie sind für die Einordnung und Bedeutung der beigelegten Fotografien sowie zum Verständnis von Adrienne Piagets bürgerlicher Position ein relevanter Informationszusatz.

3. Ankunft in Chile: Eine Lebenswelt zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Als die damals 22-jährige Adrienne Piaget mit ihrem Mann nach Chile auswandert, ist ihre Lebenswelt geprägt von Mobilität, Industrialisierung, Urbanisierung und Kolonialismus. Die am 8. April 1883 geborene Schweizerin stammt aus einer wohlhabenden Familie aus dem französischsprachigen Kanton Neuchâtel.⁸¹ Über verschiedene Zwischenstopps, darunter Vigo in Spanien, Lissabon in Portugal sowie die Kapverdischen Inseln nahe der afrikanischen Westküste, gelangt das Ehepaar mit einem Luxusdampfer nach Südamerika. Dort machen sie weitere Halte in Rio de Janeiro, Brasilien und Bahia Blanca, Argentinien, bis sie schließlich ihren Zielhafen Punta Arenas in Chile am 15. November 1905 erreichen.⁸²

81 In einem Brief beklagt sich Adrienne über die ausgebliebenen Glückwünsche zu ihrem 23. Geburtstag am 8. April, was die Ermittlung ihres Geburtstages ermöglicht. Vgl. Adrienne Piaget: Brief vom 20.04.1906. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8. Die wohlhabende Herkunft wird in mehreren Briefen durch unterschiedliche Tatsachen deutlich. So weisen folgende Dinge auf eine gute, bürgerliche Stellung hin: die Möglichkeit des Studiums am Stuttgarter Konservatorium, vgl. Adrienne Piaget: Brief vom 22.08.1906. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8; die Reisemöglichkeiten ihrer Schwester, vgl. Adrienne Piaget: Brief vom 20.02.1909. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8 die gute berufliche Position ihres Bruders bei einer Bank, vgl. ebd. oder der selbstverständliche Umgang mit Hausangestellten und Dienstmägden, vgl. Piaget 22.08.1906.

82 Vgl. Piaget 12.12.1905.

3.1 Europäische Migrationsbewegungen nach Südamerika

Die starken Migrationsbewegungen von Europa nach Amerika hatten vor allem mit dem zunehmenden globalen Warenverkehr im 19. Jahrhundert, dem Export industrieller Fertigwaren, dem Import von Rohstoffen und der Einbindung besiedelter Räume in den Weltmarkt zu tun.⁸³ Obgleich die Migration von einigen europäischen Ländern nach Übersee zum Ende des 19. Jahrhunderts durch verbesserte wirtschaftliche Chancen vor Ort abnahm,⁸⁴ erhielten neben Nordamerika weitere Auswanderungsziele wie Australien, Argentinien, Chile oder Brasilien ökonomische Bedeutung. Die Entdeckung von Rohstoffvorkommen und die Öffnung neuer Siedlungszonen erforderten viele Arbeitskräfte. Es entstanden neue Perspektiven für landwirtschaftlich arbeitende Siedler*innen.⁸⁵ Während in Argentinien vor allem Rindfleisch, Wolle, Leder, Mais und Weizen gefördert wurde, war in Chile mit dem Bergbau die Ausbeutung von Nitrat und Kupfer dominant und das Land wurde der leitende Exporteur für diesen Sektor. Argentinien, Chile und Uruguay, mit seiner wachsenden Viehwirtschaft, zogen Wirtschaftsmigrant*innen an. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhren diese Länder eine starke Europäisierung. Der Zuwanderungsprozess senkte den Anteil der Einwohner*innen mit afrikanischem, kreolischem und indigenem Hintergrund in der Gesamtbevölkerung beträchtlich.⁸⁶

Die Verwaltung der Grundstücke durch europäische Plantagenbesitzer*innen fand im Zusammenhang mit der Enteignung oder dem billigen Erwerb von Land in sogenannten *Siedlungskolonien* statt. Mit der Ausbeutung eingeschiffter Sklav*innen aus Afrika oder indigener Arbeitskräfte wurden „riesige Territorien eingenommen und zur Heimat erklärt“.⁸⁷ Zwischen 1824 und 1924 wanderten etwa 11 Millionen Europäer*innen nach Lateinamerika aus, den größten Teil bildeten dabei Italiener*innen und Spanier*innen.⁸⁸ Chile war in diesem Zeitraum

83 Vgl. Jochen Oltmer: Migrationsgeschichte. Europa im globalen Wanderungsgeschehen der Neuzeit. In: Antje Röder/Darius Zifonun (Hg.): Handbuch Migrationssoziologie. Wiesbaden 2020. https://doi.org/10.1007/978-3-658-20773-1_2-1, S. 1–33, hier S. 15.

84 Vgl. ebd., S. 19.

85 Vgl. ebd., S. 21.

86 Vgl. ebd.

87 Vgl. Castro Varela/Dhawan 2020, S. 32.

88 Vgl. Tietze de Soto 1999, S. 15.

seit seiner Unabhängigkeit von Spanien das Ziel von mehreren Zehntausend europäischen Einwanderer*innen geworden.⁸⁹ Grund dafür waren unter anderem die gezielten Anwerbungsversuche der chilenischen Regierung, um die wirtschaftliche Entwicklung vor Ort zu fördern.

Im 19. Jahrhundert wurden mehrere Gesetze verabschiedet, welche europäische Migrant*innen in die dünn besiedelten Gebiete und in die der indigenen Bevölkerung locken sollten. Steuerfreiheiten und Landschenkungen waren Teil davon. 1882 gründete die chilenische Regierung die *Agencia General de Colonización*, welche das Land in Europa vertrat und die Auswanderung nach Chile propagierte.⁹⁰ Den größten Erfolg hatte die Organisation in Spanien und Frankreich. Bis 1894 rekrutierte sie 9717 Spanier*innen und 7457 Menschen aus Frankreich. „Auch aus der Schweiz konnte mit 2.991 Personen eine größere Gruppe von Einwanderern gewonnen werden.“⁹¹ In den Jahren darauf verringerte sich die Anzahl der durch die Agencia angeworbenen Europäer*innen und die Organisation wurde 1904 mit der Streichung der staatlichen Mittel geschlossen.⁹² Im November des darauffolgenden Jahres wanderten die Piagets nach Chile aus, es lässt sich vermuten, dass auch sie zu den erwünschten neuen Landeigentümer*innen gehörten.⁹³ Im Vergleich zu anderen südamerikanischen Ländern wie Argentinien oder Brasilien war die Einwanderung nach Chile insgesamt eher gering. Sie gilt daher trotz der erfolgreichen Anwerbung Tausender Einwanderer*innen nicht als Massenphänomen.⁹⁴

3.2 Koloniale und nationale Machtkämpfe

Die europäischen Mächte pflegten in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eher eine informelle wirtschaftliche und militärische Kontrolle der afrikanischen, lateinamerikanischen, asiatischen oder pazifischen Räume. Mit dem Wachstum formeller Kolonialherrschaft entfesselte sich zunehmend auch eine gesteigerte imperialistische Konkurrenz, deren Dynamik ihren Höhepunkt in den

89 Vgl. ebd., S. 19.

90 Vgl. ebd., S. 20.

91 Ebd., S. 22.

92 Vgl. ebd.

93 Vgl. Piaget 12.12.1905.

94 Vgl. Tietze de Soto 1999, S. 24.

1880er-Jahren im *Wettlauf um Afrika* fand. Bis dahin war der Kontinent selbst kaum von kolonialer Herrschaft betroffen gewesen. In dieser Zeit verzeichnete der Welthandel mit seinen internationalen ökonomischen, verkehrstechnischen und kommunikativen Vernetzungen erneut einen enormen Anstieg.⁹⁵

Es gilt sich bewusst zu machen, dass die junge Schweizerin Adrienne Piaget ihren ersten Brief von Übersee ein Jahr nach dem brutalen Völkermord infolge des Herero-Aufstandes von 1904 im damaligen ‚Deutsch-Südwestafrika‘ – dem heutigen Namibia – an Ernst Schlipf schrieb.⁹⁶ Die Wirkungen kolonialer Macht hatten zu dieser Zeit ein enormes Ausmaß. „So war auch die Schweiz, die nie als Kolonialmacht aufgetreten ist, tief in den transatlantischen Sklavenhandel verstrickt.“⁹⁷ Das blutige Vorgehen deutscher Truppen löste auch Kontroversen aus, die Brutalität wurde jedoch nicht verheimlicht, sondern in Romanen und Berichten popularisiert.⁹⁸ Auch vergangene koloniale Machtausübungen wurden anhand von Kinderbüchern, populärer Literatur, Sammelbildern oder den sogenannten ‚Völkerschauen‘ für die breite Bevölkerung moralisch tolerier- und denkbar gemacht.⁹⁹

Die innereuropäischen Konkurrenzwettkämpfe äußerten sich Anfang des 20. Jahrhunderts auch als *friedlicher Wettstreit der Nationen* in den aufsehenerregenden Weltausstellungen.¹⁰⁰ Insbesondere die Weltausstellung im Jahre 1900 in Paris wartete mit den neuesten medientechnischen Errungenschaften und riesigen Ausstellungshallen mit kunstvoll präsentierten Modellen und Exponaten aus der ganzen Welt auf. Sie bot als Ereignis von spektakulärer Bedeutung einen Auftakt in das gerade angebrochene neue Jahrhundert, das ganz im Zeichen von technischer, zivilisatorischer und wissenschaftlicher Innovation stand.¹⁰¹ Dazu gehörte die Demonstration jeglicher als exotisch verstandener Formen als Teil einer „ästhetisch-repräsentativen Selbstdarstellung der Nationen“.¹⁰²

95 Vgl. Oltmer 2020, S. 19.

96 Vgl. Castro Varela/Dhawan 2020, S. 31.

97 Vgl. ebd., S. 29.

98 Vgl. ebd., S. 39.

99 Vgl. ebd., S. 38.

100 Vgl. Thomas Kuchenbuch: Die Welt um 1900. Unterhaltungs- und Technikkultur. Stuttgart 1992, S. 148.

101 Vgl. ebd., S. 14.

102 Vgl. ebd., S. 150.

„D[ie] vielfach beschriebene[] Besessenheit der europäischen Phantasie von exotischen Bildern, das Fernweh und das Reisefieber, [...] spiegelt sich in Zeugnissen der Weltausstellung mit den widersprüchlichsten nostalgischen Brechungen, im Verein mit handfesten macht- und wirtschaftspolitischen Interessen [wider].“¹⁰³

Menschen aus den Kolonien wurden für diese Anlässe nach Europa geholt und dort dazu gebracht, sich im Zusammenhang mit Musik- oder Tanzgruppen in jeglichen ausgedachten Ausstellungsformen als Begleitprogramm zur Schau zu stellen.¹⁰⁴ Koloniale Strukturen waren somit tief in den Alltag eingewoben, auch in den der Schweizerin Adrienne Piaget.

3.3 Die Entwicklung der Fotografie

Eine technische Errungenschaft, deren Weiterentwicklung und Verbesserung weitreichende gesellschaftliche Folgen für Alltag und Lebenswelt um 1900 hatte, war die Fotografie. Schon 1839 wurde die Erfindung der Fotografie parlamentarisch in der Öffentlichkeit bestätigt.¹⁰⁵ Bis dahin hatten zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem Nicéphore Niépce, Louis Daguerre oder William Henry Fox Talbot begonnen, an einem Verfahren zu arbeiten, welches die Bilder der *Camera obscura* auf einem Bildträger fixieren konnte.¹⁰⁶

In den folgenden Jahrzehnten entwickelte sich die Fotografie fortlaufend weiter. Immer mehr Verfahren und Verbesserungen wurden erarbeitet. 1871 wurde durch Richard Leach Maddox eine Trockenplatte erfunden, welche die Basis für ein etwas später entwickeltes Verfahren bot, das eine außergewöhnlich kurze Belichtungszeit von 1/25 Sekunde ermöglichte.¹⁰⁷ „Die präparierte Platte behielt ihre Eigenschaften lange und konnte in relativ großem Zeitabstand in einem

103 Ebd., S. 151.

104 Vgl. ebd.

105 Vgl. Wolfgang Kemp: *Geschichte der Fotografie. Von Daguerre bis Gursky*. München 2014, S. 16.

106 Vgl. ebd., S. 14. Unter der *Camera obscura* wird ein dunkler Raum verstanden, den bereits Aristoteles für die Beobachtung einer Sonnenfinsternis empfahl. Das Prinzip, bei dem Lichtstrahlen durch ein Loch fallen und auf einer Wand im Innern des Gehäuses das Abbild der Objekte außerhalb des Raumes erzeugen, nutzten in den darauffolgenden Jahrhunderten vor allem Künstler*innen für ihre Malerei. Vgl. Boris von Brauchitsch: *Kleine Geschichte der Fotografie*. Stuttgart 2012, S. 19–21.

107 Vgl. Jean-Claude Gautrand: *Spontanes Fotografieren. Schnappschüsse und Momentaufnahmen*. In: Michel Frizot (Hg.): *Neue Geschichte der Fotografie*. Köln 1998, S. 232–241, hier S. 233.

Fotolabor entwickelt werden.“¹⁰⁸ Durch die erhöhte Lichtempfindlichkeit wurden Momentaufnahmen in weniger als einer Sekunde umsetzbar und die damit einhergehende Möglichkeit, aus der freien Hand und ohne Stativ zu fotografieren, galt als revolutionär.¹⁰⁹ Es „brach das Zeitalter der mobilen Fotografie an und die Kamera reiste in die entlegensten Winkel der Erde“.¹¹⁰ Von 1880 bis 1890 erschien eine Vielzahl von tragbaren Fotoapparaten auf dem Markt. Diese ermöglichten zum Großteil „ein Dutzend Aufnahmen ohne Nachladen“ und waren „mit einem Magazin für eine ganze Anzahl von Platten ausgestattet“.¹¹¹

Mit der Erfindung des Films durch George Eastman 1889 wurden die letzten Nachteile der zerbrechlichen und immer noch vergleichsweise schweren Trockenplatten aufgehoben. Die Kodak-Box mit einem Film für 100 Aufnahmen, die man nach Verwendung für die Entwicklung und Neuladung einfach zu Kodak schicken konnte, war etwa so groß wie eine Zigarrenkiste.¹¹² Obwohl Eastmans Erfindung die Fotografie sehr mobil und auch zugänglich für Menschen ohne große Vorkenntnisse machte,¹¹³ „waren Glasplatten noch bis weit in das 20. Jahrhundert verbreitet“.¹¹⁴ Es entstanden zunehmend auch praktikablere Plattenkameras. Sie wurden diverser als auch handlicher und waren somit ebenso reisetauglich. Ein Zeitgenosse schreibt dazu in voller Begeisterung:

„Endlich ist er da: der leichte, handliche [...] Fotoapparat, den jeder Fotograf, sobald er ausgeht, egal wohin, mit sich führen sollte [...]. Durch seine Größe und Form wird der Apparat sogar Frauen für die Fotografie begeistern, denn er wiegt kaum etwas auf ihren hübschen Schultern und zerknittert auch keine Kleidung. Das Laden des Apparates, das Anvisieren des Objekts, das Auslösen des Verschlusses und das Wechseln der Platten, all das dauert höchstens drei Sekunden.“¹¹⁵

108 Ebd.

109 Vgl. ebd.

110 Lars Bauernschmitt/Michael Ebert: *Handbuch des Fotojournalismus. Geschichte, Ausdrucksformen, Einsatzgebiete und Praxis*. Heidelberg 2015, S. 19.

111 Gautrand 1998, S. 236.

112 Vgl. Bauernschmitt/Ebert 2015, S. 19.

113 Vgl. ebd., S. 20.

114 Ebd., S. 19.

115 Frédéric Dillayes: *La Pratique en photographie avec le procédé au gélatino-bromure d'argent*. Paris 1900; zitiert nach Gautrand 1998, S. 240.



Abb. 1a: Ein Kleinkind steht im Fokus des Bildes. Der Schatten der Fotografin lässt die typische Armhaltung beim Anvisieren mit der Kamera vermuten.

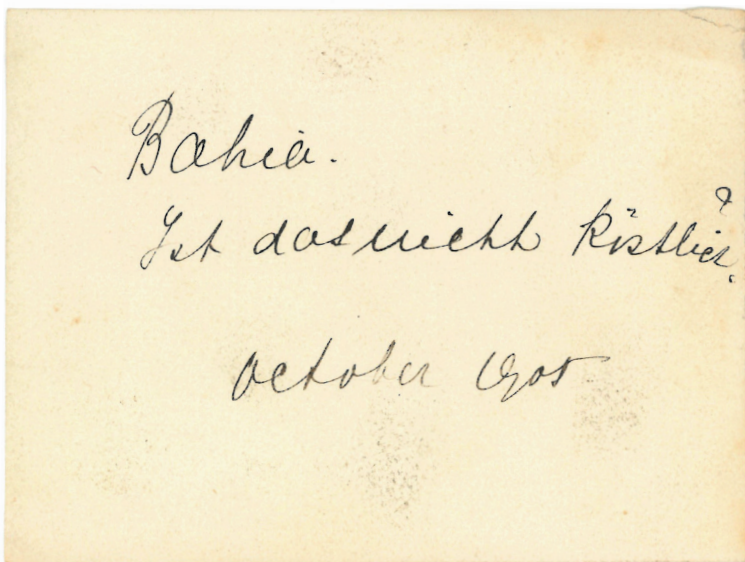


Abb. 1b: Adrienne Piaget: „Bahia. Ist das nicht köstlich?. October 1905“.

Die Technikbegeisterung kommt in diesem Zitat sehr deutlich zum Vorschein, ebenso die Gesellschaftsfähigkeit der Amateurfotografie. Dass die Begeisterung über die Fotografie für Frauen mit dem Wort „sogar“ hervorgehoben wird, zeigt, dass es durchaus akzeptiert war, wenn sie dieser Beschäftigung nachgingen. Es wird jedoch auch deutlich, dass es bis dahin längst keine Selbstverständlichkeit war, dass auch Frauen regelmäßig zur Kamera griffen. Welches Kameramodell Adrienne Piaget für ihre Aufnahmen nutzte, ist schwer zu sagen. Festgehalten werden kann dennoch, dass sie mit hoher Wahrscheinlichkeit einen Apparat gebrauchte, der das Glasplattenverfahren unterstützte. In einem der Briefe schreibt sie: „[...] denn die Photographien von Landschaften hatte ich extra schnell noch gemacht ehe die Platten von dem Ingenieur weggenommen wurden u ich kann sie nicht mehr bekommen.“¹¹⁶ Neben der Information zur Nutzung von Platten erfährt man, dass die Fotografien durch eine externe Stelle entwickelt wurden. Vermutlich ist Piaget daher den Amateurfotograf*innen zuzuordnen. Allerdings mit der Besonderheit, als Frau zum einen diese neue Technik auch genutzt zu haben und zum anderen den Gebrauch der Plattenkamera dem der dann bereits erfundenen Filmkamera vorzuziehen. Manche der Fotografien zeigen Piaget selbst, weswegen anzunehmen ist, dass der Fotoapparat auch von ihrem Mann oder umstehenden Personen genutzt wurde.

Außerdem ist zu vermuten, dass Piagets Kamera einen Sucher besaß, der horizontal auf dem Gerät befestigt war. Bei diesen Modellen war es gängig, das Objekt auf Brusthöhe anzuvisieren.¹¹⁷ In einer Fotografie, die später genauer besprochen wird, kann man den Schatten der Fotografin sehen und ihre Armhaltung weist deutlich auf diese Art des Anvisierens hin (vgl. Abb. 1a).¹¹⁸ Im Vergleich dazu kann eine zeitgenössische Skizzierung verschiedener Haltungen beim Anvisieren mit tragbaren Fotoapparaten herangezogen werden, welche unter anderen die Aufnahmepraxis auf Brusthöhe darstellt (vgl. Abb. 2).

116 Adrienne Piaget: Brief vom 01.06.1906. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 7.

117 Vgl. Gautrand 1998, S. 240.

118 Zur besseren Sichtbarkeit wurde der Kontrast von Piagets Fotografien in diesem Beitrag nachträglich erhöht.



Abb. 2: Reyner, o. N.: Verschiedene Haltungen beim Anvisieren mit tragbaren Apparaten. Manuel pratique du reporter photographique, 1903.

Ungeachtet des genutzten Fotoapparats ist die Tatsache bezeichnend, dass das Fotografieren durch die rasanten Entwicklungen in diesem Bereich, „ein Bestandteil der Allgemeinkultur wurde“. ¹¹⁹ Fotografie war in Mode und mit dem Aufkommen des „Amateurfotografenfiebers“ entwickelte sich ein Interesse an Entdeckungen im Alltagsleben, das als „fotografischer Blick“ beschrieben wird. ¹²⁰

4. Ein verschriftlichtes Ich - Kulturelle Ordnungen von Identität

Die identitätskonstruierenden Briefpraktiken, die in den Formulierungen von Adrienne Piaget ihren Ausdruck finden, können auf zwei unterschiedlichen Ebenen beschrieben werden. Zum einen können gruppenbezogene Konstruktionen von

¹¹⁹ Kuchenbuch 1992, S. 59.

¹²⁰ Vgl. ebd.

Fremd und Eigen beobachtet werden, deren Grenzziehungen sich insbesondere im Zusammenhang mit nationalen Zugehörigkeitsprozessen vollziehen. Zum anderen lassen sich Praktiken beschreiben, welche sich auf einer Ebene zeigen, die spezifischer auf das Individuum bezogen sind. Hierzu zählen Identifikationen, welche Adrienne Piaget als Person auszumachen scheinen und die innerhalb der übergeordneten gesellschaftlichen, nationalen und wirtschaftlichen Strukturen wirken. Dabei sind beide Ebenen miteinander verbunden und wirken sich gegenseitig aufeinander aus.

Am Beispiel verschiedener Wahrnehmungen und Darstellungen in Piagets Briefen sollen die Grenzziehungen zwischen dem Eigenen und dem Fremden aufgezeigt werden. Analysiert werden zu diesem Zweck das Beschreiben und fotografische Festhalten von Natur, das Abbilden und Beschreiben fremder Menschengruppen, die Erzählungen über Chilen*innen sowie das Ausüben und Transportieren eigener kultureller Praktiken in die neue Umgebung. Weiter werden Piagets identitätskonstruierende Praktiken im Zusammenhang mit ihrer Rolle als Mutter und Gattin auf einer individuelleren Ebene betrachtet. Abschließend wird nach der Bedeutung vergangener persönlicher Bezugssysteme für das gegenwärtige Selbstverständnis ihrer Person gefragt.

4.1 Grenzziehung & Aneignung: Konstruktionen von Fremd und Eigen

In Piagets alltäglichen Schilderungen finden sich Zuordnungen, welche die vielschichtigen Identifikationsprozesse mit dem Eigenen durch eine Abgrenzung zu dem als fremd Empfundene(n) konstatieren lassen. Auf verschiedenen Ebenen können diese dekonstruiert und damit sichtbar gemacht werden. Insbesondere der Auswanderungsprozess stellt mit der Perspektive des Ankommens und Beheimatens an einem anderen Ort eine Projektionsfläche für Bedeutungszuschreibungen zur Verfügung. Es wird somit ein Raum eröffnet, in dem Differenzen eine besondere Bedeutung zukommen. So „kommt es an diesem anderen Ort zu einem permanenten Aufeinandertreffen der Kategorien des ‚Eigenen‘ und des ‚Fremden‘“.¹²¹ Die dabei entstehenden „Reibungsflächen“ sind Schauplatz für

¹²¹ Lübcke 2003, S. 143.

die Produktion kultureller Identität; dort kann der Konstruktion des Selbst nachgegangen werden.

„Freilich was Natur angeht, ist es viel schöner in Deutschland u Schweiz, mit den schönen Wäldern“¹²²

Einen der augenscheinlichsten Punkte der Grenzziehungen von Fremd und Eigen bilden die Naturbeschreibungen. Sowohl die Landschaft der Zwischenstopps auf der Reise nach Lateinamerika als auch die Natur am Zielhafen werden beschrieben und bewertet. So bezeichnet Piaget den Ausblick auf St. Vincent, einer der Kapverdischen Inseln, als „kahl“ und „öde“ mit prachtvollen Bergen aber ohne Vegetation. Dabei erscheint ihr die Landschaft unwirklich.¹²³ Das Wasser in Rio de Janeiro wird als „wunderschön“ und „von einem prachtvollen Blau“ beschrieben und lässt Piaget wehmütig werden.¹²⁴ Interessant ist die Schilderung bei Ankunft am Hafen in Punta Arenas:

„Die ersten Strahlen der Sonne kamen über die Stadt u alles war wunderschön beleuchtet. Am Meer erstreckt sich die Stadt u im Hintergrund erheben sich Berge mit Schnee. Auf der anderen Seite der Meerstraße ist eine lange Kette von hohen Bergen wie in der Schweiz.“¹²⁵

Kurz darauf wurden sie vom Schwager in Empfang genommen, der zu dem Zeitpunkt offenbar schon in Chile lebte. Die Beschreibungen lassen Faszination und Begeisterung über die neuen Eindrücke vermuten und zugleich werden unmittelbar Bezüge zum Heimatort, der Schweiz, gezogen. Im Zusammenhang mit dem bereits wartenden Verwandten wirkt die Beschreibung beinahe wie die eines Heimkommens. Derartige Heimatvergleiche waren typisch für zeitgenössische illustrierte Reiseberichte. Viele deutsche Reisende bezeichneten beispielsweise die Gegend am Lago Llanquihue, in dessen Nähe sich der Vulkan Osorno erhebt,

122 Adrienne Piaget: Brief vom 10.05.1911. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8.

123 Vgl. Piaget 12.12.1905.

124 Vgl. ebd.

125 Ebd.

als „chilenische Schweiz“.¹²⁶ Der Auswanderungsort scheint faszinierend und neu und gleichzeitig vertraut und wie zu Hause. So vertraut, dass er von manchen Reisenden im selben Atemzug wieder mystifiziert wurde.¹²⁷ Das zeigt eine Fotografie des Vulkans mit schneebedecktem Gipfel, an dessen Fuß sich der See erstreckt. Der Reisende Richard Katz betitelte sie als den „Vulkan Osorno in der Chilenischen Schweiz. Das südamerikanische Gegenstück zu Japans heiligem Fuji“ (Abb. 3).

Diese Konstruktionsformen fanden auch bei früheren Auswander*innen im 19. Jahrhundert statt und so kann Piagets Beschreibung als Verweis auf „eine hybride Konstruktion des Eigenen und des Fremden“¹²⁸ gesehen werden. Brüchig scheint das Bild der fremden Natur jedoch auch, weil es mal auf- und mal abgewertet wird. Sind die eben genannten Schilderungen vorwiegend positiv, kontrastiert Piaget in anderen Briefen die fremde Natur als weniger schön als die eigene.¹²⁹ Dies scheint in engem Zusammenhang mit der jeweiligen Identitätskonstruktion zu stehen. Kann sich Piaget zu Beginn ihrer Auswanderung noch klar mit dem Eigenen und Vertrauten identifizieren, scheint es ihr einige Jahre später wesentlich schwerer zu fallen, die Bezüge und Verknüpfungen zu Europa und dem gewohnten Selbst aufrechtzuerhalten. Darauf verweisen auch die dominanter werdenden Erinnerungspraktiken, denen später genauer nachgegangen wird. In diesem Zuge wird die fremde Natur zu Beginn und im Überschwang des Ankommens eher positiv und ähnlich, später dann als weniger schön und anders wahrgenommen.

Vergleiche der fremden mit der heimatlichen Natur lassen im Zusammenhang mit dem Auswandern darüber hinaus erste Aneignungspraktiken erkennen. Die Wahrnehmung der Natur war bestimmt vom Entdeckerdiskurs des 19. Jahrhunderts. Wissenschaftler*innen wie Alexander von Humboldt, welche die Natur Südamerikas als wild und ungeordnet beschrieben, machten sie passend für das aufklärerische Narrativ. Die neue wilde Natur konnte so entmystifiziert und

126 Vgl. Hinnerk Onken: *Ambivalente Bilder. Fotografien und Bildpostkarten aus Südamerika im Deutschen Reich (1880-1930)*. Bielefeld 2019, S. 197.

127 Vgl. ebd.

128 Lübcke 2003, S. 106.

129 Vgl. Piaget 10.05.1911.

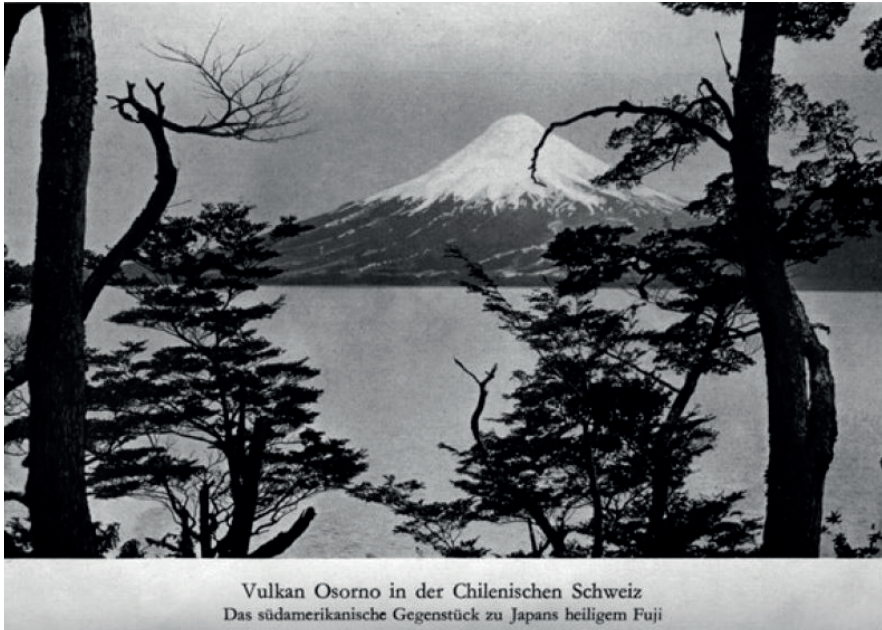


Abb. 3: O. N.: „Vulkan Osorno in der chilenischen Schweiz. Das südamerikanische Gegenstück zu Japans heiligem Fuji.“ Schwarz-Weiß-Fotografie, vermutlich 1920er-Jahre.

damit beherrsch- und gestaltbar gemacht werden.¹³⁰ Diese Sichtweise ist mitzudenken, wenn es um Piagets Verhältnis zur Natur geht, denn obwohl sie gut 80 Jahre nach der Unabhängigkeit Chiles und gegen Ende der großen Auswanderungswellen nach Südamerika ging, müssten die damaligen wissenschaftlichen Perspektiven auch ihre Wahrnehmung entsprechend geprägt haben. Insbesondere deshalb, da die „Erkundung der Welt und ihrer Menschen durch europäische ‚Forscher‘ [...] über Jahrhunderte hinweg ein koloniales Projekt“¹³¹ war.

In Südamerika angekommen, unternehmen die Piagets kleine Entdeckungsreisen nach Feuerland, einer Inselgruppe an der Südspitze Südamerikas, die durch die Magellanstraße vom Festland getrennt ist. Adrienne Piagets zweitem Brief

¹³⁰ Vgl. Lübcke 2003, S. 116–117.

¹³¹ No Humboldt21!: Resolution. Moratorium für das Humboldt-Forum im Berliner Schloss. URL: <https://www.no-humboldt21.de/resolution/> (02.12.2021).



Abb. 4a: Bei mehreren Reisen und Ausflügen macht Piaget Naturaufnahmen, hier die Magellanstraße mit schneebedeckten Gipfeln im Hintergrund.

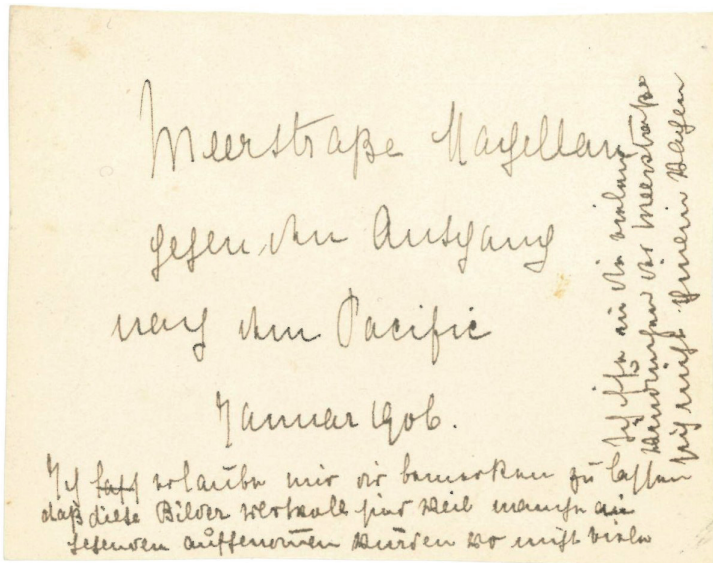


Abb. 4b: Mit der rückseitigen Beschriftung hebt Piaget den Wert ihrer mitgesendeten Fotografien hervor.

aus Chile sind, neben einer Familienaufnahme in der Schweiz, mehrere Fotografien dazu beigelegt, datiert auf Januar und Februar 1906. Zu sehen sind die weite Landschaft, die schneebedeckten Gipfel aus Sicht des Schiffes in der Meerenge, die Pferde, das Nachtlager und die Pausen mit einem Picknick sowie abwechselnd Adrienne und ihr Mann, begleitet vermutlich vom Schwager und dessen Frau.¹³² Die Bilder sind auf der Rückseite entsprechend beschriftet. Piaget kommentiert eine Abbildung, welche die Meerenge mit den schneebedeckten Gipfeln im Hintergrund zeigt (vgl. Abb. 4a), auf der Rückseite folgendermaßen:

„Meerstraße Magellan gegen den Ausgang nach dem Pacific Januar 1906. Ich erlaube mir die Bemerkung zu lassen, daß diese Bilder wertvoll sind weil manche an Gegenden aufgenommen wurden, wo nicht viele Schiffe in die vielen Windungen der Meerstraße sich nicht hinein wagen“ (Abb. 4b).

Die Abbildung lässt an Piagets Beschreibung mit den schweizerisch anmutenden Bergen denken und ähnelt in ihrer Komposition der Fotografie von Katz mit dem See und dem Vulkan, die einige Jahre später entstand. In dieser Bildunterschrift dringt jedoch nicht das heimatische, sondern das Fremde in den Vordergrund und der Wert, das bisher Unentdeckte oder selten Gesehene dokumentarisch festzuhalten, wird hier klar herausgestellt. Das Fotografieren wirkt hierbei als Mittel des Festhaltens und des in Besitznehmens. Dieser Akt kann als generelle Haltung Piagets beobachtet werden. Sie zeigt sich im Umgang mit der Natur und anderen Menschen. Die Natur wird bereist und dokumentiert und auch fremde Menschen, vor allem Schwarze, die ihnen auf der Reise nach Südamerika begegnen, werden fotografisch festgehalten. Sie scheinen Teil der neu entdeckten fremden Natur zu sein, wenn Piaget in ihrem Brief kurz vor dem Zusammentreffen mit ihnen auf St. Vincent schreibt: „[L]ustig und munter mit andren Passagieren haben wir diesen neuen Boden betreten.“¹³³ Es wird deutlich, dass die dort bisher lebenden Menschen nicht gleichberechtigt wahrgenommen werden und die Annahme eines erst kürzlich besiedelten Landes vorherrscht.

132 Vgl. Piaget 20.04.1906.

133 Piaget 12.12.1905.

Ein weiteres Bild wird mit den Worten kommentiert: „Ist dieses Bild nicht friedlich – könnte zu einem Gemälde dienen. Januar 1906“ (Abb. 5b). Zu sehen ist im Vordergrund auf der Wiese zwischen Fellen und Decken sitzend ein Mann, womöglich Adriennes Mann oder Schwager (vgl. Abb. 5a). Im Hintergrund zwei Pferde und flache, weite Hügel Südamerikas. Die Aussage drückt den Bezug zu älteren gängigen Bildmedien aus und bringt die neue, faszinierende Natur damit in Zusammenhang mit den vertrauten, als zivilisiert betrachteten Kunstformen. In diesem Moment wird die andere Natur objektiviert und als Teil der eigenen gestalteten Lebensräume imaginiert und damit symbolisch in Besitz genommen, festgehalten auf der dazugehörigen Fotografie.

Ein weiteres Spannungsverhältnis lässt sich durch die Unkontrollierbarkeit der Naturkraft im Allgemeinen beobachten. In mehreren Briefpassagen thematisiert Piaget die Auswirkungen von Naturkatastrophen oder Unfällen, die sie deutlich beunruhigen und verunsichern. Sie berichtet von einem vermeintlichen Schiffsunglück, bei dem der von ihr versendete Brief mitsamt den beigelegten Fotografien untergegangen sein soll. Das Versagen des Kapitäns und der Schiffstechnik ist für Adrienne „unbegreiflich“, „denn der Capitän ist der beste und reichste an Erfahrung der Company seit Jahren macht er die Reise nach hierher und er kennt den Weg ausgezeichnet“.¹³⁴ Die industriellen Entwicklungen schienen ein hohes Vertrauen in moderne technische Errungenschaften bewirkt zu haben, sodass menschliches Versagen in deren Kontext unvorstellbar schien. Wie groß das Vertrauen in die Technik zu dieser Zeit war, bezeugt beispielsweise die als ‚unsinkbar‘ geltende Titanic, ehe sie am 14. April 1912 mit einem Eisberg kollidierte und unterging. Die Intensität, mit der an Technik und Fortschritt geglaubt wurde, erklärt die aufkommende Verunsicherung, wenn diese doch einmal versagte. Katastrophen wie diese erschütterten die individuelle Lebenswelt fundamental, sodass es Piaget in diesem Zusammenhang als „wahrhaft entsetzlich [empfand] wie es in der Welt zugeht“.¹³⁵ In dem Brief, in dem sich aufklärt, dass das Schiffsunglück eine Falschnachricht war, berichtet Piaget dann von der Zerstörung von Valparaíso:

¹³⁴ Piaget 01.06.1906.

¹³⁵ Ebd.



Abb. 5a: Beim Rasten wird ein Mann auf der Wiese zwischen Fellen und Decken abgebildet, im Hintergrund zwei Pferde.

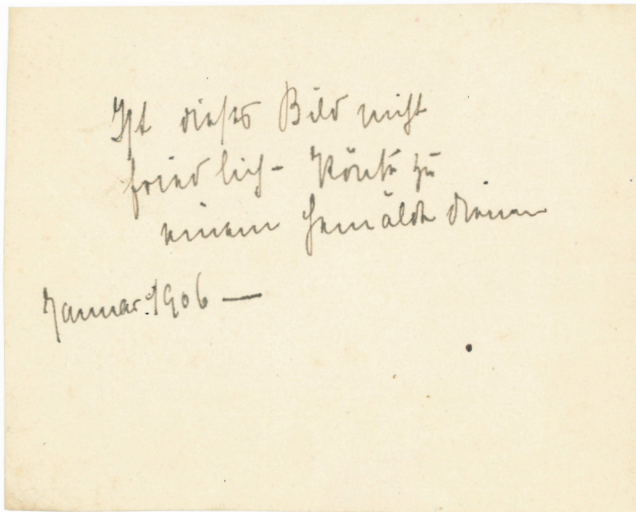


Abb. 5b: Adrienne Piaget: „Ist dieses Bild nicht friedlich – könnte zu einem Gemälde dienen. Januar 1906“.

„Wir sind von dem großen Unglück tief erschüttert denn obgleich 7 Tage uns von den beiden Häfen trennen, können wir hier nicht sehr sicher sein da die ganze Cordillera sehr vulkanisch ist. Nachdem San Francisco verschwunden war, wurde von den Astronomen voraus gesagt, daß ebenso Valparaíso durch Erdbeben zerstört sein würde u richtig am genauen Datum kam es so. [...] was nicht sehr erfreulich ist, ist der Umstand, daß ebenso vorausgesagt wird daß Anno 1908 im August ganz Südamerika durch ein schreckliches Cataclisme vernichtet wird; [...] Auf jeden Fall die vielen Catastrophen die in letzter Zeit vorkamen machen einen bedenklich. [...] die Vulkane scheinen wieder tätig zu werden“.¹³⁶

Die Naturkatastrophe in Valparaíso von 1906 war bis heute tatsächlich die schwerste in dem häufiger von Erdbeben betroffenen Gebiet. Einige Stadtteile wurden verwüstet, mehr als 20.000 Menschen wurden verletzt und 3.000 kamen damals ums Leben.¹³⁷ Das Bedürfnis nach Sicherheit müsste demnach besonders groß gewesen sein, vor allem wenn Piaget an die Voraussage für 1908 glaubte. Der Wunsch nach Ordnung und Kontrolle äußert sich im selben Brief über die Freude an der Begeisterung ihres Mannes über das Gärtnern.

„Mein Mann hat eine Passion für Blumen, Gärtnerei im Allgemeinen; [...] Es ist immer eine Eigenschaft, wenn ein Mann Sinn für die Natur hat u es freut mich sehr, daß der meinige so ist; es wird Zeit werden den Garten zu richten u so wird unser Häuschen mit Blumen nicht mehr so öde aussehen.“¹³⁸

Die Gestaltung des Gartens und das Schmücken mit Dingen aus der Natur scheint eine Strukturierung und Zivilisierung derselben zu ermöglichen. Adrienne Piaget beschreibt, wie sich ihr Mann an jeder neuen Knospe des aus Valparaíso erworbenen Apfelbaumes erfreut und jeden Tag die Pflanzengalerie bewundert.¹³⁹ Diese Praktiken des An- und Umordnens nehmen einen hohen Stellenwert in der

136 Piaget 22.08.1906.

137 Vgl. Josef Oehrlein: Schwarzer Stern in Flammen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.04.2014. URL: <https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/ungluecke/feuer-in-chile-valparaiso-liegt-im-erdbebengebiet-12894004.html> (03.12.2021).

138 Piaget 22.08.1906.

139 Vgl. ebd.

Aneignung der fremden Natur ein. Das durch Katastrophen geprägte, bedrohliche Fremde wird sortiert und gezügelt. Es wird an die eigene, europäisch geprägte Idee von Haus und Garten angepasst und geformt. So wird stets versucht, sich beim Aufeinandertreffen mit den neuen Eindrücken der Natur zu positionieren, sie mit dem bereits bekannten abzugleichen, sie an das Eigene anzupassen oder sie in Besitz zu nehmen.

Abgebildete Wahrheiten? Fotografische Reproduktionen von Wissen

Die Praktik des Fotografierens findet auch in anderen Zusammenhängen Anwendung. Piagets Briefen liegen einige Bilder bei, auf denen fremde Menschen abgebildet sind. In diesem Moment findet gleichermaßen wie bei der bereisten Natur eine Positionierung statt, denn „Fotografieren heißt sich das fotografierte Objekt aneignen. Es heißt sich selbst in eine bestimmte Beziehung zur Welt setzen, die wie Erkenntnis – und deshalb wie Macht – anmutet“.¹⁴⁰ Es ist also auch beim Akt des Fotografierens die Art wie wir uns und andere sehen, welches Wissen, welche Erkenntnis und dadurch schließlich, hier auch wieder mit Foucault gesprochen, welche Macht wir haben. Die Art und Weise wie sich Adrienne Piaget selbst im Verhältnis zu den anderen Menschen gesellschaftlich begreift und einordnet, manifestiert sich in ihren Aussagen, ihrem Verhalten und in ihren Fotografien. Diese offenbaren wiederum ihr Verständnis sowohl der anderen als auch ihrer eigenen Identität.

Das Wissen, welches zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorherrschte, als die Piagets auswanderten, war geprägt vom kolonialen Auswanderungsdiskurs des 19. Jahrhunderts und des Amerikadiskurses der Frühen Neuzeit. Beide enthielten „Stereotype der jungfräulichen Neuen Welt und der ehrwürdigen Alten Welt sowie des wilden Indianers und des zivilisierten Europäers“.¹⁴¹ Stereotype können laut Bhabha als ein Wissen beschrieben werden, welches stets das bestätigt, was immer schon gewiss sei und gleichzeitig ständig wiederholt werden müsse. In diesem Sinn sei die damit verbundene Erkenntnis und Identifizierung durch ein hohes Maß an Ambivalenz geprägt. Genau diese ermögliche dem kolonialen

140 Susan Sontag: *Über Fotografie*. Frankfurt a. M. 1980, S. 10.

141 Lübcke 2003, S. 233.

Stereotyp seine Aktualität und Wiederholbarkeit in wechselnden historischen und diskursiven Konjunktionen. Die Ambivalenz erzeuge den Effekt einer wahrscheinlichen Vorhersagbarkeit und Wahrheit, der für den Stereotyp immer über das hinausgehen müsse, was empirisch nachweisbar oder logisch konstruierbar sei.¹⁴² Die Wahrnehmung ist somit entsprechend vom vorhandenen Wissen geprägt, sodass die Anderen einem passend zu den angenommenen Wahrheiten auch begegnen und wiederum repräsentativ für alle Anderen gesehen werden. Für Adrienne Piaget stellen sich die Anderen in unterschiedlichen Kontexten auf ähnliche Weise im Verhältnis zum Eigenen dar. Folgendermaßen beschreibt sie eine Situation auf der Reise nach Südamerika:

„In Lisabonne, Porto u Vigo schifften sich massenhaft Leute ein für die 3te Klasse: es waren Zoo Menschen welche alle im Schmutz wimmelten. Es war ecklig, [...] wir hatten natürlich nichts mit ihnen zu tun, das Schiff selbst ist prachtvoll u alles mit Luxus eingerichtet so daß es eine wahre Freude war so zwischen Immel u Wasser zu schaukeln [...].“¹⁴³

In dieser Passage kommt eine deutliche Hierarchie zwischen den Menschen zum Ausdruck. Mit der Benennung der Klasse wird dies voran auch benannt, ehe die anderen Passagiere mit dem Zusatz „Zoo“ enthumanisiert, objektiviert und entwertet werden. Sie werden in Zusammenhang mit den Völkerschauen und der Präsentation kolonialer, exotischer Anderer gebracht und als im „Schmutz wimmelnd“ primitiv und animalisch dargestellt. Als extremer Kontrast und mit deutlicher Abgrenzung folgt unmittelbar die Beschreibung des Luxusschiffes, mit dem sie reisen sowie nahezu beiläufig die Bemerkung des vergnüglichen „Schaukelns“ auf dem Meer. Diese vergnügliche Banalität entwertet durch ihre Anreihung an die vermutlich drastischen Verhältnisse in der dritten Klasse abermals die Menschen und die Situation, die durch diese Gleichsetzung nicht als dramatisch oder menschenverachtend wahrgenommen wird. In einem anderen Kontext entfaltet das Narrativ des europäischen männlichen Entdeckers des 19.

142 Vgl. Homi K. Bhabha: *The location of culture*. London 1994, S. 66.

143 Piaget 12.12.1905.

Jahrhunderts seine Wirkmacht, denn kaum nachdem Piaget „lustig und munter“ den „neuen Boden“ der Kapverdischen Inseln betreten hat,

„waren wir überstürzt von allen Seiten von der Ganzen Schaar, welche du auf dem Bildchen sehen wirst u von allen Seiten war zu hören ‚Ein Pfennig Madame‘ in allen Sprachen. Das merkwürdigste ist, daß diese Kinder welche [nun] aus den Inseln herauskamen, die Sprachen ganz gut beherrschten u was noch merkwürdiger ist, sind die verschiedenen Farben der N[...]. Vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Blond sind sie zu sehen: Es ist ein Zeichen, daß die Weißen sich dort niedergelassen haben! Ich habe einen also ganz mit dem Typus der N[...] u schwarz mit hellblondem Haar gesehen. Als wir von der ganzen Schaar mit vielen im Adams Costüm begleitet wurden, bemerkte ich ein Mädchen welches mich scharf fixierte. Plötzlich sagte sie mir in dem reinsten Deutsch: Fräulein sprechen Sie Deutsch? Ganz erstaunt schaute ich sie an u da fing sie an mir zu erzählen, daß sie in Berlin gewesen sei u dort sei es so schön!! etc. Ist es nicht [komisch]? Nun sende ich dir einige Bilder von dort, welche dich sicher interessieren werden. Meiner Ansicht nach war dies das interessante unserer Reise.“¹⁴⁴

Hier scheint Piaget nicht angewidert, sondern im Gegenteil begeistert und fasziniert vom exotischen Anderen zu sein. Ihre Beschreibung ähnelt den Schilderungen des ‚männlichen europäischen Entdeckers‘: Die Fremden muten ganz und gar nach der ‚bekannte[n] Repräsentationspraxis von nackten und geschmückten Körpern [an], in denen die Bewohner der ‚Neuen Welt‘ ihren Betrachtern gegenüber auftauchen.“¹⁴⁵ Infolge dieses Narratives findet abermals eine Enthumanisierung statt, wenn Piaget schildert, dass

„Kinder in jedem Alter kamen u wenn man ihnen 5 Pfennig ins Wasser warf, so stürzten sie alle drauf los u tauchten wie Fische sehr tief und brachten das Geldstück in dem Mund. Einige sogar [gingen] unter dem Schiffe für eine Mark. Nun etwas vom gesamten Ausblick [...]“.¹⁴⁶

144 Ebd.

145 Lübcke 2003, S. 192.

146 Piaget 12.12.1905.

Im direkten Vergleich mit Fischen werden die Menschen auf eine Ebene mit Tieren gestellt, die zum Vergnügen und Bestaunen von Piaget für Geld tief ins Wasser tauchen und sich möglicherweise dadurch sogar in Gefahr bringen. Der unmittelbare Anschluss einer Naturbeschreibung reiht sie darüber hinaus in die neu entdeckte, fremde Natur ein. Als Teil dieser werden sie zu Objekten der Betrachtung.¹⁴⁷

Die kulturellen Zuschreibungen und Unterschiede sind so festgeschrieben, dass Abweichendes sofort Irritation hervorruft. „Der Prozess der materiellen Kolonisierung wurde durch einen Legitimierungsdiskurs begleitet, der den Kolonialismus als Zivilisierungsmission präsentierte [...]“¹⁴⁸ So verwundert es nicht, dass die sprachbegabten Kinder für Adrienne Piaget seltsam erscheinen, da sie nicht in das Bild der fremden unzivilisierten Primitiven passen. Besonders das Mädchen, das in Berlin war und sie „im reinsten Deutsch“ anspricht, ruft durch ihren direkten Kontakt zu Deutschland und damit einem Land, in dem Piaget selbst gelebt hat, eine irritierende Gleichheit hervor. Ebenso passt das Erscheinungsbild der Anderen nicht in die stereotypen Vorstellungen und wird als merkwürdig wahrgenommen. Für die entstehende Ambivalenz wird sofort versucht, eine Erklärung zu finden und mit der Schlussfolgerung, dass „die Weißen sich dort niedergelassen haben“ konstatiert.

Die Wissensstrukturen, welche sich in diesen Aussagen spiegeln, sind auch in der Art der visuellen Darstellung deutlich erkennbar. Auf einem Gruppenfoto, das Piagets Brief beiliegt, ist sie mit ihrem Mann und einer Gruppe Menschen, die meisten davon Kinder, auf St. Vincent zu sehen (vgl. Abb. 6a und Abb. 6b). Mit ein paar Gebäuden im Hintergrund stehen Adrienne und ihr Mann nebeneinander, beide mit Kopfbedeckung und gut bürgerlich gekleidet. In der Nähe links neben ihnen eine Gruppe von drei Männern, im Hintergrund sind ein paar Frauen zu sehen. Im Vordergrund stehen fünfzehn junge Schwarze Menschen. Der Größte nach hinten, die kleinsten vorn, sogar ein Kleinkind, das von einem Jungen auf dem Arm getragen wird. Sie sind schlecht bis teilweise überhaupt nicht bekleidet und kein*e einzige*r lächelt. Verunsichert, ernst und manche sehr finster,

147 Vgl. Lübcke 2003, S. 193.

148 Castro Varela/Dhawan 2020, S. 42.



Abb. 6a: Ein unverfängliches Gruppenfoto? In der Darstellungsweise spiegeln sich die in Piagets Briefen formulierten kolonialen Wissensstrukturen um 1900.

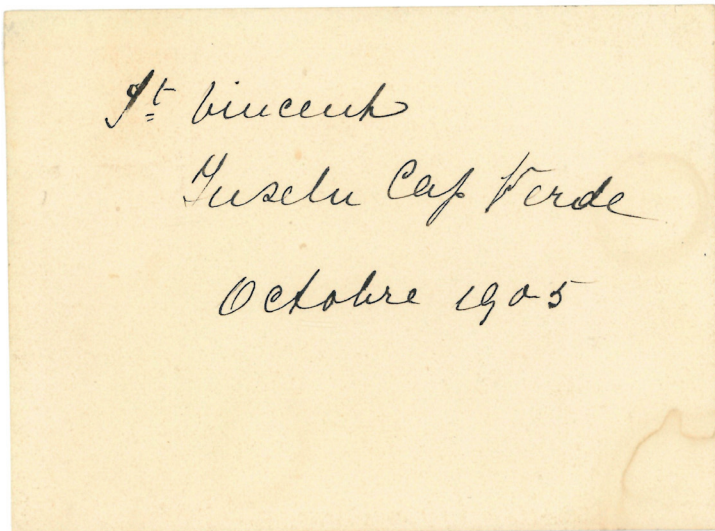


Abb. 6b: Adrienne Piaget: „St. Vincent Inseln Cap Verde Octobre 1905.“

schauen sie teils in die Kamera, teils vermutlich auf den*die Fotograf*in oder zueinander. Adrienne Piaget scheint zu lächeln, der Gesichtsausdruck ihres Mannes ist schwer erkennbar. Der gesamte Eindruck vermittelt für mich eine dramatische und traurige Szene, welche die Piagets so nicht wahrzunehmen scheinen.

Im selben Jahr, in dem diese Fotografie entstand und auch in den Jahren davor, sendeten deutsche Soldaten Feldpost aus ‚Deutsch-Südwestafrika‘ in ihre Heimat. Darunter viele Ansichtskarten mit Gewaltdarstellungen und Kriegsbildern, welche als Reiseansichten gehandelt wurden, so „erschien das Spektakel der Reise auch als ein Spektakel der Gewalt“. ¹⁴⁹ In diesem Kontext wird klar, weshalb die Fotografie Piagets in der ehemals portugiesischen Kolonie St. Vincent vermutlich harmlos anmutete. Die Bilder dieser Zeit veranschaulichten fotografisch gewaltvolle Szenen und koloniale Strukturen, welche als Postkarten und damit Souvenirs ein Andenken des Privaten darstellten. Dadurch, dass sie von Familienangehörigen und Freund*innen verschickt wurden, „drang der Krieg in die häusliche Sphäre“ ein und die Bilder, die als Reisebilder präsentiert wurden, galten „als besonders authentisch“. ¹⁵⁰ Dabei mussten diese kolonialen Vorstellungen und ihre Selbstverständlichkeiten explizit immer wieder hergestellt werden, damit die damit verbundene Gewalt als Normalität gelten konnte. ¹⁵¹

Verdeutlichen lässt sich dieser Prozess durch die Darstellungsweise einer der Ansichtskarten aus dem heutigen Namibia (vgl. Abb. 7). Zu sehen sind viele, nah beieinanderstehende Menschen, die wie auf einem Gruppenfoto arrangiert sind. Sie sind kaum bekleidet und stehen vor zwei Bäumen, die rechts und links den Bildrand säumen. Die Bildunterschrift lautet „D. S. W. Afrika. Gefangene Hottentotten.“ Dieser Zusatz unterstreicht die hierarchischen Strukturen und betont die extremen Machtgefälle, indem er die Menschen wie Kriegstrophäen aneinandergereiht und als Sammlungsstücke darstellt. Auch hier finden eine Enthumanisierung und Abwertung statt, die durch den rassistischen Begriff „Hottentotten“ bekräftigt werden.

149 Axster 2014, S. 111.

150 Ebd.

151 Vgl. ebd., S. 120.



Abb. 7: O. N.: „D. S. W. Afrika. Gefangene Hottentotten.“ Bildpostkarte, zwischen 1899 und 1905 erstellt. 1905 versendet.

Die prozesshafte Herstellung bestimmter Darstellungsweisen zeigt sich nun in ihrer Wiederholung in anderen Abbildungen. Die Bildstruktur der Fotografien auf den Kapverden, deren Häfen lange ein wichtiger wirtschaftlicher Umschlagplatz für den europäischen Sklavenhandel waren,¹⁵² hat große Ähnlichkeit mit der beschriebenen Bildstruktur. Auf einem Foto, das Adrienne Piaget an Ernst Schlipf sendet, ist abermals eine Gruppe von Menschen zu sehen, die vor den reisenden Europäer*innen drapiert und aufgereiht sind (vgl. Abb. 8a und Abb. 8b). Die Abbildung entfaltet dadurch eine Art Präsentationscharakter. Piaget und ihr Mann stehen in der Mitte, rechts neben ihnen zwei weitere Weiße, links einer. Weiter links sind drei Frauen und ein Junge zu sehen und vor dem Ehepaar fünf kleine Kinder. Im Hintergrund steht ein großer, mit Dachziegeln bedeckter Baldachin, unter dem Bananenstauden aufgehängt sind. Es fällt auf, dass die Menschen nach ihrer Hautfarbe sortiert stehen. Visuell wird durch diese Positionierung un-

¹⁵² Vgl. Kapverden: Geschichte.

URL: <https://www.kapverden.de/kapverdische-inseln/geschichte> (29.12.2021).

missverständlich klar gemacht, dass hier eine Abgrenzung zweier Gruppen stattfindet. Außerdem sind auch hier die Kleider wieder augenfällig für die Zuordnung des sozialen Status der Personen. Piagets Mann mit Hut, Bart und Hemd und sie mit weißer Bluse, Kopfbedeckung und langem Rock. Die Kinder tragen schlechtere Kleidung, einer ein zu groß wirkendes altes Hemd, zwei der Kinder haben gar nichts an. Sie fallen insbesondere auch deshalb auf, da Piagets Mann jeweils eine Hand auf die Köpfe der kleinen Jungen legt. Sie und Adrienne halten etwas in den Händen, vermutlich eine Frucht aus dem Korb, den ein weiterer Junge daneben hält. Das linke der unbedeckten Kinder umklammert ein Stück Stoff, vielleicht ein Kleidungsstück, während es sich die Frucht mit beiden Händen an den Mund hält. Es blickt mit gerunzelter Stirn in die Kamera.

Der Unterschied der Körpergröße von Piagets Mann und den Kindern, die unmittelbar vor ihm stehen, ist am stärksten. Das lässt die Kinder noch kleiner und hierarchisch untergeordneter erscheinen, als wenn er beispielsweise hinter einem der etwas größeren Jungen stünde. Generell stellen sich die Piagets auf den Bildern der Kapverden hauptsächlich neben Kindern und nicht Erwachsenen dar, was sie deutlich sichtbarer und größer erscheinen lässt. Wie eine Treppe sind die Menschen angeordnet, deren Aufreihung zentral in dem europäischen Mann in der Mitte gipfelt. Die beiden Jungen, die als einzige unbedeckt sind, bilden im Zusammenhang mit ihrer Körpergröße die größtmögliche Distanz zu dem Weißen Auswanderer. Durch die Art der Positionierung auf dem Foto wird hier das Narrativ des unbedeckten, unterlegenen Anderen bestätigt und erneut hergestellt. Unterstrichen wird dieses durch den Gestus der Handauflegung.

Mit bestimmten körperlichen Bewegungen wird, als Zeichen in einer Sprachgemeinschaft, ein fester Bedeutungszusammenhang und ein Verweisobjekt verknüpft. Zwar spricht man von Körpersprache im Eigentlichen insbesondere bei signifikanten konventionalisierten Bewegungen wie dem Kopfschütteln, dennoch werden darunter im Alltag auch andere gestikulierende und mimisch wahrnehmbare Zeichen verstanden.¹⁵³ Als körperliche Praktiken repräsentieren diese Zeichen eine bestimmte, durch den jeweiligen *Habitus* geprägte, soziale Lebenswelt. Der *Habitus* bestimmt die Formen dieser Praktiken, strukturiert deren Aus-

¹⁵³ Vgl. Christa M. Heilmann: *Körpersprache richtig verstehen und einsetzen*. München 2011, S. 19.



Abb. 8a: Eine Gruppe von Schwarzen, Bananenstauden im Hintergrund: Das Ehepaar Piaget inszeniert sich mit vorherrschenden rassistisch exotisierenden Motiven.

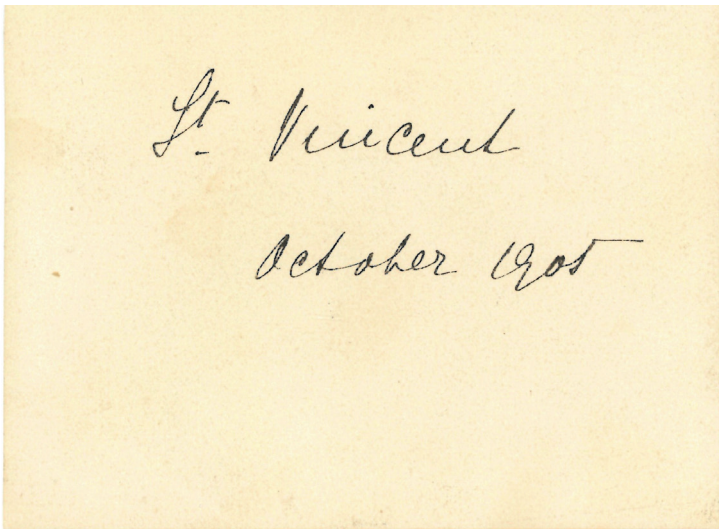


Abb. 8b: Adrienne Piaget: „St. Vincent Octobre 1905“.

übung und Wahrnehmung und entsteht seinerseits durch die verinnerlichten Strukturen der vorherrschenden sozialen Räume eines Menschen.¹⁵⁴ Somit ist die Geste der aufgelegten Hand Ausdruck des spezifischen Habitus, der Piagets Mann prägt. Wie ein Attribut scheint sie ihm gestattet, während sie für Adrienne Piaget als Frau oder gar eines der Kinder als absolut unangebracht erscheinen würde, da mit ihr klare inkorporierte Hierarchien verbunden sind. Die Handauflegung ist außerdem eine im Christlichen stark ikonografisch geprägte Geste und steht für den Segensgestus. Zugleich wird das Auflegen der Hände aber auch als Symbol königlicher Gnade und Wohlwollens interpretiert.¹⁵⁵ Dadurch wird zum einen eine vermeintliche Zugehörigkeit und väterliche Fürsorge ausgedrückt. Zum anderen aber auch die unmissverständliche Macht, die hier ungefragt in der Berührung der fremden, mangels Kleidung, ungeschützten Kinder zum Ausdruck gebracht wird. Wo die Eltern der Kinder sind oder welche sozialen und familiären Zugehörigkeiten eigentlich bestehen, bleibt unklar. Da Piaget die Fotos an einen Pfarrerssohn sandte,¹⁵⁶ ist davon auszugehen, dass dessen Bildgedächtnis entsprechend religiös geprägt und damit empfänglich für den christlichen Bezug der Geste des Handauflegens gewesen ist. Unabhängig von seinem familiären Kontext sollte Ernst Schlipf, wie auch anderen Betrachter*innen der Zeit, als Mitglied einer christlich geprägten, europäischen Gesellschaft diese Geste patriarchaler Fürsorge vertraut gewesen sein. Bedeutung entsteht in diesem Zusammenhang mit dem vorhandenen Wissen der*des Betrachter*in. In der Wahrnehmungsstruktur der Fotografie spielte der Habitus von Ernst Schlipf und anderen intendierten Rezipient*innen folglich eine ebenso große Rolle, wie jener der Dargestellten und der Person, die fotografierte. Nur wer ein bestimmtes Wissen besitzt, kann die Abbildung entsprechend verstehen und interpretieren.

Das exotische, paradiesische Andere wird zusätzlich durch die abgebildeten Bananenstauden untermalt, welche wie eine Kulisse hinter den fotografierten Personen ihre Wirkung entfalten. In Kombination mit den im Brief festgehaltenen Vergleichen zu Fischen, der betonten Überraschung über die Sprachbegabung

154 Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M. 1982, S. 277–278.

155 Vgl. Hildegard Kretschmer: Lexikon der Symbole und Attribute in der Kunst. Stuttgart 2011, S. 152.

156 Vgl. Vödisch in diesem Band.

oder dem Hinweis auf „Adams Kostüm“, wenn es um Nacktheit geht, welches seinerseits bereits auf eine paradiesische Ursprünglichkeit hinweist, entfaltet sich eine performative Kraft. Piaget und ihr Mann repräsentieren darüber hinaus visuell die „regulierenden Normen des ‚biologischen Geschlechts‘, die in performativer Wirkungsweise die Materialität der Körper konstituieren“.¹⁵⁷ Durch ihre Positionierungen auf dem Foto bedienen sie den *heterosexuellen Imperativ*, also die Geschlechteraufteilung in Mann und Frau und die damit verbundenen sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Konventionen. In diesem Fall wird deutlich der europäische, Weiße Mann als Oberhaupt gezeigt und durch seine danebenstehende Frau kontrastiert. Darüber hinaus bildet er im Zusammenhang mit den als unterlegenen und primitiv dargestellten Anderen eine patriarchale Verkörperung des Entdeckers und Eroberers der Neuen Welt.

Die Bildstrukturen und Kompositionen sind geprägt von den Sehgewohnheiten, die durch Postkarten, persönliche Fotografien oder Abbildungen aus kolonialen Erzählungen erzeugt werden. Sie entfalten eine normative Symbolkraft und sind geprägt durch die im *kulturellen Gedächtnis* verankerten Wissensstrukturen und werden ihrerseits ein Teil davon.¹⁵⁸ Damit erschaffen sie bestehende koloniale (Bild-)Strukturen immer wieder neu. In diesem Sinne kann hier neben dem performativen Sprechakt auch von einem performativen Blickakt gesprochen werden.¹⁵⁹ In der Handlung des Sprechens sowie Betrachtens anhand von kolonial strukturiertem Wissen vollzieht sich durch die Akteur*innen eine konstitutive Wirkungskraft auf die soziale Wirklichkeit.¹⁶⁰ Als „private Andenken, Bestandteil persönlicher Kommunikationsbeziehungen oder begehrte Sammelobjekte [waren die kolonialen Bilder] in besonderer Weise affektiv aufgeladen“.¹⁶¹ Sie reproduzierten in ihrer Alltäglichkeit und mit dieser besonderen privatisierenden emotionalen Wirkung die Wissens- und Machtstrukturen, die ebenso in Piagets

157 Butler 1995, S. 22.

158 Vgl. Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 6. Aufl., München 2007, S. 52.

159 Vgl. Karin Bürkert: Performativität. In: Timo Heimerdinger/Markus Tauschek (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch. Münster/New York 2020, S. 351–379, hier S. 359.

160 Vgl. ebd., S. 353.

161 Axster 2014, S. 14.

beigelegten Bildern ihre Wirkung entfalteten. Infolgedessen wurde auch das Potenzial anderer kolonialer Bilder bekräftigt und bestärkt.

In der visuellen Darstellung der Anderen rückt ein Aspekt der kolonialen Erzählung in besonderem Maße als wesentliche Selbstverständlichkeit in den Vordergrund: die unbekleideten Körper der Anderen. Zwar tragen auch viele der Menschen auf den Fotos Kleidung, die Nacktheit von wenigen scheint jedoch ein Schlüsselmoment im Machtverhältnis zu explizieren. Zeigehandlungen sind verknüpft mit „Materialitäten, verweisen auf Körper und Bewegungen und sind ohne Kontexte kaum entschlüsselbar“. ¹⁶² Somit sind sie in gewisser Weise abhängig von dem, womit gezeigt wird. Es braucht den Verweis, das Objekt, die Entität, mit der gezeigt werden kann.

„Die (Kenn-)Zeichnung eines andersfarbigen Körpers, der immer nur teilweise bekleidet ist, bildet ein wesentliches Moment in der Alterisierung. Denn die Kategorisierungen von Körper und Rasse [...] dienen der Festbeschreibung von kulturellen Unterschieden.“ ¹⁶³

Die Darstellung von Nacktheit ist wesentlich für das identitätsstiftende formende Andere. Es war nicht unüblich, wenig bis gar nicht bekleidete Südamerikaner*innen oder vor allem Afrikaner*innen in einem vermeintlich wissenschaftlichen Kontext in Publikationen oder Bildpostkarten zu zeigen. Damit einher ging eine starke Erotisierung und Exotisierung. ¹⁶⁴ Im Zusammenhang mit dem Bild der ungezähmten und wilden Natur, boten die Bilder eine Projektionsfläche für eine unkontrollierte Sexualität. Im Gegensatz dazu konnten Europäer*innen sich selbst als Teil einer zivilisierten bürgerlichen Gesellschaft verstehen, in der die sexuelle Norm durch den Weißen bürgerlichen Mann verkörpert wurde. ¹⁶⁵

Ob mit der Abbildung der jungen Menschen auf Piagets Fotografien eine bewusste Sexualisierung stattfand, ist nicht zu beantworten. Jedoch treten die Attribute der ungezähmten, unbekleideten 'Wilden' und die damit einhergehende

162 Dieter Mersch: Ambiguitäten des Zeigens. Kleine Theorie monstrierter Praktiken. In: Katharina Sykora u. a. (Hg.): Valenzen fotografischen Zeigens. Das fotografische Dispositiv Band 3. Marburg 2016, S. 51–73, hier S. 52.

163 Lübcke 2003, S. 194.

164 Vgl. Onken 2019, S. 243.

165 Vgl. ebd., S. 244.

Exotisierung deutlich hervor. Sie werden mit einer weiteren Fotografie im Briefwechsel bestärkt: mit dem Bild eines Kleinkinds auf Bahia (vgl. Abb. 1a). Zu sehen ist zentral im Vordergrund ein Kind, das mit seinen Händen womöglich eine Ananas umklammert. Es steht nackt vor einer Häuserreihe. Der Gesichtsausdruck könnte darauf hinweisen, dass es weint, das ist jedoch schwer erkennbar. Im Hintergrund sind zwei Schwarze Frauen in Kleidern und weiter hinten und in der linken Bildhälfte erkennt man vier weitere Figuren. In der Nähe des Kindes sind zwei kleine Tiere zu erkennen, bei denen es sich um Hühner handeln könnte. Auffällig ist der Schattenwurf an dieser Fotografie. Er zeigt nicht nur den Schatten des Kindes, sondern auch den der Fotografin. Erkennbar sind Rock und Hut und wie bereits beschrieben, die Armhaltung der Fotografin, die auf die Kamera hinweist, die genutzt wurde. Der Schatten einer weiteren Person zeigt, dass noch jemand in der Nähe ist. Die Fotografie wirkt flüchtig aufgenommen und ohne bewusste Komposition. Trotz der vermutlich spontanen Aufnahme ist die Positionierung der Fotografin deutlich erkennbar. Die Beziehung, in die sich Piaget zu dem Kind setzt, ist allein durch ihre Körpergröße ungleich und vorgegeben. Visuell ist dies sehr gut an dem Schatten zu sehen, der den des Kindes überragt, sowie gleichzeitig durch die fotografische Perspektive von oben erkennbar. Unweigerlich schaut die*der Betrachter*in der Fotografie auf das Kind herab. Es scheint zwischen dem Schatten der Fotografin und der*dem Betrachter*in zu stehen.

„Fotografieren heißt sich das fotografierte Objekt aneignen.“¹⁶⁶ Die damit einhergehende Machtausübung drückt sich auch in dem Kommentar zum Bild auf der Rückseite aus: „Bahia. Ist das nicht köstlich. October 1905“ (Abb. 1b). In dem dazugehörigen Brief wird ebenfalls auf das „köstliche[] Bild mit dem Kinde“ hingewiesen und dass auf Bahia „manches schöne zu sehen war“; direkt im Anschluss folgt die Beschreibung des „wunderschönen“ Wassers.¹⁶⁷ Das Kind wird als Teil der fremden beeindruckenden Natur zum Vergnügen der Fotografin, die sich an seinem Anblick erfreut und diesen festhalten will. Auch hier ist unklar, wo die Eltern des Kindes sind, und es ist zu bezweifeln, dass um ein Einverständ-

166 Sontag 1980, S. 10.

167 Vgl. Piaget 12.12.1905.

nis zur Fotografie gebeten wurde. Die offensichtliche Präsentation der anderen Hautfarbe unterstützt in der Darstellung des nackten Kindes zusätzlich die bestehenden Hierarchien. „Denn die Herstellung physiognomischer Unterschiede birgt immer das Moment einer essenzialisierten Form der Differenz, mittels deren sich Abgrenzungen vollziehen.“¹⁶⁸

Folgt man der Vermutung, dass das Kind aus unbekanntem Gründen auf dem Bild eine Ananas in der Hand hält, wird damit das Narrativ des exotischen Anderen verstärkt. Die exotische Frucht, die bereits Motiv in Piagets anderen Bildern ist, erinnert an gestellte und kulissenhafte Postkartenmotive dieser Zeit. So zeigt ein Foto, das 1904 veröffentlicht wurde, einen Indigenen, der ebenfalls keine Kleidung trägt und aus unbekanntem Gründen eine Riesenschlange um den Körper geschlungen hat.¹⁶⁹ Die Schlange erinnert darüber hinaus im Zusammenhang mit der Nacktheit überaus stark an das biblische Motiv des verloren gegangenen Paradieses durch die unkontrollierte weibliche Natur und der ihr geschuldeten Erbsünde. All diese zugewiesenen Attribute der vermeintlich unüberbrückbaren Andersartigkeit lassen gleichzeitig die Konstruktion des Selbst als entwickelte, fortgeschrittene Zivilisation zu, die den Status des ursprünglichen Primitiven längst überwunden hat.

„Was wir als ‚außen‘ bezeichnen, ist eine Position *innerhalb* [Herv. i. O.] eines größeren politischen und historischen Zusammenhangs.“¹⁷⁰ Piagets Fotografien sind Teil der öffentlichen und privaten Bilder, die um 1900 zirkulierten und zur Konstruktion der eigenen europäischen Identität beitrugen, indem sie durch ihre visuelle Darstellung eine deutliche Abgrenzung zu dem exotischen Anderen vollzogen. Gerade Fotografien ist dabei eine besondere Wirkkraft zuzuschreiben. Die Fotografie galt lange Zeit als „Realität ersatz, ein Medium, mit dem sich Menschen und Objekte gleichermaßen realgetreu abbilden“¹⁷¹ ließen. Die mit bestimmten Wissens- und Machtstrukturen verbundene, koloniale Wahrnehmung konnte durch diesen Umstand als von Natur aus gegebene Beschaffenheit interpretiert und konstruiert werden. Das Erstellen der Bilder geschah in Korrelation mit dem vorhandenen Wissen

168 Lübcke 2003, S. 202.

169 Vgl. Onken 2019, S. 239.

170 Lila Abu-Lughod: Gegen Kultur Schreiben. In: Ilse Lenz/Andrea Germer/Brigitte Hasenjürgen (Hg.): Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive. Opladen 1996, S. 14–46, hier S. 19.

171 Vgl. Hägele 2007, S. 330.

und wirkte als Voraussetzung für deren Betrachter*innen, konnte jedoch als völlig natürlicher Prozess wahrgenommen werden. Als moralische Mittler werden die Fotografien selbst zu sozialen Akteurinnen, die mit besonderer Authentizität Einfluss auf das Wissen nehmen, das im kulturellen Gedächtnis abgespeichert wird.¹⁷²

Die Fotografien von Adrienne Piaget dienen mit ihrer Funktion als Erinnerungsstücke als Zeugen einer vergangenen Situation.¹⁷³ Sie wirken besonders authentisch, da sie nicht nur durch das was sie zeigen einen referenziellen Wert haben, sondern darüber hinaus einen materiellen Selbstwert besitzen. Wie museale Gegenstände garantieren sowohl die Fotografien als auch die Briefe „die Realität eines vergangenen Ereignisses, seine Existenz, weil ein materielles Relikt von diesem zurückgeblieben ist“. ¹⁷⁴ Sie wirken als Objekte der Erinnerung bereits durch ihre bloße Materialität. Hinzu kommt die besonders echt wirkende Darstellung von Realität durch das Bild als Medium. Wenn koloniale Bildpostkarten versendet wurden, waren diese oft mit nur sehr kurzen standardisierten Mitteilungen versehen. Man ging davon aus, „dass die Bilder für sich selbst sprechen könnten und also selbsterklärend seien. Das Bild an sich sollte beweiskräftig sein und Beglaubigungspotenzial entfalten“. ¹⁷⁵ In Kombination mit den ausführlichen schriftlichen Ergänzungen im Falle Piagets verstärken sich Fotografien und Briefe gegenseitig in ihrer Authentizität. Für den Empfänger dürfte die kolonial geprägte Wahrnehmung Piagets mit hoher Wahrscheinlichkeit als unhinterfragte Wahrheit gegolten haben.

172 Angelehnt an die Akteur-Netzwerk-Theorie können laut Bruno Latour auch Objekte zu moralischen Mittlern und sozialen Akteur*innen werden. Vgl. Bruno Latour: Der Berliner Schlüssel. Berlin 2014, S. 25.

173 Vgl. Thomas Thiemeyer: Inszenierung. In: Timo Heimerdinger/Markus Tauschek (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch. Münster/New York 2020, S. 185–205, hier S. 201.

174 Ebd.

175 Axster 2014, S. 97.

Beschreibung der Anderen – Definition der Eigenen

„[W]enn sie in den Dienst treten, haben sie nichts, kaum ein Hemd, aber Röcke mit einer Schleppe voll Rot, u Ringe am Finger so viel wie du willst. Alles was sie verdienen verschwindet für schöne Kleider u für's trinken. Es ist schrecklich hier wie die Chilotes (also die niedrigste Klasse) trinken, sie geben ihr Hemd wenn sie eins haben für ein Glas Branntwein [...]“¹⁷⁶

Die eingangs beschriebenen Reibungsflächen, die in der Abgrenzung des zugeschriebenen Anderen entstehen, lassen sich eindrücklich anhand alltäglicher Schilderungen feststellen und machen die Konstruktionspraktiken sichtbar. Hier beziehen sich die Erfahrungen vor allem auf die Chilen*innen, denen Adrienne Piaget im Alltag begegnet und zu denen sie sich auf eine bestimmte Art und Weise positioniert. Im obigen Zitat erscheinen die Anderen zum einen erneut als kleiderlos, wenn beschrieben wird, dass sie ihr Hemd weggeben. Zum anderen werden durch die Ringe und roten Schleppe der Damenröcke die geschmückten Körper benannt. Erklärend wird außerdem in Klammern die gesellschaftliche Einordnung sichergestellt, indem explizit noch einmal auf die „niedrigste Klasse“, der im Land lebenden Chilen*innen, hingewiesen wird. Abermals klingen hier die Narrative des Neue-Welt-Diskurses an, denn die Beschreibungen verweisen auf die „Figur“ des nackten, mit allerlei ‚Zierath‘ [sic!] behangenen Naturmenschen“,¹⁷⁷ der durch den unkontrollierten Alkoholkonsum als unzivilisiert und unkontrolliert gekennzeichnet wird und als Zeichen von Alterität gehandelt werden kann.

Mit diesen Beschreibungen reiht sich Piaget außerdem in die Narrative ihrer ausgewanderten Vorgänger*innen ein. Der chilenische ‚Rassediskurs‘, welcher zur Zeit der großen Auswanderungswellen Mitte des 19. Jahrhunderts dominant war, sah ‚Eingeborene‘ und ‚Mischlinge‘ als biologisch und kulturell minderwertig an.¹⁷⁸ Die Produktion dieser Narrative ermöglichte die staatspolitische Entscheidung, Lateinamerika mittels der ‚(Neu-)Bevölkerung‘ durch Europäer*innen zu

176 Piaget 22.08.1906.

177 Lübcke 2003, S. 198.

178 Vgl. ebd., S. 99.

einem modernen Industriestaat machen zu wollen.¹⁷⁹ Auswanderinnen im 19. Jahrhundert empörten sich gut 50 Jahre früher über die Chilen*innen als trinkendes, stehlendes Volk und nahmen diese als faule, kindliche und einfältige Bevölkerungsgruppe wahr.¹⁸⁰ Dieselben Annahmen und Rückschlüsse finden sich bei Adrienne Piaget noch Anfang des 20. Jahrhunderts, wenn sie schreibt, dass die europäischen Damen, die sich über ihre Dienstmädchen beschwerten, sich „glücklich preisen“ würden, wenn sie die chilenischen Verhältnisse kennen würden, wo die Dienstboten „sehr teuer“ seien, „schmutzig sind daß man nur vom Sehen genug“ bekäme und man sich auf alles gefasst machen müsse. Folgend berichtet sie von dem Dienstmädchen ihrer Schwägerin, das anstelle der Erledigung einer Besorgung drei Tage verschwunden und ohne Geld und Besorgung wiedergekommen sei, weil sie bei ihrem „Schatz“ gewesen wäre. Es folgt die Schilderung eines anderen Dienstmädchens, das den gesamten Alkohol ihrer Schwägerin weggetrunken hätte.¹⁸¹

Laut Bhabha sind Kategorien wie Klassenzugehörigkeit, Sexualität, territoriale Paranoia oder kulturelle Differenz nicht bloß als Teil einer bestehenden nationalen Kultur beziehungsweise als ganzheitliche kulturelle Größe oder empirisch soziologische Kategorie anzusehen. Die Nation als narrative Strategie wirke mit psychologischer und symbolischer Kraft auf das nationale Sein. Mithilfe der narrativen und symbolischen Macht werde die politische Projektion und kulturelle Produktion ebendieser Kategorien bewirkt.¹⁸² Die Nation (und die damit verbundenen Zeichen und Grenzziehungen) erschafft also kulturelle Differenz und ist nicht Ursprung dieser. Die über Jahre hinweg bestehenden Narrative festigen die kulturellen Unterschiede im kulturellen Gedächtnis und lassen sie als immer schon da gewesene natürliche Größe erscheinen, die sich als scheinbar ethnische und nationale Kategorien unüberwindbar zeigen. Dabei ist die Erschaffung kultureller Differenzen wesentlich für das Konstruieren des fremden Anderen und die damit verbundene Praxis der Identitätskonstruktion des Eigenen.¹⁸³ Die Herstellung von

179 Vgl. ebd.

180 Vgl. ebd., S. 261.

181 Vgl. Piaget 22.08.1906.

182 Vgl. Homi K. Bhabha: Die Verortung der Kultur. Tübingen 2000, S. 209.

183 Vgl. Lübcke 2003, S. 190.

Unterschieden manifestiert sich im Auswanderungsprozess nach Chile an einer weiteren Stelle sehr deutlich, nämlich an der Dichotomie von fleißig und faul:

„[...] viele Europeinen die hier als angestellte ankommen, bleiben nicht lange ohne zu heiraten, weil die Fremden nicht gern mit Chilenerinnen heiraten – die dienen fürs Vergnügen; sie sind meistens faul, kokett, trunksüchtig u verschwenderisch und bleiben selten ihrem Gemahl treu – nun, haben lauter ‚Eigenschaften‘ die ein tüchtiger Mann zu Grunde führt – doch wie überall giebt es Ausnahmen.“¹⁸⁴

Adrienne Piaget kontrastiert die Tüchtigkeit eines guten Mannes mit den angeblich negativen Eigenschaften der Chileninnen. Selbst wenn sie mit Worten wie „meistens“ und der Erwähnung von „Ausnahmen“ nicht absolut ist, wirkt ihre Darstellung als Beschreibung der Gesamtheit chilenischer Frauen.

Der Nebeneffekt dieser Abwertungen von Chileninnen ist der einer eigenen Aufwertung, denn die Konstruktion des Anderen geschieht in Form eines exakten Gegenbildes und „geht einher mit der für die imperialistischen Abenteurer so wichtigen positiven Selbstbestimmung der Europäer/-innen“.¹⁸⁵ Im Kontrast zu den negativen Beschreibungen der Anderen klingen immer wieder positive Selbstbeschreibungen an, welche die eigene Arbeit loben und den eigenen Fleiß betonen. So konstatiert Adrienne Piaget in einem Brief: „Die Colonie hat sich in letzter Zeit sehr entwickelt u wir sind mit den geschafften sehr zufrieden.“¹⁸⁶ In einem anderen Brief schildert sie den landwirtschaftlichen Erfolg des eigenen Landguts und der Weidewirtschaft,

„dort geht es sehr gut [...] tausende von Schafen haben ihre gute Wolle – Ich könnte Seiten u Seiten darüber schreiben, wie dieses Unternehmen verwaltet wird, doch ist es zu lang u vieles würde dir unglaublich vorkommen. Es ist so ein ganz andere Sphär als die wo du lebst. Kurz für Herren ist das Arbeitsfeld hier viel größer u anregender als drüben [...]“¹⁸⁷

184 Piaget 10.05.1911.

185 Castro Varela/Dhawan 2020, S. 105.

186 Piaget 12.12.1905.

187 Piaget 10.05.1911.

Ihre Erzählungen passen in hohem Maße zu dem vorherrschenden Narrativ. Im 19. Jahrhundert hatte man Europäer*innen ja gerade deshalb angeworben, weil sie als besonders gut ausgebildet und fleißig galten.¹⁸⁸ Unter den Europäer*innen war dieser Ruf im Besonderen in Bezug auf die deutschsprachigen Länder verbreitet. Es klingt die Idee des deutschen Kolonisten an, die im 19. Jahrhundert stark geschürt wurde. Dieser sollte „in der Fremde Südamerikas – [...] mit allen Deutschsprachigen (sogar Schweizern) eine Gemeinschaft bildend – zu seinem eigenen Ruhme und zu dem des Deutschen Reiches etwas aufbau[en]“ und sich eine deutsche Heimat schaffen.¹⁸⁹ Fleiß als Charaktereigenschaft wurde dabei sowohl den männlichen als auch weiblichen deutschen Einwanderer*innen als Kennzeichen nationaler Zugehörigkeit zugeschrieben. Dies allerdings innerhalb des bürgerlichen Arbeiterdiskurses, der für die männlichen Einwanderer die öffentlich weltlichen Tätigkeitsbereiche und für die weiblichen Einwanderinnen die innerweltliche Hausarbeit vorsah.¹⁹⁰ Während Piagets Mann sich also um die Estancia kümmert, führt Adrienne Piaget den guten Haushalt und ist für die Kindererziehung verantwortlich.¹⁹¹ Das Stereotyp des faulen Chilenen ermöglicht die Grenzziehung zwischen den fleißigen europäischen Einwanderer*innen und den Anderen und produziert das europäische ‚Wir‘, die europäische Einwanderungsgesellschaft.¹⁹²

„Da das Schiff überall ziemlich lang anhält [...] ging ich überall aufs Land u mein Mann war schon überall bekannt, also konnte er mich direkt führen, wo es was zu sehen gab [...]. [...] die Südamericaner sind meistens heißblütig machen viel Lärm wenn sie ruhig sprechen, meint man immer sie seien im ärgsten Streit; als Reisebegleiter sind sie deßwegen nicht sehr angenehm.“¹⁹³

188 Vgl. Tietze de Soto 1999, S. 20.

189 Onken 2019, S. 172.

190 Vgl. Lübcke 2003, S. 269.

191 Vgl. Adrienne Piaget: Brief vom 21.07.1907. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8; Piaget 22.08.1906 und Piaget 10.05.1911.

192 Vgl. Lübcke 2003, S. 234.

193 Piaget 20.02.1909.

Diese Aussage kombiniert zweierlei. Als Experte und Führer in der neuen Umgebung wirkt Piagets Mann als männlicher Kolonisator, der sich die fremden Länder und Häfen zu eigen gemacht hat und nun wie ein Besitzer die Errungenschaften seiner Frau zeigen kann. Gleichzeitig wird sich hier abermals durch die Abwertung der Anderen abgegrenzt und das Eigene im Gegensatz demnach als nicht „heißblütig“, ruhig, eher besonnen und zivilisiert verstanden. Die Inbesitznahme steht hier in direktem Zusammenhang mit der Abgrenzung zur anderen Nation. Die gegensätzlichen Zuweisungen und Stereotypisierungen wirken somit als Hauptstrategien im kolonialen Diskurs.¹⁹⁴

Die Charaktereigenschaften scheinen fest mit der jeweiligen Nationalität verknüpft: „[N]atürlich Arbeit habe ich doch, denn ich habe es gern, daß mein Haus gut verwaltet wird; ich habe jetzt ein sehr gutes Dienstmädchen (Chilenerin) doch ein gutes, liebes Mädchen“.¹⁹⁵ Diese vermeintlich positive Beschreibung des chilenischen Dienstmädchens birgt ein Macht ausübendes Moment. Wieder wird das Eigene selbstverständlich mit guter Arbeit verknüpft. Im Fall der Chilenin muss betont werden, dass diese gut ist. Damit geht einher, dass chilenische Dienstmädchen mit dem Attribut *schlecht* gleichgesetzt werden. Wo zunächst noch ausführliche Beschreibungen zur Erklärung über die schlechten Arbeitsweisen stattfanden, bildet nun allein die Nennung der nationalen Zugehörigkeit die unmissverständliche Verkörperung von schlechter Arbeit, die mit dem „guten, lieben Mädchen“ als alleinige Ausnahme zur gesamten Nationalität im Besonderen gekennzeichnet werden muss.

Solche alltäglich abwertenden Verhaltensmuster bedienen über die situativen Grenzziehungen hinaus immer auch einen gesamtkontextlichen Wissensrahmen im kulturellen Gedächtnis. Walter D. Mignolo spricht in diesem Zusammenhang von der *colonial matrix of power*.¹⁹⁶ Er meint damit jene Konstruktionen, die aus den Auseinandersetzungen um die Kontrolle von Wissen entstanden sind, welches rassistische Klassifizierungen regelt, Autorität ausmacht oder die Normen gestaltet, die Geschlecht und Sexualität bestimmen. Diese Wissenskonstruktionen ermöglichten schließlich die Zerstörung und Marginalisierung dessen, was nicht

194 Vgl. Lübcke 2003, S. 229.

195 Piaget 10.05.1911.

196 Vgl. Walter D. Mignolo: *The darker side of western modernity*. Global Futures, Decolonial Options. Durham/London 2011, S. xv.

in deren Prinzipien passte.¹⁹⁷ Jedes Individuum ist in bestimmte Wissensstrukturen eingebunden, die durch die colonial matrix of power gestaltet wurden, und so konstatiert Mignolo, „that you constitute yourself (,I am‘) in the place you think“.¹⁹⁸ Demnach ist Piaget eingebettet in die kolonialen Wissensstrukturen der sie umgebenden Narrative über die Neue Welt, koloniale Bildstrukturen und ein spezifisches Wissen über das Eigene und das Fremde. In diesem Zusammenhang steuert sie ihre Identifikationskonstruktionen aus der Perspektive einer Weißen Europäerin, denn das ist der Ort, die Positionierung, von der aus sie denkt.

In einem ihrer ersten Briefe nach der Auswanderung fragt Adrienne Piaget Ernst Schlipf: „Werden deine Schritte die Schweiz, meine liebe Schweiz berühren?“¹⁹⁹ Die Verwendung des Possessivpronomens drückt eindeutig Piagets Zugehörigkeitsgefühl zu ihrem Herkunftsland aus, das darüber hinaus positiv konnotiert wird. Verstärkt wird diese nationale Zugehörigkeit durch die permanenten Abgrenzungsprozesse von einer anderen Nation. „Die Nation konstituiert sich durch *Ausschluss des kolonialen Anderen* [Herv. i. O.]“ und lässt dieses Andere ausschließlich im Zeichen eines faszinierenden Exotismus, einer bedrohlichen Fremdheit oder einer nostalgisch projizierten Authentizität zu.²⁰⁰

Stereotype fungieren darüber hinaus in Verunsicherungssituationen, in denen die Selbstintegration gefährdet zu sein scheint, als „Bewältigungsmechanismus“.²⁰¹ Insbesondere die Auswanderungssituation mit einem Moment des Bedeutungsüberschusses und einer damit verbundenen Vieldeutigkeit kann in besonderem Maße verunsichernd wirken. So dienen wechselnde stereotype Zuschreibungen der eigenen Selbstverortung.²⁰² Zu beobachten ist dieser Umstand in weiteren kulturellen und nationalen Benennungen des Eigenen. Gleich zu Beginn der Ankunft in Chile wird versucht, sich mit verschiedenen Hilfsmitteln zu beheimaten. Eine ganz wesentliche Funktion übernimmt dabei das vertraute Eigenheim, ein „Haus nach Europas Mode“²⁰³.

197 Vgl. ebd.

198 Ebd., S. xvi.

199 Piaget 01.06.1906.

200 Vgl. Bronfen/Marius 1997, S. 5.

201 Vgl. Lübcke 2003, S. 232.

202 Vgl. ebd.

203 Piaget 12.12.1905.

Die eigene Kultur im fremden Land

„[W]ir werden hier einige Monate verbringen müssen, weil wir leider kein einziges Haus zu mieten finden konnten. Wir müssen ein Haus bauen. Glücklicherweise hatte mein Mann vor einiger Zeit ein Haus mit einem ziemlichen großen Stück Boden gekauft u auf diesen werden wir ein Haus nach Europas Mode bauen. Ich bin froh denn so werden wir sehr nett eingerichtet sein.“²⁰⁴

Das eigene Haus bestimmt wesentlich das Gefühl eines Fremd- oder Heimischseins.²⁰⁵ Es scheint wichtig zu sein, dass das Haus im bekannten, heimatlichen europäischen Stil gebaut wird. Heimat als Imagination und Begriff kann dabei als Kompensationsraum und etwas Vertrautes wirken, was der Mensch braucht, um Fremdes verarbeiten zu können. Dabei ist diese Vorstellung insbesondere eine Erfindung der Moderne und der Begriff Heimat seit Ende des 18. Jahrhunderts mit der bürgerlichen Gesellschaft historisch gewachsen und ideologisch aufgeladen worden.²⁰⁶ Lange wurde die Vorstellung von Heimat unmittelbar mit dem Besitz von Haus und Hof verknüpft. „Im Schweizerdeutschen war die Gleichsetzung von Hofanlage und Heimat lange üblich.“²⁰⁷ Das eigene Haus wird im Auswanderungsprozess zu einer „zeitlichen und räumlichen Koordinate der Identitätsnarration“.²⁰⁸

„Wir sind jetzt seit 14 Tagen vollständig eingerichtet u wie nett ist es. Du sagtest in deinem letzten Brief daß unser Haus dir öde vorkam; wenn du sie mit den anderen daneben sehen würdest, würde diese Meinung weichen. Wir sind wie wenige Leute sind. [...] wir sind jetzt so froh in unserem

204 Ebd.

205 Vgl. Lübcke 2003, S. 211.

206 Vgl. Beate Binder: Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse? Gefühle der Zugehörigkeit und soziale Imaginationen in der Auseinandersetzung um Einwanderung. In: Zeitschrift für Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung 104, Nr. 1 2008, S. 1–17, hier S. 5.

207 Hermann Bausinger: Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. In: Reinhard Johler/Bernhard Tschofen (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie. Tübingen 2008, S. 351–366, hier S. 352.

208 Lübcke 2003, S. 212.

„Heim‘ sein zu dürfen. Schade, daß wir nicht Verwandten u Freunden einladen können; das ist der einzige Schatten.“²⁰⁹

Die Freude über das Eigenheim kommt deutlich zum Ausdruck. Die Verwendung des Begriffs „Heim“ verdeutlicht, dass auch hier das Haus mit Heimat verbunden wird und so zeigt sich bei Adrienne Piaget das eigene Haus von großer Bedeutung im Prozess des ‚Heimisch-Fühlens‘. Als Gegenbegriff zur Fremde²¹⁰ wirkt Heimat hier im Kontext des Hauses als das Eigene und die Tatsache, dass Piaget sich auf einem ihr fremden Kontinent befindet, klingt nur durch die Unmöglichkeit des Besuchs vertrauter Personen an.

Gleichzeitig findet in der Beschreibung des eigenen Hauses eine Aufwertung im Vergleich zu den anderen Häusern statt. Diese Aufwertung wird unmittelbar mit der eigenen Person verbunden, wenn im Zuge dessen geschildert wird, dass die Piagets seien, „wie wenige Leute sind“. Was genau Adrienne Piaget damit gemeint hat und wem gegenüber sich hier konkret abgegrenzt wird, bleibt unklar. Zu vermuten ist allerdings, dass es hier abermals um eine Abgrenzung zu Nicht-Europäer*innen ging. Bei ihren ersten Eindrücken schildert Piaget, dass die Stadt traurig aussehe, weil die Häuser sehr niedrig seien.²¹¹ In der Grenzziehung dieser Schilderungen von eher schlecht bewerteten chilenischen Häusern und gut bewerteten europäischen Häusern wirkt das Narrativ der bereits zivilisierten Gesellschaft, die dazu beitragen soll, Chile als unterentwickeltes Land im Zuge einer Europäisierung zum Fortschritt zu verhelfen.²¹²

In der industriellen europäischen Gesellschaft erlebten um die Jahrhundertwende das Ballett, das Theater und die Oper einen kulturellen Aufschwung.²¹³ Mit den Einwanderungswellen im 19. Jahrhundert waren auch europäische Musiker*innen und Theaterspieler*innen nach Südamerika gekommen und wurden Teil der vor Ort neu gegründeten Vereine.²¹⁴ So beschreibt es auch Piaget in ihren Briefen:

209 Piaget 01.06.1906.

210 Vgl. Bausinger 2008, S. 352.

211 Vgl. Piaget 12.12.1905.

212 Vgl. Lübcke 2003, S. 214.

213 Vgl. Kuchenbuch 1992, S. 75.

214 Vgl. Kurt Pahlen: Zur Rezeptionsgeschichte der deutschen Musik in Südamerika am Beispiel des Opernhauses von Buenos Aires (Teatro Colón). In: Karl Kohut/Dietrich Briesemeister/Gus-

„Um auf dein Brief zurückzukehren – du fragst ob wir Theater haben u ich muß dir sagen daß wir ein großes haben, und den ganzen Sommer durch war eine gute Opera Truppe, wir haben einige Mal eine Loge gemietet – Es war sehr hübsch –.“²¹⁵

Mit der Auswanderung nach Chile war neben dem europäischen Haus auch die Mitnahme der europäischen kulturellen Praktiken verbunden. Piaget scheint bemüht, das vorhandene Theater positiv zu konnotieren, wenn sie seine Größe betont. Die Identifikationspraktiken werden zu großen Teilen vor allem mit der importierten eigenen Kultur vollzogen, selbst wenn sich in diesem Zuge Hybridisierungsprozesse zeigen: „Wir erwarten eine Dramatische Theatertruppe welche die Jungfrau von Orleans mit vielen andere Stücken geben wird. Wie wird wohl die Jungfrau von Orleans auf Spanisch sein?“²¹⁶ Das Theaterstück, welches Adrienne Piaget vermutlich in ihrer Muttersprache Französisch kennt, wird im fremden Land auf Spanisch aufgeführt. Zwar stehen das Stück und auch die romanische Sprache in engem Bezug zum europäisch Bekannten, doch ist Piagets Unsicherheit herauszulesen, wenn sie sich der Andersartigkeit des Stücks durch eine andere Sprache bewusst wird. Weniger Irritationen rufen die kulturellen Praktiken im Eigenheim hervor.

„Mein schönes gutes Klavier was ich als Hochzeitsgeschenk von meinem Mann erhielt ist ein ausgezeichnetes Instrument u in unserem großen Eßzimmer schallt die Stimme wunderschön, sodaß es eine wahre Freude ist. Meine Schwägerin hat eine hübsche Stimme; ich bilde sie ein wenig aus u wir singen Duett während mein Mann die Melodie auf seiner Geige oder Mandoline versucht; so vergeht mancher schöne Abend. Wenn der Associé meines Mannes kommt (er ist ein deutscherschweizer) holen wir die Volkssammlung hervor und die deutschen Lieder welche wir im Schwabenländli sangen kommen an die Reihe; da sehe ich mich wieder in Stuttgart oder wo anders und höre in Gedanken wie wir damals gesungen.“²¹⁷

tav Siebenmann (Hg.): Deutsche in Lateinamerika – Lateinamerika in Deutschland. Frankfurt a. M. 1996, S. 162–181, hier S. 165.

215 Piaget 20.04.1906.

216 Piaget 22.08.1906.

217 Piaget 01.06.1906.

In den abendlichen bürgerlichen Praktiken wird die nationale Zugehörigkeit und Identität aktiv reproduziert und verstärkt. Zusammen mit den bekannten Instrumenten und Liedern aus der „Volkssammlung“ der vertrauten Nation findet eine gedankliche Reaktivierung der Zeit in der Heimat statt. Die Projektion bleibt jedoch lokal vage, wenn Piaget „in Stuttgart oder wo anders“ schreibt und deutet darauf hin, dass die imaginierte Zugehörigkeit nicht im engsten lokalen Sinne, sondern in einem größeren räumlichen Kontext von Bedeutung ist.

Die Idee der Nation strebt nach einer großen einheitlichen und beständigen Erzählung, die Unbestimmtheit, Unvollständigkeit und Hybridität ablehnt, da „Identifikation auf dem Wunsch nach Ganzheit basiert“.²¹⁸ Dabei wird ein Gefühl nach Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit als Teil einer Gemeinschaft angestrebt.²¹⁹ „Die Nation kann so als *imaginäre Gemeinschaft* [Herv. i. O.] verstanden werden. Es handelt sich um eine phantasmatische Konstruktion, die auf ein fundamentales Begehren nach Sinn und Kohärenz reagiert.“²²⁰ Im geschützten Rahmen des eigenen Heims wird diese imaginäre Gemeinschaft und eigene Heimat aktiv gelebt und praktiziert. Dabei wird der Heimatbezug zur französischsprachigen Schweiz um den zu Deutschland erweitert, indem sich Piaget an Stuttgart als ehemaligen Studienort erinnert.

Als fiktiver Gesprächspartner spielt Ernst Schlipf eine wichtige Rolle in der Identitätskonstruktion. Das Berichten über den Alltag in Chile bildet „im Schreiben der Briefe eine Art Folie für die Positionierung. Im Erzählen von Geschichten, in den Plaudereien und Unterhaltungen entwerfen sich die Schreiberinnen, erzählen ihr „Ich“.“²²¹ Darum ist es wichtig, genügend Gesprächsstoff für die regelmäßigen Briefpraktiken zu sammeln. Adrienne Piaget könnte in einem Brief noch lange mit Ernst Schlipf „schwätzen, doch muß ich für jeden Brief etwas übrig lassen, so will ich meine Plauderei schließen“.²²² Die Aufrechterhaltung der Beziehung gewinnt in der Identitätskonstruktion also einen zusätzlichen Wert. Durch die nationalen heimatlichen Praktiken und das Berichten über diese Praktiken im Briefdialog zu

218 Vgl. Castro Varela/Dhawan 2020, S. 266.

219 Vgl. ebd.

220 Bronfen/Marius 1997, S. 2.

221 Lübcke 2003, S. 187.

222 Piaget 20.04.1906.

Ernst Schlipf wird über den imaginierten anwesenden Gesprächspartner ein starker Bezug zu einer vorgestellten nationalen Gemeinschaft konstruiert.

Die Identifikation mit der Nationenkultur als vorgestellte Gemeinschaft wird dabei durch drei Vorstellungen geschaffen: „*Erinnerungen* an die Vergangenheit, das *Begehren*, zusammenzuleben und die Fortsetzung des *Erbes* [Herv. i. O.]“²²³ Die gemeinsame Erinnerung wird im Benennen des gemeinsamen Singens mit Ernst im „Schwabenländli“ evoziert und auch der Aspekt eines fortgesetzten Erbes klingt in der Konstruktion der nationalen Zugehörigkeit an, wenn Piaget überlegt, auf welche Schule ihre in Chile geborene Tochter gehen soll:

„Die Schulen sind hier nichts Besonderes; die beste ist die Deutsche sie wird durch die deutsche Kolonie unterstützt u diese ist ziemlich stark; ich weiß noch gar nicht ob ich Marg[uerite] hin schicken werde oder nicht - vorläufig lasse ich sie mit mir arbeiten.“²²⁴

Wieder geschehen die positiven Bewertungen des Eigenen im Kontext der Abwertungen des Anderen. Gerade die Deutsche Schule bot als Teil der geschaffenen öffentlichen Räume des Eigenen, also Europäischen, ein wichtiges kulturelles und gesellschaftliches Instrument, um die vertrauten Lebensformen und das Selbstverständnis der eigenen Gesellschaft auch an die nächste Generation weiterzugeben. Sie war als europäische Bildungsinstitution essenziell in den Bemühungen, die eigene kulturelle Identität erhalten zu können.²²⁵

Neben der Bildung wird die Fortsetzung des Erbes auch in bürgerlichen Festlichkeiten praktiziert. Ganz traditionell wird im fremden Land das Osterfest gefeiert. „Am Ostertag haben wir auch einige Eier gefärbt.“²²⁶ Fast merkwürdig wirkt die Abwertung in diesem Kontext, wenn Piaget fortfährt: „Hier kommt der Osterhase nicht um zu legen!! Diese kostbare Eigenschaft besitzen sie nicht.“²²⁷ Die Bedeutung der heimatlichen Tradition für Piaget drückt sich aus im Widerspruch der vermeintlich „kostbaren“ fehlenden Eigenschaft, die zusätzlich mit zwei Aus-

223 Stuart Hall: Die Frage der kulturellen Identität. In: Ulrich Mehlum/Juha Koivisto (Hg.): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg 1994b, S. 180–222, hier S. 205.

224 Piaget 10.05.1911.

225 Vgl. Tietze de Soto, S. 91.

226 Piaget 20.04.1906.

227 Ebd.

rufezeichen gekennzeichnet ist. Diese wirkt beinahe absurd, wenn sie die Nicht-Ausübung der europäischen Traditionen mit der Tatsache beschreibt, dass ein chilenischer Osterhase keine Eier legen könne. Der Osterhase ist Teil eines vom Bürgertum geschaffenen Mythen- und Regelsystems, das mittels Konventionen und Ritualen moralische Gesinnungen, Wertideen sowie Meinungs- und Verhaltensroutinen vermittelt.²²⁸ Als bürgerliches Symbol übernimmt er eine Basisfunktion in der Gesellschaft und führt in der Kindererziehung „auf leicht verständliche und spielerische Weise in das Wert- und Tugendsystem des Bürgertums“²²⁹ ein. Auf diese Weise vermittelt der Osterhase als imaginäre Instanz Regeln und Gesetze und steht für Anstand, Sittsamkeit und Fleiß. Die bürgerlichen Tugenden sind dabei in ein anonymes Schenk- bzw. Belohnungssystem beim Erfüllen dieser eingebunden.²³⁰ Er wird bei Piaget genutzt, um eine vermeintlich angeborene zivilisierte Lebensweise zum Ausdruck zu bringen. Diese wird für die Anderen mit dem Besitzen oder Nicht-Besitzen als nicht erlernbar markiert und vermittelt abermals eine unüberwindbare Trennlinie unterschiedlicher ‚Ethnien‘.

Darüber hinaus ermöglicht die Mitnahme der kulturellen Praktiken, den eigenen Lebensstil in Chile zu großen Teilen so auszuüben wie davor. All diese Umstände machen es nicht verwunderlich, dass explizit auch der Umgang priorisiert zu den eigenen Leuten gesucht wird.

„Wir haben doch einige gute bekannte z. B. der ehemalige Associe von mein Mann [...]; er ist froh eine Familie zu haben wo er sich heimlich fühlt, [...] er ist aus guter deutschschweizer Familie (wir sprachen aber immer französisch) – Ein ander junger Mann von Neuchâtel kam als Chemiker meines Schwagers hier u verkehrt auch viel bei uns [...] Meine sonstigen Bekannte sind französische Damen; kurz ich habe ein gutes Leben.“²³¹

Die Möglichkeit mit Menschen der eigenen Nationalität aus als gut bewerteter Familie zu leben und in der vertrauten Sprache zu sprechen, wird unmittelbar

228 Vgl. Gottfried Korff: Hase & Co. Zehn Annotationen zur niederen Mythologie des Bürgertums. In: Reinhard Johler/Bernhard Tschöfen (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie. Tübingen 2008, S. 539–556, hier S. 542.

229 Ebd., S. 543.

230 Vgl. ebd., S. 544.

231 Piaget 10.05.1911.

positiv konnotiert und auf die gesamte Lebenssituation, ein „gutes Leben“ in Chile, bezogen. Es scheint nicht schwer, vor Ort Menschen zu finden, die Heimatgefühle auslösen, denn das „Leben ist vollständig Europeisch; Lauter Franzosen, Engländer, Deutsche bilden P. Arenas. Natürlich viele Chilenen auch doch diese in viel geringerer Zahl.“²³² Die Europäer*innen in Piagets Umfeld dominieren den neuen fremden Ort derart, dass die eigentlichen chilenischen Bewohner*innen wie Gäste im eigenen Land erscheinen. Mit dem europäischen Hausbau, den kulturellen Traditionen, der Möglichkeit zur europäischen Schulbildung und dem Umgang mit vielen Europäer*innen drückt sich in enormer Weise das koloniale Narrativ aus, welches im fremden Land das Eigene platziert und das Andere durch seine Ab- und Ausgrenzung verdrängt.

Trotz der starken Grenzziehungen gibt es immer wieder Verwischungen und Auflösungen von Grenzen, welche zeigen, dass die kulturelle und soziale Geschlossenheit der Einwanderer*innen ein Mythos ist.²³³ Bei Piaget lässt sich das am Prozess des Lernens der neuen Sprache beobachten.²³⁴ Zu Beginn scheint es ihr schwer zu fallen, Spanisch zu lernen, da die Anzahl an Deutschen und Franzosen dies nicht unbedingt notwendig macht.²³⁵ Nach einer Weile tanzen „Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch [...] einen tollen Walzer, wobei das Deutsche einen gehörigen Fußtritt bekommen hat; du wirst es wohl an meinen Briefen merken.“²³⁶ Schließlich, nach fast fünfzehn Jahren in Chile,

„möchte ich dich bitten, Rücksicht auf mein fehlerhaftes Deutsch zu nehmen, denn für mich ist das jetzt beinahe eine fremde Sprache; früher war ich ‚trainiert‘ denn ich schrieb viele Briefe, [...] Es tut mir wirklich Leid nicht mehr Gelegenheit Deutsch zu sprechen zu haben, aber was will ich machen; ich habe doch im Sinn wenn die Kleinen etwas größer werden,

232 Ebd.

233 Vgl. Lübcke 2003, S. 204.

234 Hierbei handelt es sich bereits um eine europäisch importierte Sprache, die durch die Spanische Kolonisierung dominant wurde. Fremd ist diese Sprache also nur bedingt und verkörpert nach wie vor das Europäische.

235 Vgl. Piaget 20.04.1906.

236 Piaget 22.08.1906.

eine Deutsche in's Haus zu nehmen; ich habe Engländerin gehabt, doch ging es nicht mit ihr, so habe ich sie entlassen.“²³⁷

Im Prozess ihrer Auswanderung verändern sich Piagets Identitätsbezüge. Es treten Ambivalenzen auf. Bereits die harte Formulierung des „Fußtritts“, den das Deutsche bekommen habe, zeigt, dass Piaget sich dieser Veränderungen auf sprachlicher Ebene sehr bewusst ist. Dabei ist Sprache eng verknüpft mit den vorhandenen Wissensstrukturen und ein wichtiger Teil des jeweiligen kulturellen Systems aus dem sie entspringt und das sie ihrerseits mit produziert.²³⁸ Mit der Veränderung ihrer Sprachpraktiken geht also automatisch eine Veränderung ihrer Identifikationspraktiken in den unterschiedlichen kulturellen Systemen einher. Wo früher ein klarer Bezug zum Deutschen, sogar im Spezifischen zum Schwäbischen herrschte, bezeichnet sie Deutsch einige Jahre später als beinahe „fremde Sprache“.

Derart prozesshafte Veränderungen drücken sich auch in unbewusst kommunizierten Ambivalenzen aus. Zu Beginn der Auswanderungswellen war es vielen Menschen nicht möglich, wieder in ihr Herkunftsland zurückzukehren.²³⁹ Bei Piaget geschah die Auswanderung hingegen wohl nicht unbedingt mit der Perspektive auf Endgültigkeit. Während sie über die mögliche Schulwahl für ihre Tochter Marguerite spricht, überlegt sie in einem Einschub „und wer weiß, ob ich nicht in Europa sein werde, wenn sie alt genug ist um die Schule anzufangen“.²⁴⁰ Kurz darauf erklärt sie: „Im Allgemeinen lebt man viel besser hier als drüben in allen Klassen der Gesellschaft; Das Klima [...] ist sehr gut u wir kennen im Winter keine Nebel u keine Hitze im Sommer.“²⁴¹ Dann zählt Piaget das kulturelle Unterhaltungsangebot vor Ort auf und es folgt eine Schilderung und Abwertung chilenischer Frauen. Zum einen deuten sich der Wunsch und die Perspektive an, zurück nach Europa zu kehren. Zum anderen praktiziert Piaget eine sprachliche Aufwertung des jetzigen Lebens in Punta Arenas bei fast gleichzeitiger Abgrenzung

237 Piaget 10.05.1911.

238 Vgl. Margrith A. Lin-Huber: Kulturspezifischer Spracherwerb. Sprachliche Sozialisation und Kommunikationsverhalten im Kulturvergleich. Bern 1998, S. 21.

239 Vgl. Ina-Maria Greverus: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt a. M. 1972, S. 159–160.

240 Piaget 10.05.1911.

241 Ebd.

zu den Chilen*innen. In diesen Formulierungen finden sich somit die Sehnsucht nach dem Herkunftsland, deren Negierung und die Legitimierung des Lebens als Ausgewanderte durch Aufwertung sowie eine Vergewisserung des Selbst durch die Abwertung der Anderen. Piaget verkörpert verschiedene Positionen ihrer Person im gleichen Moment. Das

„Subjekt ist historisch, nicht biologisch definiert. Es nimmt zu verschiedenen Zeiten verschiedene Identitäten an, die nicht um ein kohärentes ‚Ich‘ herum vereinheitlicht worden sind. In uns wirken widersprüchliche Identitäten, die in verschiedene Richtungen drängen, so daß unsere Identifikationen beständig wechseln. [...] Die völlig vereinheitlichte, vervollkommnete, sichere und kohärente Identität ist eine Illusion.“²⁴²

Mit dem Leben in Chile ermöglichen sich trotz der vor Ort lebenden Europäer*innen über die Jahre eine Vielzahl an neuen Identifikationsmöglichkeiten, während im selben Zuge die bereits bekannten aus Europa brüchiger und fehlerhafter werden. Die dabei fließende Vielfalt möglicher Identitäten und kultureller Repräsentationen,²⁴³ mit denen Adrienne Piaget konfrontiert wird, führt zu Ambivalenzen und wechselhaften (Selbst-)Verständnissen im Prozess der Identitätskonstruktion. In diesen Momenten drücken sich die Hybridisierungsprozesse aus, die durch ebendiese subjektiven Dissonanzen hervorgerufen werden und durch ihre Differenzen als Zeichen kultureller Hybridität gelesen werden können.²⁴⁴ Die fortwährende Abwertung der Anderen signalisiert dabei ein nach wie vor starkes Bedürfnis der eigenen Selbstvergewisserung als Europäerin durch die Abgrenzung zu dem, was Adrienne Piaget nicht sein möchte.

Neben den genannten Identifikationen im Auswanderungskontext spielen in Piagets Briefen jedoch noch weitere Positionierungen eine wichtige Rolle. Dazu gehören vor allem ihr Verständnis als Mutter und Gattin sowie die Aktivierung eines vergangenen Ichs aus ihrer Jugendzeit.

242 Hall 1994b, S. 183.

243 Vgl. ebd.

244 Vgl. Bhabha 1997, S. 127.

4.2 Emotionale bürgerliche Zugehörigkeit: Die Mutter & Gattin

Wie es für den verinnerlichten Habitus ihrer sozialen Gruppe üblich war, verorteten sich die Piagets nach den Verhaltens- und Denkweisen des Bürgertums.²⁴⁵ Dazu zählte die Zuordnung der jeweiligen Geschlechtercharaktere, die nicht als sozial konstruiert, sondern als naturgegeben galten und sich nach damaliger Vorstellung aus den unterschiedlich aufgebauten Körpern ergaben. Demnach waren die Frauen insbesondere für die Kindererziehung und Arbeiten im Haus geeignet, während der Mann für die Herrschaft innerhalb der Familie sowie die Erwerbsarbeit außer Haus bestimmt war.²⁴⁶

Bis ins 20. Jahrhundert waren arrangierte Heiraten im Schweizer Großbürgertum üblich. Jenseits dieser wirtschaftlich-finanziell begründeten Verbindungen strebte man die Verwirklichung der Ideale der Aufklärung und der Romantik an. Diese hatten als Grundlage jeder Eheschließung eine tiefe gegenseitige Zuneigung beider Ehepartner*innen zum Ziel.²⁴⁷ Wie sich die Eheschließung der Piagets gestaltete, geht aus den Briefen nicht hervor. Man kann aber sagen, dass im Allgemeinen ein wohlwollendes und positives Bild des Ehegatten gezeichnet wird. Dies lässt, trotz der wahrscheinlich notwendigen positiven Repräsentation, die Zufriedenheit ihrer Wahl vermuten und ein Arrangement seitens ihrer Eltern als unwahrscheinlich erscheinen. Diese Vermutung bekräftigt sich durch die Tatsache, dass Piagets Schwester der Zeitpunkt ihrer Heirat bis zu einem gewissen Grad scheinbar selbst überlassen wird.²⁴⁸ In vielen Familien akzeptierten die bürgerlichen Damen ihre Rolle als Hausfrauen und hinterfragten weder die Vormachtstellung der Männer, noch ihre eigene Position.²⁴⁹ Das derzeit anzustrebende Ideal der Heirat dominiert nicht selten Piagets Äußerungen. „Und Sophie? Wird sie also nicht heiraten? Sie war ja damals so frisch u munter; schade wenn

245 Vgl. Barbara Krautwald: Bürgerliche Frauenbilder im 19. Jahrhundert. Die Zeitschrift „Der Bazar“ als Verhandlungsforum weiblichen Selbstverständnisses. Bielefeld 2021, S. 68.

246 Vgl. ebd., S. 73.

247 Vgl. Anna-Maria Deplazes-Haefliger: Familienalltag im Mittelstand. Geschichte eines Ostschweizer Familienverbandes im 19. und frühen 20. Jahrhundert, mit Briefeditionen. St. Gallen 2004, S. 330.

248 Vgl. Piaget 20.02.1909.

249 Vgl. Deplazes-Haefliger 2004, S. 322.

sie ledig bleiben soll“²⁵⁰, äußert sich Piaget über eine der Schwestern von Ernst Schlipf. „Und Gustav? [...] Denkt er an’s Heiraten? Du hattest mir mitgeteilt, daß dein Br: Heinrich verlobt sei; ist er verheiratet“, fragt Adrienne Piaget über die Brüder von Ernst Schlipf, ehe sie die Frage an ihn richtet, ob „Amor schon [...] Schaden gemacht“ habe oder er Junggeselle bleiben wolle.²⁵¹ Die Frau, die keine Aufgaben mehr außerhalb des Hauses zu erfüllen hatte, wurde als „besondere Errungenschaft der westlichen Zivilisation“ betrachtet, als Kennzeichen des Bürgertums konnte sie „somit komplett in den privaten Raum verwiesen werden“.²⁵² Dieser Umstand dürfte nicht selten das Gefühl von Isolation und Einsamkeit mit sich gebracht haben:

„Tag’s über bin ich manchmal etwas alleine; doch habe ich in meiner Einsamkeit eine kleine Gefährtin namens ‚Négrita‘ eine reizende kleine Hündin schwarz mit hellbraunen Fleckchen. Sie ist 2 Monate alt u ist einfach entzückend. [...] mit freudigem Gebell kommt sie mir entgegen während im Hof unser mächtiger ‚Napoleon‘ mich vor Freude beinahe umwirft; der da ist ein großer Jagdhund 3 Monate alt und er ist spiellustig, was schrecklich [ist], denn ich muß alles vor ihm retten, wenn er sich ins Haus einschleichen kann, bringt er alles Mögliche heraus.“²⁵³

Piaget überbrückt ihre Einsamkeit mit der Beschäftigung ihrer Haustiere. Diese erfüllen darüber hinaus weitere Zwecke. Zum einen finden sich den Tieren klar zugeschriebene Rollen, die mit der eigenen und kolonialen Identitätskonstruktion in Zusammenhang gebracht werden können. Während der weibliche Hund einen spanisch klingenden, verniedlichenden Namen erhält und mit Begriffen wie „reizend“ und „entzückend“ gekennzeichnet wird, erhält der männliche Hund den Namen eines europäischen Herrschers. Entsprechend den gegenderten Vorstellungen der schönen, unschuldigen, natürlichen Weiblichkeit sowie der unbeherrschten, mächtigen Figur des männlichen Eroberers, werden die kolonialen Narrative im Umgang mit den Hunden rekonstruiert.

250 Piaget 21.07.1907.

251 Piaget 10.05.1911.

252 Krautwald 2021, S. 75.

253 Piaget 01.06.1906.

Die Hunde erhalten darüber hinaus noch eine weitere Funktion. Im Warten auf ihre Mutterschaft übernehmen die Tiere eine Probefunktion, durch die Piaget ihre zukünftige Rolle üben kann. Sie fühlt sich

„gut gehütet [...] [und] meine 3 Hunde verwöhne ich arg bis ich mal andere kleine Geschöpfe mehr interessant verhätscheln kann; aber vorläufig sind sie noch in den Wolken u wer weiß ob ich je einmal Mutter werde; ich fange an zu zweifeln. Nun muß man die Hoffnung nie aufgeben! In meinem Haushalt fühle ich mich sehr zufrieden“.²⁵⁴

Mit gerade 23 Jahren fürchtet Piaget, keine Kinder bekommen zu können. Während der Mann in der Moderne mit seinem Intellekt zu neuen Errungenschaften und Schöpfungen in der Gesellschaft beitragen sollte, galt die Mutterschaft als essenzielle Beauftragung der Frau, die mit dieser Aufgabe der Menschheit etwas Gleichwertiges schenken konnte.²⁵⁵ Mit der Bedeutung, welche dieser Rolle zugeschrieben wurde, erklärt sich die Sorge, diese nicht erfüllen zu können.

Die emotionalen und empfindsamen Eigenschaften, die dem weiblichen Geschlechtscharakter zugeschrieben wurden, ließ Frauen nicht nur als die idealen Schöpferinnen von Briefen erscheinen.²⁵⁶ Der vermeintlich angeborenen Emotionalität und dem Gefühl an sich, wohnte durch seine Form der Natürlichkeit ein Anschein großer Authentizität inne.²⁵⁷ Im schriftlichen Ausdruck der Schwärmerie, bestätigt Piaget die ihr zugestandene emotionale Rolle. „[W]enn du meine kleine Negrita sehen würdest wie reizend sie ist, schrecklich klein aber so niedlich.“²⁵⁸ Bekräftigt wird diese authentische Konstruktion einer hingebungsvollen, von Emotionen geleiteten Frau mit dem Vorhaben, Fotografien der Hunde zu senden. „Meine 3 Hunde sind meine Lieblinge u ich werde dir ihre Photographien senden. Es ist vielleicht lächerlich, doch mag ich die Tiere furchtbar.“²⁵⁹ Was im Falle der Hunde ein Vorhaben bleibt, wird später mit der zwei Monate alten Tochter umgesetzt, indem Piaget ein Foto beilegt, auf dem sie in der Stube vor

254 Ebd.

255 Vgl. Krautwald 2021, S. 284.

256 Vgl. Lübcke 2003, S. 151.

257 Vgl. ebd., S. 147.

258 Piaget 22.08.1906.

259 Ebd.

ihrer Klavier steht und ihr Kind in den Armen der Kamera präsentiert (vgl. Abb. 9a und Abb. 9b). „Der weibliche Geschlechtscharakter lässt sich mit einem Wort zusammenfassen: Liebe.“²⁶⁰

„Jetzt ein wenig von uns; seit meinem letzten Briefe ist also viel neues vorgekommen; zuerst die Ankunft eines reizenden lieben Töchterleins am 20sten April um 4/2 am Nachmittag! Jetzt schläft sie ruhig neben mich während ich schreibe – Du machst dich kein Begriff wie wir das kleine Ding lieb haben; niemals hätte ich mir zugetraut so viele Liebe im Herzen für das kleine Kind aufgespart zu haben.“²⁶¹

Wie Adrienne Piaget zuvor von ihrer „niedlichen“ Hündin geschwärmt hat, tut sie dies nun in vollen Zügen von ihrer „niedlichen“ Tochter und bringt damit ihr Mutterglück zum Ausdruck.

„Mit ihren kleinen spitzigen Augen schaut sie überall herum u kann lachen [...] herzlich nett. Niemals hätte ich gedacht daß so ein kleines Geschöpf einem das Herz so ganz u gar rauben kann! Ehe man welche hat kann man das wonnige Gefühl gar nicht empfinden zuerst u dann begreifen! Du wirst auch seiner Zeit die Erfahrung machen – Jeder kleiner Vorschrift freut u wie niedlich wenn sie im Bade mit den Beinchen plätschert! Es ist ihre größte Freude!“²⁶²

Der zielorientierten Sprechhandlung, auf die Nickisch im Kontext des Briefeschreibens hinweist, kommt hier eine besondere Bedeutung zu.²⁶³ Geht man von einer praxistheoretischen Perspektive von Emotionen aus, sind Piagets Schwärmereien überaus erkenntnisbringend im Hinblick auf ihre Konstruktion des Selbst. Obgleich wir Emotionen meist als etwas wahrnehmen, das uns passiert, sind sie immer auch etwas, das unser Körper tut.²⁶⁴ Dieses Tun, so die Kulturwissenschaftlerin Monique Scheer, steht im Kontext bestimmter gesellschaftli-

²⁶⁰ Krautwald 2021, S. 73.

²⁶¹ Piaget 21.07.1907.

²⁶² Ebd.

²⁶³ Vgl. Nickisch 1991, S. 10.

²⁶⁴ Vgl. Monique Scheer: *Enthusiasm. Emotional Practices of Conviction in Modern Germany.* Oxford 2020, S. 21.



Abb. 9a: Das Klavier und ein Vogelkäfig im Hintergrund. Adrienne Piaget hält ihre Tochter Marguerite auf dem Arm.

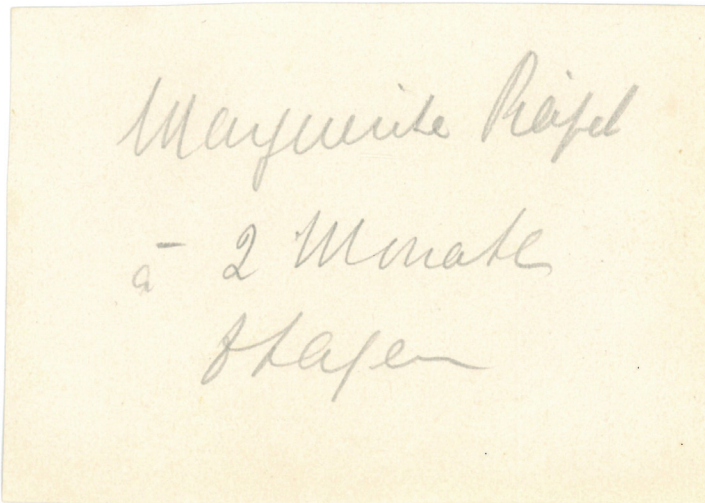


Abb. 9b: Adrienne Piaget: „Marguerite Piaget – á 2 Monate 8 Tagen“.

cher Muster und ist mit anderen kulturellen Praktiken verbunden. Wichtig für das Verständnis dieser Körperpraktiken ist das Konzept des Habitus. Denn mit diesem Konzept „we can theorize just how these repertoires literally get under our skins. We learn emotions in a social context“.²⁶⁵ Die Machtssysteme und sozialen Strukturen, die ein Individuum umgeben, durchdringen den Körper und prägen ihn durch wiederholende soziale Praktiken. Dabei sind Emotionen Ereignisse, in denen sich diese Strukturen in intensiven Aktivierungen des physischen Körpers manifestieren.²⁶⁶ Die gesellschaftlichen Strukturen, von denen Piaget umgeben ist, formen also nicht nur ihre *expliziten* Handlungen und Darstellungen, wie dies bei den besprochenen Fotografien der Fall ist. Das kulturelle System hat darüber hinaus großen Einfluss auf ihre *impliziten* Handlungen, auf ihre vermeintlich naturgegebenen Emotionen.

Das innere Selbst ist laut Scheer kein natürlicher Zustand, sondern das Ergebnis kultureller Praktiken des Öffnens und Schließens der Sinne sowie des Aktivierens und Deaktivierens des Körpers, das in verschiedenen Gemeinschaften auf spezifische Weise durchgeführt wird.²⁶⁷ Piaget verknüpft aktiv ihre Emotionen mit Sprech- beziehungsweise Schreibpraktiken. Sie konstruiert damit in performativer Weise ihre Identität als liebende, emotionale Mutter. Durch das performative Ausüben von Emotionen und der Äußerung dieser aktiviert sie gleichermaßen die entsprechenden habitualisierten Anteile ihres Inneren sowie des Inneren der rezipierenden Person und beeinflusst somit wiederum die soziale Wirklichkeit.²⁶⁸ Sie positioniert sich als emotionale Mutter im Bürgertum und formt ihre Identität durch die habitualisierte Authentizität, welche das bereits Konstruierte bestätigt.

Wie sehr sich Piaget mit ihrer Rolle verbunden fühlt, zeigt der Umstand, dass sie die Nennung ihrer repräsentierten Funktion anstelle des eigenen Namens nutzt, als sie erzählt, dass sie nach der Geburt ihres zweiten Kindes sehr krank war. Sie beschreibt es als

265 Ebd., S. 23.

266 Vgl. ebd., S. 27.

267 Vgl. ebd.

268 Vgl. dazu ebd. und Bürkert 2020, S. 353.

„eine schwere Zeit, aber zum Glück vergißt man leichter die unglücklichen Stunden als die fröhlichen. Wenn eine Mutter und Gattin 6 Monate fehlt, und das durch Krankheit ist das für alle traurig. Glücklicherweise ist alles überstanden u ich bin jetzt sehr gesund und kräftiger als früher; ich sehe blühend aus, und wurde eine Zeit so dick, daß ich in allem Ernst Angst bekam so zu bleiben, denn für eine junge Frau ist es nicht hübsch; ich bin magerer geworden zu meiner größten Freude doch jetzt noch bin [ich] stärker wie früher, gerade recht denn zu mager ist es auch nichts“.²⁶⁹

Piaget zeigt sich in diesen Schilderungen ganz in ihrer Positionierung als repräsentative Hausfrau. Obwohl sie für eine sehr lange Zeit krank war, findet etwaiges persönliches Leiden und Empfinden durch diese Tatsache kaum Platz in ihren Schilderungen. Betont wird hingegen der Verlust der Mutter und Gattin für die Familie. Das Bild der nun wieder tadellosen Hausfrau wird im Anschluss durch die positiv gewertete Schilderung ihres äußerlichen Erscheinungsbildes versichert. Die Beschreibung ihrer Figur bringt die Körperideale zum Ausdruck, die mit der Herausbildung eines neuen Körperbewusstseins im späten 19. Jahrhundert einhergingen. Als Zeichen des fleißigen Bürgertums stand der schlanke, starke Körper in der Lebensreformbewegung für Beherrschtheit und Mäßigkeit. Der Erhalt des ‚Normalgewichts‘ eines natürlichen Körpers durch eigene Willenskraft sollte ein Höchstmaß an Leistungsfähigkeit gewährleisten und Tatkraft wie Zielbewusstsein zum Ausdruck bringen.²⁷⁰ Mit der Beschreibung ihres Körpers bildet Piaget gleichermaßen bürgerlich angesehene Identitätsmerkmale ab.

Im Kontrast zur natürlichen Mütterlichkeit „waren Männer nach damaliger Ansicht nicht in der Lage, sich in der gleichen liebevollen Intensität und Kompetenz wie Frauen um Kinder und andere Mitmenschen zu kümmern, sie zu erziehen und zu pflegen“.²⁷¹ Dass die alleinige Sorge um die Gesundheit eines Kindes durch die Mutter jedoch nicht immer der Fall war, zeigt folgende Schilderung:

269 Piaget 10.05.1911.

270 Vgl. Sabine Merta: *Schlank! Ein Körperkult der Moderne*. Stuttgart 2008, S. 379.

271 Krautwald 2021, S. 81.

„Nach 3 Wochen haben wir sie [die Tochter] sehr krank gehabt [...] so daß wir gedenkten sie verlieren zu müssen, jetzt ist sie recht munter u lebhaft [...] wir haben sie [eine Ziege] neulich gekauft um Milch für die kleine zu haben da [sie] wie schon erwähnt sehr krank war u mußte gute Milch haben.“²⁷²

Zum einen tritt hier die Fürsorge durch die Besorgung spezieller Milch und dem damit verbundenen Kauf einer Ziege hervor. Weiter spricht Piaget bei diesen Handlungen mehrfach von „wir“. Zwar findet hier die väterliche Sorge keine explizite Benennung, sie wird aber auch nicht exkludiert. Die Eltern scheinen hier zu gleichen Teilen involviert zu sein.

An anderer Stelle wird die Zuneigung des Vaters zum Kind artikuliert: „Doch möchte ich, du könntest sie sehen wie niedlich sie ist. Ihr Vater ist vernarrt mit ihr.“²⁷³ Die bürgerlichen Väter des 19. und frühen 20. Jahrhunderts waren meist weitestgehend aus der Mutter-Kind-Beziehung ausgeschlossen und die einzig legitime männliche Gefühlsäußerung schien der Zorn zu sein. Obgleich viele Väter ihren Kindern gegenüber viel milder und liebevoller waren, wurde von ihnen nach außen hin in der Regel ein strenges und kühles Bild gezeichnet.²⁷⁴ Es ist also nicht zwingend verwunderlich, dass Piagets Mann seinem Kind gegenüber Zuneigung und „Vernarrtheit“ zeigt. Der Umstand aber, dass Piaget in ihrer Freude diese Sache ihrem Freund Ernst Schlipf schildert, könnte auf einen etwas liberaleren Umgang mit den Rollenmodellen hinweisen.

Bei den Piagets deuten noch weitere Umstände auf leichte Brüche in den konservativen bürgerlichen Geschlechterzuschreibungen hin. Zwar waren die gesellschaftlichen Normen um die Geschlechtercharaktere allgemein akzeptiert und stark verbreitet, dennoch gab es Abweichungen vom Wunschbild der bürgerlichen Familie.²⁷⁵ Bereits während des gesamten 19. Jahrhunderts hatte es viele Diskussionen um das Geschlechterverhältnis gegeben, mitunter erzeugt durch

272 Piaget 21.07.1907.

273 Ebd.

274 Vgl. Yvonne Schütze: Mutterliebe – Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts. In: Ute Frevert (Hg.): Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert. Göttingen 1988, S. 118–133, hier S. 127–129.

275 Vgl. Krautwald 2021, S. 81.

Vorstellungen individuellerer Lebensentwürfe, da nicht wenige Frauen und Männer mit den Vorgaben für ihr Geschlecht haderten.²⁷⁶

Piagets Eltern ließen ihr und ihrer Schwester zumindest gewisse Freiheiten, die nicht unbedingt als selbstverständlich gesehen werden können. Sicher hatte dies auch mit der offenbar guten finanziellen Lage der Familie zu tun.

„Marguerite ist immer mit meinem Kursbuch in der Hand, letzten Sommer ging sie [...] nach Belgien, London von dort aus mit Bruder, Schwägerin u Neffe nach dem Meeresstrand für die Seebäderkur, dann von dort mit meiner Freundin nach Scotland das ganze Land hat sie besucht während eines ganzen Monat u zum Schluß ging sie noch einmal nach Belgien u nach Hause – du siehst daß sie es gut hat, deßwegen denkt sie noch nicht an’s Heiraten – doch wäre es Zeit.“²⁷⁷

Die Möglichkeiten, welche die Schweizer Familie ihren Töchtern bot, schöpfte Adrienne Piagets Schwester Marguerite beim Reisen offenbar voll aus. Das Heiraten schien ihr nicht so wichtig zu sein wie Adrienne und möglicherweise vertrat Marguerite dahingehend liberalere Ansichten. Sicher war auch dies nur in einem gewissen Rahmen möglich, denn es „herrschten nach wie vor Vorurteile gegenüber ledig gebliebenen Frauen; sie galten bei vielen Bürgerlichen immer noch als nutzlos und überflüssig“.²⁷⁸ Das Ideal der Heirat als Lebensziel war stark und dass dieses bestimmte zeitliche Vorgaben hatte, wird hier klar zum Ausdruck gebracht. Dabei wird das Heiraten als Pflicht suggeriert, das alsbald an die Stelle der vergnüglichen Freiheiten treten soll, die das Reisen und das als gut empfundene Leben mit sich bringen. Jedoch wirkt auch Adrienne Piaget verhältnismäßig selbstständig. Neben alltäglichen Dingen wie dem Umstand, dass sie die Möglichkeit zum Fotografieren hat, reist sie für eine Weile allein mit ihrer Tochter in ihre Heimat nach Europa zurück.

„Ich werde wahrscheinlich im Frühling nach Europa reisen – es wird sehr wahrscheinlich sein doch muß man noch sehen, wann mein Mann fort gehen

276 Vgl. ebd., S. 82.

277 Piaget 20.02.1909.

278 Krautwald 2021, S. 280.

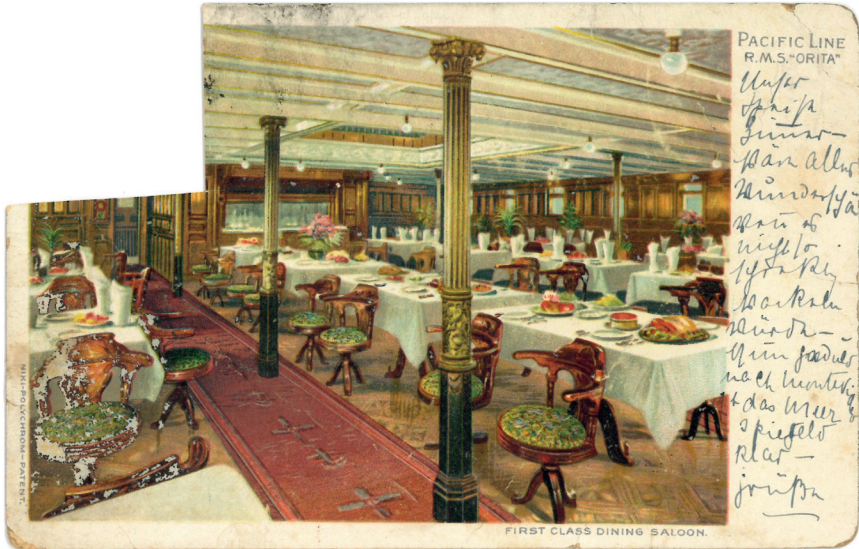


Abb. 10a: Adrienne Piaget: „Unser Speisezimmer wäre alles wunderschön wenn es nicht so schrecklich wackeln würde. Nun [geht es] nach Montevideo + das Meer spiegelt klar – Grüße.“ Kolorierte Postkarte.

muß; er wird nach der Estancia [Bezeichnung für Landgut] reisen müssen u wird 6 á 8 Monate vort sein [...] du kannst dir denken, daß für mich zu traurig wäre hier alleine zu bleiben denn in der Zwischenzeit kann er nicht zurückkehren, also will ich nach Hause gehen; ich nehme mein Mädchen mit oder noch mein Mann begleitet mich hin – [...] wenn mein Mann fort muß bleibe ich nicht hier. [...] Mit einem Kinde ist es schwerer zu reisen als alleine doch die Dampfer sind so mit solchem Komfort eingerichtet, daß die Reise sehr erträglich wird wenn man nicht all zu sehr krank ist.“²⁷⁹

Die Reise ermöglicht sich zwar erst durch die Abwesenheit ihres Mannes, dennoch scheint Piaget sich hier selbstbestimmt zu positionieren. Ihr wohlhabender Status wird durch den „Komfort“ zum Ausdruck gebracht und durch die Illustration des Speisezimmers des Dampfschiffes auf einer Postkarte gezeigt, die Piaget auf der Reise an Ernst Schlipf schickt (vgl. Abb. 10a und Abb. 10b).

²⁷⁹ Piaget 21.07.1907.

Neben ihrer guten finanziellen Lage könnte paradoxerweise sogar die Reduzierung auf die Mutterrolle zu bestimmten Freiheiten geführt haben. Die Verantwortlichkeit für die Kinder bedeutete „innerhalb der Familie auch einen Schritt zu Emanzipation von der Bevormundung durch den Mann und zur Demokratisierung der Ehe.“²⁸⁰ So klingt es, als habe Piaget eine Entscheidungsmacht, wenn es um die Anzahl der Kinder geht, die sie bekommen möchte. Zumindest äußert sie diesbezüglich in einem ihrer späteren Briefe eine klare Vorstellung. „Nun diese 2 Kinder bringen viel Leben ins Haus, ich möchte gerne daß kein Zuwachs an Familie käme, denn 2 Mädchen ist gerade sehr recht.“²⁸¹ Inwiefern dieser Wunsch und die Kontrolle über mögliche weitere Schwangerschaften umsetzbar waren, bleibt offen.

Grundsätzlich galt, dass die Frauen sich aus der ihnen zugeschriebenen Natur heraus und aus freiem Willen dem Mann unterwerfen und seine Autorität anerkennen sollten. „Auf diese Weise gelang es der Philosophie der Aufklärung, die grundsätzliche menschliche Willensfreiheit mit der Bevormundung von Frauen zu verbinden.“²⁸² Trotz der verhältnismäßig günstigen Umstände Piagets richtet auch sie sich nach dem Willen ihres Mannes. So muss sie ihre „geliebte“ Schweiz wieder verlassen, nachdem ihr Mann seine Geschäftsreise erledigt hat.

„[M]ein Mann ist augenblicklich von seiner Reise nach dem inneren zu Hause zurückgekehrt, also muß ich auch fort – es tut mir Leid den Sommer nicht hier verbringen zu können, aber ich muß mit 8 Monaten Ferien zufrieden sein u die Güte meines Mannes nicht ausnützen.“²⁸³

Es deutet sich eine klare Diskrepanz zwischen Piagets repräsentativen Aufgaben und ihrem eigenen Willen an. Diesen stellt sie zurück und zeigt sich demütig und dankbar ihrem Mann gegenüber. Dass Piaget den Aufenthalt in der Schweiz als Ferien beschreibt, zeigt sowohl ein Verständnis der Gattinnen- und Mutterrolle als Pflicht sowie eine nach wie vor stark positive Verbundenheit zu ihrem Heimatland. Eine Identität jenseits der Hausfrau und Auswanderin, welche Freiheit

280 Schütze 1988, S. 125.

281 Piaget 10.05.1911.

282 Krautwald 2021, S. 73–74.

283 Piaget 20.02.1909.

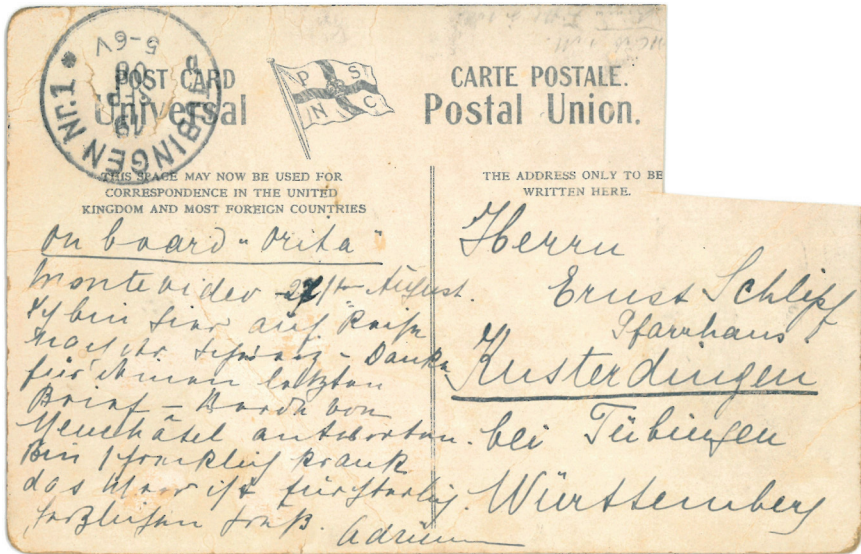


Abb. 10b: Adrienne Piaget: „On board ‚Orita‘. Monteideo 27ster August. Ich bin hier auf Reise nach der Schweiz – Danke für deinen letzten Brief – werde von Neuchâtel antworten. Bin schrecklich krank das Meer ist fürchterlich. Herzlichen Gruß. Adrienne.“ Kolorierte Postkarte.

verkörpert und ihr mehr Gestaltungswillen gelassen haben dürfte, war die zu ihrer Schulzeit. Diese Lebensphase lässt sich in den Briefen als überaus präsent und demnach wichtig für Piagets Selbstverständnis beobachten.

4.3 Rekonstruktion einer vergangenen Identität:

Die Musikschülerin & Freundin

Die Zeit um 1900 war auch in Bezug auf das Frauenbild mit Fortschritt und Wandel verbunden und ließ einige Frauen ein spezielles Selbstbewusstsein entwickeln.²⁸⁴ Dieses kann auch mit dem Zugang zu Bildung in Zusammenhang gebracht werden.

In einigen mittelständischen Schweizer Familien war der Besuch einer Realschule für Jungen wie auch für Mädchen nach der obligatorischen Primarschulzeit eine Selbstverständlichkeit. Die Inanspruchnahme dieses weiterführenden

284 Vgl. Krautwald 2021, S. 280.

Bildungsangebotes zählte im Allgemeinen zu den Privilegien der wohlhabenderen Schichten. Oft wurde die Schulbildung folgend mit dem Besuch eines privaten Instituts abgeschlossen.²⁸⁵ Ein solcher oder ein ähnlicher Bildungsweg kann bei Adrienne Piaget vermutet werden. In ihren Briefen spricht sie von der Zeit des Studiums in Stuttgart mit Ernst Schlipf und vom Chorgesang im Konservatorium.²⁸⁶ Von einem Studium an einer Hochschule oder Universität kann dabei aber nicht ausgegangen werden. In der Schweiz war es Frauen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts möglich, sich an einer Universität einzuschreiben.²⁸⁷ In Deutschland war die erste ordentliche Immatrikulation für eine Frau jedoch erst 1900 möglich, in Württemberg erstmals im Sommer 1904.²⁸⁸ Im Jahr 1901 verließ die damals achtzehnjährige Adrienne Piaget Stuttgart aber bereits wieder.²⁸⁹

Die heutige Staatliche Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Stuttgart wurde 1857 als „Konservatorium für Musik“ gegründet.²⁹⁰ Von Beginn an war sie in zwei Abteilungen gegliedert, die Künstlerschule und die sogenannte Dilettantenschule. An der Künstlerschule wurden Berufsmusiker*innen ausgebildet. Drei Viertel der Schüler*innen der Musikschule waren Teil der Dilettantenschule. In dieser konnten Musikliebhaber*innen jeden Alters eine Gesangsausbildung aufnehmen oder sich dem Erlernen eines Instruments, häufig des Klaviers, widmen.²⁹¹ An welchem der beiden Zweige Piaget lernte, geht aus ihren Briefen nicht hervor. Da eine berufliche Tätigkeit als Musikerin nicht thematisiert wird, ist es wahrscheinlich, dass sie an der Dilettantenschule unterrichtet wurde. Während dieser Zeit machte sie die Bekanntschaft mit Ernst Schlipf, der von

285 Vgl. Deplazes-Haefliger 2004, S. 19–20.

286 Vgl. Piaget 22.08.1906 und Piaget 10.05.1911.

287 Vgl. Corinna Schneider: Die Anfänge des Frauenstudiums in Europa. Ein Blick über die Grenzen Württembergs. In: Gleichstellungsbüro der Universität Tübingen (Hg.): 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Tübingen 1904–2004. Historischer Überblick, Zeitzeugenberichte und Zeitdokumente, 2007, S. 17–23, hier S. 18. URL: <http://hdl.handle.net/10900/44021>.

288 Vgl. ebd., S. 17.

289 Vgl. Piaget 21.07.1907.

290 Vgl. Staatliche Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Stuttgart: Geschichte der Hochschule. URL: <https://www.hmdk-stuttgart.de/unsere-hochschule/geschichte-der-hochschule/> (29.01.2022).

291 Vgl. Stuttgarter Musikschule: Geschichte der Stuttgarter Musikschule I. URL: <https://www.stuttgarter-musikschule.de/start/ueber+uns/geschichte.html> (29.01.2022).

1900 bis 1911 Kunstmalerei an der Königlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart studierte.²⁹²

Identität wird, wie bereits geschildert, als prozesshafte Praxis anhand verschiedener Repräsentationen verstanden. Die Kohärenz, die das entstehende Gebilde zusammenhält „ist immer eine scheinbare, die mittels der ‚Erzählung des Ichs‘ in vielfältigen Konstruktionsprozessen – den ‚Identifikationen‘ – entsteht“.²⁹³ Piagets Briefpraktiken zeigen, dass zu diesen Identifikationen nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch bereits vergangene gezählt werden können. In der Gegenwart werden diese erneut gebildet, indem sie in wiederholenden Praktiken als Referenzpunkte genutzt werden. Vergangenheit entsteht, indem man sich auf sie bezieht.²⁹⁴ Als Basis für Piagets Selbstverständnis in der Gegenwart dienen also die Erinnerungen und Erfahrungen ihrer Vergangenheit. Die Identität eines Individuums setzt sich gleichermaßen aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen, denn „alle drei Zeit-Räume gelten als Koordinaten der Identitätsnarration“.²⁹⁵ Ein Individuum das „im ‚Heute‘ auf das ‚Morgen‘ blickt, muß das ‚Gestern‘ vor dem Verschwinden bewahren und es durch Erinnerung festzuhalten suchen. In der Erinnerung wird Vergangenheit rekonstruiert“.²⁹⁶

Die Erinnerung an die Vergangenheit dient darüber hinaus der Konstruktion einer imaginären Gemeinschaft,²⁹⁷ wie dies anhand der eigenen kulturellen Praktiken im fremden Land bereits aufgezeigt wurde. „Das vorherige Leben wird gleichsam erneuert, indem es in der Gegenwart gelebt wird.“²⁹⁸ Dabei spielen aber nicht nur die gelebten bürgerlichen Traditionen im Alltag eine Rolle, sondern auch die Erinnerungspraktiken, welche innerhalb der Briefpraktiken ihre Umsetzung finden. Die Erinnerung an damals ist ein wesentlicher Teil der Freundschaftspraktiken mit Ernst Schlipf in der Gegenwart und für die Zukunft. Vor allem, da Piaget überlegt, ihn im Rahmen ihres Schweizaufenthaltes wieder zu sehen: „[Es würde mich] freuen dich vor meiner Abreise zu sehen doch weiß

292 Vgl. Vödisch in diesem Band.

293 Lübcke 2003, S. 21.

294 Vgl. Assmann 2007, S. 31.

295 Lübcke 2003, S. 176.

296 Assmann 2007, S. 31.

297 Vgl. Hall 1994b, S. 205.

298 Castro Varela/Dhawan 2020, S. 271.

ich nicht ob sich's finden wird. Nach Stuttgart zu gehen, kann ich nicht versprechen.“²⁹⁹ Neben ihrer Funktion als Selbstzeugnisse, „spielen Briefe vor allem als [...] Ausdruck sozialer Beziehungen eine wichtige Rolle“.³⁰⁰ Sie dienen „zur Stabilisierung und Verstärkung von Beziehungsnetzen“.³⁰¹ Mit ihrer dialogischen Form sind Briefe Orte, „an denen die Erinnerung an die ‚Gemeinschaft‘ geschaffen werden kann“.³⁰²

„Ich kann kaum glauben daß du bald 23 Jahre wirst u daß ich schon drüber bin; ich meine immer wir seien wie damals in Stuttgart noch 2 unerfahrene Menschenkinder. Doch sind die Jahre wirklich vorüber u das Ernst des Lebens mit ihnen gekommen gelt? Die schönsten Jahren eines Menschens sind doch die, wo er so sorgenlos in den Tag hineinleben kann sich seinem Studium ganz widmen kann da sind die Illusionen noch unberührt; nach u nach dann fallen sie ab eine nach der anderen. Es ist gewöhnlich so.“³⁰³

In Piagets Äußerung klingt ein deutliches Bedauern der vergangenen Zeit an, die sie mit einem Verständnis von Sorglosigkeit und „unberührten Illusionen“ als sehr positiv konnotiert. Aktiv beschwört sie in der Erzählung diese Zeit des Studiums hervor, die in der Gegenwart als Zeit ohne Verpflichtungen erinnert wird. Die Erzählung der Erinnerung stellt in diesem Zusammenhang eine emotionale Praxis dar, mithilfe derer das Vergangene neu erlebt werden kann. Menschen streben nach bestimmten Emotionen, indem sie ihren Körper mit ihren Erinnerungen, Interaktionen, Sprechakten oder Objekten manipulieren.³⁰⁴ Das innere (vergangene) Selbst, welches Piaget präsentiert, ist Ergebnis ihrer kulturellen Erinnerungspraktiken. Im Briefdialog wird die örtliche Nähe zu Ernst Schlipf simuliert und versucht, die Distanz zwischen dem Auswanderungs- und Einwanderungsort zu überbrücken.³⁰⁵

299 Adrienne Piaget: Brief vom 01.12.1908. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8.

300 Beer 2020, S. 125.

301 Bausinger 1996, S. 303.

302 Lübcke 2003, S. 170.

303 Piaget 22.08.1906.

304 Vgl. Scheer 2020, S. 27.

305 Vgl. Lübcke 2003, S. 154.

Dabei erfolgt ebenso die Narration der Identität Piagets als Musikschülerin. Dies kann als ein Bemühen verstanden werden, die unterschiedlichen zeitlichen Koordinaten der Identitätsnarrationen in Kohärenz zu bringen. Es wird versucht, die zeitliche Distanz zu überbrücken und die mit der Studienzeit verbundenen Gefühle wieder herzustellen. Die Manipulationen des Körpers und die Produktion von Emotionen zu diesem Zweck werden an anderer Stelle deutlicher:

„Und der ‚Brummkasten‘? ist er immer am selben Platz u ist [Ganer] immer Professor dort? Sein Bild steht auf mein Klavier mit vielen anderen; [...] dort habe ich alle Bilder von Freunden u Bekannten sowie einige Gemälde der Mutter, die Ruine von dir etc.. Das ganze ist hübsch arrangiert zum Spielen komme ich leider zu wenig u man verliert schnell, doch setze ich mich noch an’s Klavier; wie ist die Zeit des Studiums schon weit entfernt! Adeline ist Mutter von 3 ich von 2 – Nun das war eine [...] hübsche Zeit, daß jedem im Gedächtnis bleiben wird und sie kommt nicht mehr; [...] sie war Sorgenlos, jetzt sind die Verantwortungen größer und das Ernst des Lebens da – Wenn die Kleinen größer sind, werde ich dir eine Arbeit geben, wenn sie es trotz der Ferne zu machen ist – Nach einem guten Bilde eine Vergrößerung machen [...].“³⁰⁶

Zunächst fällt auf, dass Piaget durch die Wahl ihrer Begrifflichkeit eine zeitliche Nähe zu gemeinsam erlebten Situationen schafft. Es ist nicht klar, ob „Brummkasten“ ein gemeinsamer Begriff unter Eingeweihten ist, also eine Art ‚Insider‘ zwischen Ernst Schlipf und Adrienne Piaget darstellt, oder ob sie sich auf einen Bestandteil einer Handharmonika bezieht.³⁰⁷ Die Unterstreichung deutet ein Wissen an, das aus dem Brief nicht hervorgeht. Durch gemeinschaftliches Wissen oder gemeinsam erlebte Situationen kann eine gemeinsame soziale Wirklichkeit konstruiert werden, bei der das einzelne Selbst geöffnet und ein „Wir-Selbst“ entwickelt werden kann.³⁰⁸ Das Erkundigen nach einem ehemali-

306 Piaget 10.05.1911.

307 Vgl. Tatjana Wowczuk: Die verschiedenen Arten der Handharmonikas. URL: <https://www.akkordeonservice-tw.de/die-verschiedenen-arten-der-handharmonikas> (04.02.2022).

308 Vgl. Dietmar J. Wetzel: Freundschaft und mediale Vermittlung. Resonanzbeziehungen im Kontext gelingender Lebensführung. In: Kornelia Hahn(Hg.): E<3Motion. Intimität in Medienkulturen. Wiesbaden 2014, S. 109–123, hier S. 120.

gen Professor zeigt darüber hinaus den Versuch, die sozialen Verbindungen von damals zu reaktivieren. Wieder wird die schöne Zeit des Studiums betont und mit der Auftragsarbeit, die Piaget Ernst Schlipf geben möchte, neben den Erinnerungspraktiken auch der Versuch umgesetzt, eine Perspektive der Freundschaft für die Zukunft zu schaffen.

Bemerkenswert ist die Aufzählung der Bilder und Gemälde, die „hübsch arrangiert“ auf Piagets Klavier stehen. Gegenstände, die mit sozialen Beziehungen verknüpft sind, beherbergen ein emotionales Moment. Hier besteht die Möglichkeit, den Körper mittels eines Objektes emotional zu beeinflussen. Es können atmosphärische Gefühlsräume zwischen Mensch und Ding entstehen, welche die sozialen Beziehungen auch bei Distanz erfahrbar machen.³⁰⁹ Das Mobiliar, Geschenke der Familie oder Andenken an Zurückgelassene waren bereits bei Auswanderinnen im 20. Jahrhundert zentraler Orientierungspunkt in der häuslichen Einrichtung und boten die Möglichkeit, „die verlassene ‚Gemeinschaft‘ in das Interieur einzufügen“.³¹⁰ Kombiniert mit den Fragen nach alten Bekannten und Dingen von früher sowie dem Bewusstsein über die Vergänglichkeit im Ausdruck des Alterns, kann hier eine Erinnerungsstrategie zur Identitätsfestigung erkannt werden. Im selben Brief deutet die Abgrenzung zu den Chilen*innen und das unter sich bleiben auf eines hin: die Positionierung einer Identität als Europäerin.³¹¹

Die Erinnerungsgegenstände und Bilder der Angehörigen übernehmen eine wichtige Funktion bei der Herstellung innerer Verbundenheit. „Ihre ihnen eingeschriebene ‚Authentizität‘ macht sie zu ‚Zeugen‘ des gemeinsamen ‚Begehrens‘ zusammenzugehören.“³¹² In der Erzeugung dieser Erinnerungen versichern sich die Briefe schreibenden Personen auch immer ihrer selbst.³¹³ Die Funktionalität der Erinnerungsstücke zur Bestätigung der eigenen Identität durch das Präsentieren vergangener Situationen ist redundant.

309 Vgl. Rebekka Schlee: „Das macht das Leben aus, dass man [es] mit jemandem teilen kann“. Freundschaft als Praxis eines ‚guten Lebens‘. In: Jan Hinrichsen/Monique Scheer (Hg.): *Forme(l)n des guten Lebens. Ethnografische Erkundungen alltäglicher Aushandlungen von Glück und Moral*. Tübingen 2019, S. 135–156, hier S. 154.

310 Lübcke 2003, S. 217.

311 Vgl. Piaget 10.05.1911.

312 Lübcke 2003, S. 169.

313 Vgl. ebd., S. 170.

„Wie staunte ich dein Lindauer Karte zu erhalten mit dem Pulverturm welche ich dir einst sand, weil ich das Bildchen so gerne ansah u dich bat, es ein wenig zu vergrößern [...]. Es hat mich gefreut dies Türmchen wieder zu sehen. Es war mein Liebblingsspaziergang [...] u oft stand ich am Geländer in die Weite blickend oder in die Wellen.“³¹⁴

Mithilfe der Karte von Ernst Schlipf gelingt es Piaget, die Erinnerung an vergangene Routinen zu aktivieren und sich so mit ihrer Identität aus der Vergangenheit zu verbinden. Ein anderes Erinnerungsstück, die Radierung einer Ruine, wirkt regelrecht als Katalysator für die Reaktivierung einer gemeinsam erlebten Situation:

„[W]ie überrascht war ich diese reizende Radierung zu sehen, es hat mich riesig gefreut eine von deinen Werken zu erhalten u umso mehr da ich die Ruine gut kenne, ich erinnere mich so gut wie wir vor dem Hause saßen, du warst ziemlich still; wir ruhten auf dieser Bank aus um Zeit deiner Schwester u deiner Mutter zu lassen, mit ihrer Putzerei fertig zu werden ehe wir ankamen! Erinnerst du dich? U welche Hitze war es als wir ankamen. Gleich nachher regnete es fürchterlich so daß mein weißer Rock nur noch vom Namen es war nachdem wir durch die Wiese [...] gegangen waren. Du siehst daß ich ein gutes Gedächtnis habe!“³¹⁵

Im Schreiben über die Erinnerung wird die gemeinsam erlebte Situation in der Gegenwart evoziert. Ernst Schlipf wird explizit aufgefordert, an dieser teilzuhaben, indem Piaget ihn nach seiner Erinnerung fragt. Als Zeugin der vergangenen Situation³¹⁶ dient die von Ernst Schlipf geschaffene Radierung durch ihre Authentizität als Beleg für die Freundschaft und verweist auf die gemeinsame soziale Beziehung zueinander.

In sozialen Beziehungen werden die Verhaltenserwartungen, die mit ihnen verbunden sind, zwischen den Akteur*innen ausgehandelt.³¹⁷ Eine unersetzliche Funktion für die Erinnerungspraktiken übernimmt das Kontakthalten und damit

314 Piaget 20.04.1906.

315 Piaget 21.07.1907.

316 Vgl. Thiemeyer 2020, S. 201.

317 Vgl. Schlee 2019, S. 149.

das Teilen der Erinnerungen. Dies ist nur möglich, wenn das Gegenüber kontak-
 tierbar ist. „[D]a du mir keine besondere Adresse gibst denke ich daß die alte
 noch gut ist. Versäume nicht immer zu sagen wo ich adressieren soll, denn du
 bist ein Zugvogel.“³¹⁸ Zwar gewährleistete die bereits entwickelte Nachsendung
 von Briefen während der wachsenden Mobilität um die Jahrhundertwende meist
 die Regelmäßigkeit des schriftlichen Austauschs,³¹⁹ dennoch ist es Piaget wich-
 tig, Ernst Schlipf nochmals darauf hinzuweisen. Das Kontakthalten innerhalb der
 Freundschaft zu ihm erhält demnach einen hohen Stellenwert für Piaget. Wie
 wichtig eine kontinuierliche Korrespondenz für sie ist, drückt sich auch im fol-
 genden Zitat aus: „N. B. Sage mir bitte ob Frl: Roth noch am Leben ist. Es ist be-
 reits ein Jahr her, daß sie mir ein Antwort gab! Weißt du was von ihr? Hast du sie
 [...] gesehen? Ich kann diese Handlungsweise gar nicht begreifen. Vergiß nicht
 mir darauf zu antworten.“³²⁰ Die Unterstreichungen betonen die Dringlichkeit
 dieser Sache für Piaget. Ohne den Kontakt ist die Aufrechterhaltung der sozialen
 Beziehung unmöglich, auch wenn Piaget auf dem Umweg über Ernst Schlipf be-
 müht ist, etwas über die Bekannte herauszufinden. Der Verlust des Kontakts ist
 eng verbunden mit dem Verlust der vergangenen Identität, die in der Studienzeit
 mit bestimmten Personen verknüpft war. Die Briefe, in denen die Erinnerung ak-
 tiviert werden kann, gewinnen einen noch höheren Stellenwert, wenn realisiert
 wird, dass sie wohl die einzig bleibende Verbindung zu Freund*innen aus der
 Studienzeit sind.

„Meine Pflichten rufen mir zu also denke ich am 28ten März mich einzu-
 schiffen [...]. Ich hätte dich gerne wiedergesehen während meines Aufent-
 halt hier in Europa, doch scheint das Schicksal anders sein zu wollen – Du
 schriebst mir, du würdest bis Monat Mai in Italien bleiben u wie gesagt ich
 denke Ende März abzudampfen – Wer weiß jetzt wie viele Jahre vergehen
 werden bis wir uns wiedersehen u ob wir überhaupt uns wieder einmal
 treffen – Ich hoffe, daß du nicht versäumen wirst hie u da zur Feder zu
 greifen, um von dir was zu berichten u meinerseits werde ich auch schrei-

318 Piaget 21.07.1907.

319 Vgl. Baasner 1999, S. 11.

320 Piaget 21.07.1907.

ben wie es uns geht, wenn du noch Interesse daran hast, allmählich wirst du nicht mehr wissen, daß wir existieren doch denke ich daß alte Freunde sich nicht ganz vergessen.“³²¹

Die Sorge um den Verlust der letzten Verbindung über den Briefkontakt drückt sich in der Reglementierung des Gegenübers aus.

„Mein lieber Ernst, Es sind schon 9 Monate verlaufen seit ich dir meinen letzten Brief absandte. Seitdem Schweigen! Reden ist Silber Schweigen ist Gold war immer dein Lieblingssprichwort, doch soll es Grenzen haben. Ich weiß nicht ob du diesen Brief erhalten hast, da ich deine genaue Adresse gar nicht besaß, oder hast du kein Interesse mehr für die Freundin alter Zeiten?“³²²

Mit einem Sprichwort wird auf das fehlerhafte Verhalten hingewiesen und die Verärgerung darüber zum Ausdruck gebracht. Betont wird die Empörung durch das zusätzliche Mittel der Unterstreichung. Mit den Jahren rückt die gelebte Freundschaft und Studienzeit immer mehr in die Vergangenheit und Piaget ist bemüht, Ernst Schlipf nach wie vor an ihrem Leben teilhaben zu lassen.

„Meine größere Tochter (Marguerite) wurde im April 4 Jahre; beim heranwachsen der Kinder, sieht man die Jahre vergehen u läßt einem denken daß sie sich auf uns sammeln, wären nicht die Kinder da, als Beweis, so würde ich immer glauben ich sei bei den 18 Lenzen! Und es sind seitdem 10 Jahre vergangen! Es wäre doch so schön immer jung bleiben zu dürfen nicht?“³²³

Im Erinnern wird auch die Zeit immer wieder thematisiert und die Überraschung über die bereits vergangenen Jahre mit einem nostalgischen Rückblick versehen. Die Bewusstmachung der Vergänglichkeit wird mit aktiven Erinnerungspraktiken und „in Bezug-Setzungen“ zum Leben von Ernst durch Fragen zu seiner Familie kombiniert. Es zeigt sich ein Spannungsfeld, wenn Piaget im selben Brief der aus-

321 Piaget 20.02.1909.

322 Piaget 10.05.1911.

323 Ebd.

drücklichen Verärgerung über sein Nicht-Antworten schreibt: „Wie viele Fragen wirst du sagen, doch alles interessiert mich u schreibe mir etwas ausführlich, wenn du natürlich die Lust dazu hast.“³²⁴ Es drückt sich eine Verunsicherung über die zuvor eingeforderten Handlungen aus. Gleichzeitig zeigt Piaget Unsicherheit in Bezug auf Erzählungen aus ihrem Leben: „Ich weiß wirklich nicht ob du gähnen den Brief lesen wirst, oder ob es dich noch interessiert von hier was zu hören.“³²⁵ Der Prozess des Mitteilens in der sozialen Beziehung zueinander wird infrage gestellt und deutet auf eine zunehmende Instabilität der Freundschaft hin. Mit weiteren Fragen wird versucht, die Verbindung aufrecht zu erhalten. Diese sind mit der mehrfachen Verwendung von Satzzeichen betont.

„Und in deiner Kunst, wie steht es? Hast du noch Arbeit für Herrn Schmir? Sogar seine Frau abgemalt?!?! Ist er immer in den Wolken? Und Frl: Emma Roth? Siehst du sie hie u da? Du hattest mir immer gesagt, du wolltest einmal schreiben warum Ihr von ihnen weggegangen sein doch hast du es nie getan, u ich kann nur vermuten – Sie hat mir schon 2 Jahre nicht mehr geschrieben u ich sand ihr doch eine Geburtsanzeige Yvonne’s u ein Bild von den Kleinen seit nicht langer Zeit, doch ewiges Schweigen –“³²⁶

Wieder wird auch die Verbindung zu der alten Bekannten Frau Roth über Ernst Schlipf gesucht und versucht, ihr fehlendes Antworten dadurch zu überbrücken. Mit einem Bild und der Geburtsanzeige der Tochter wird versucht, eine Reaktion zu erzeugen. Die Bilder dienen nicht nur Piaget zum Erinnern. Hier werden sie genutzt, um sich ebenfalls in Erinnerung zu bringen. Es wird versucht durch das Betrachten anderer „die den Bildern eingeschriebene Funktion des Erinnerns und Präsentmachens, die in diesem Moment den Effekt einer ‚Gemeinschaft‘ schafft“³²⁷ auszulösen. Piaget bemüht sich, den Affekt kreativ zu instrumentalisieren, um neben ihren Emotionen auch die von anderen zu kontrollieren.³²⁸ Es

324 Ebd.

325 Ebd.

326 Ebd.

327 Lübcke 2003, S. 179.

328 Vgl. Scheer 2020, S. 27.

zeigt sich Verständnislosigkeit, wenn diese emotionale Praxis nicht funktioniert und ohne Reaktion der anderen Person bleibt.

Die beschriebenen Spannungen weisen auf Schwierigkeiten in der Identitätskonstruktion hin, denn das Erinnern als Teil des Gedächtnisses weist gleichermaßen auf das Vergessen hin.³²⁹ „Es wehen Frühlingsdüfte u dabei muß ich an das Lied [denken] welches wir im Chorgesang im Konservatorium sangen: Die Fenster auf, die Herzen auf geschwinde, geschwinde! Weiter kann ich's nicht mehr.“³³⁰ Schon in kleinen Alltagssituationen macht sich das Vergessen einige Monate nach der Einwanderung und einige Jahre nach der Schulzeit bemerkbar.

„Nun bin ich wirklich müde; Ich hoffe doch daß du meinen Brief bekommen wirst: ich lege ein Bildchen bei – vielleicht freut es dich – Hast du dich nie photographieren lassen? Ich grüße dich herzlich und wünsche dir alles Gute – In alter Freundschaft, Adrienne.“³³¹

Adrienne Piaget versucht, sich aktiv in Erinnerung zu bringen, und unterstützt ihre Teilhabepraktiken mit einem Bild, das sie diesem Brief an Ernst Schlipf beilegen möchte. Die Frage, ob Ernst Schlipf sich seinerseits nie fotografieren lassen hat, pointiert die in Erinnerungen schwebende Erzählung. Sie deutet auf das Festhalten des langsam verloren gehenden Ichs von früher hin, das in aktiver sozialer Interaktion mit den Studienfreund*innen stand. Letztlich zeigen sich dadurch auch das Scheitern des Erinnerns sowie die aufkommende Erkenntnis, dass die Identitätskonstruktionen der Vergangenheit nur bedingt rekonstruierbar sind.

5. Zusammenfassung

Die sich rasch entwickelnde Briefinfrastruktur im 19. Jahrhundert brachte eine immer schneller und kostengünstiger werdende schriftliche Korrespondenz mit sich. Die Kommunikation ging zunehmend über Kontinentalgrenzen hinaus und

329 Vgl. Lübcke 2003.

330 Piaget 22.08.1906.

331 Piaget 10.05.1911.

ermöglichte zahlreichen Auswanderer*innen einen regen Kontakt in ihre Heimat. Mit der steigenden Infrastruktur und Mobilität ging auch der zunehmende koloniale Einfluss der europäischen Staaten einher, der sich in nationalen Machtkämpfen äußerte und Ausdruck in den sagenumwobenen Weltausstellungen fand. Gleichzeitig wurden in kolonialen Gebieten, wie im heutigen Namibia, brutale und blutige Völkermorde begangen.

Um die unmenschlichen Vorgehensweisen tolerier- und denkbar zu machen, dominierten Heldengeschichten in Kinderbüchern und Romanen oder alltäglichen Gegenständen wie Sammelbildern die Narrative der Gesellschaft. Mit ihnen verbunden waren Gedanken einer zu zivilisierenden, unterentwickelten ‚Neuen Welt‘ mit primitiven, exotisch anmutenden Fremden. Diese Wissenskonstruktionen des Anderen sind stark mit der Macht über die jeweilige Deutungshoheit verbunden und ermöglichten es den westlichen Gesellschaften, ein unterdrückendes koloniales System zu entwickeln, das Said als Orientalismus bezeichnet. Die Erschaffung eines exotischen Anderen diente in erster Linie einer Rechtfertigungsstrategie des grausamen Umgangs sowie der Definierung und Erhebung der eigenen Kultur als westlich und entwickelt. Insofern ist die kulturelle Identität, mit Hall gesprochen, ein prozesshaftes Konstrukt, das beständig wechselt und sich verschiedener Identifizierungspraktiken bedient, um ein vermeintlich kohärentes Gebilde zu schaffen. Gender ist dabei nicht nur Konstruktionsmittel, sondern auch eine hilfreiche Lesart, die nach der Aufladung von Bedeutungen und Handlungsmöglichkeiten fragt, welche anhand bestimmter Differenzkategorien ermöglicht werden.

Die Identifikationspraktiken sind besonders an den Reibungsflächen beim Aufeinandertreffen des als eigen und als fremd Verstandenen beobachtbar. Als Adrienne Piaget 1905 nach Chile auswandert, zeigt sich dies bereits im Umgang mit der sie umgebenden Natur. Sie wird verglichen, an das Eigene angepasst, auf- oder abgewertet oder fotografisch dokumentiert. Im Kontrast zu unkontrollierbaren Naturkatastrophen werden Strategien des Ordners und Sortierens im eigenen Garten angewendet, um dem entgegenzuwirken. Die Fotografie war zu Beginn des 20. Jahrhunderts so weit entwickelt, dass sie schnelle und leichte Aufnahmen ermöglichte und somit gerne auf Reisen angewendet wurde. Dem

gut gestellten Bürgertum war es also möglich, ohne große Umstände alltägliche Situationen nach Belieben fotografisch festzuhalten.

In der Ergänzung zu schriftlichen Bewertungen anderer Menschengruppen entfalteten die Fotografien eine enorme Wirkkraft im kolonialen Diskurs. Die zunächst harmlos anmutenden Gruppenfotos, auf denen sich Adrienne Piaget mit ihrem Mann und weiteren Menschen abbilden lässt, zeigen sowohl habitualisierte Verhaltens- und Darstellungsweisen wie auch die ihnen innewohnenden Macht- und Unterdrückungsstrukturen. In Verbindung mit weiteren derzeit kursierenden Bilderwelten verkörperten bestimmte Darstellungen das exotische, primitive Andere. Durch Kontrastierungen mittels des Zeigens von Nacktheit, Haut, exotisch aufgeladener Attribute und Bildkompositionen, wurden die Fotografien Teil bestehender narrativer Muster. Mittels performativer Sprech- und Blickakte, welche in wiederholenden Praktiken das Andere und das Eigene auf eine bestimmte Art und Weise darstellten, nahmen auch die Piagets Einfluss auf die soziale Wirklichkeit im kolonialen Diskurs. Ihre Positionierungen und Konstruktionen bestätigten bestehende Wissens- und Machtstrukturen bei sich und den Betrachter*innen.

Im Zielauswanderungsort angekommen, bestimmten abwertende Beschreibungen der Fremden und aufwertende Beschreibungen der Eigenen die Erzählungen in den Briefen. Differenzkategorien wie faul und fleißig, unkontrolliert und gemäßigt, unzivilisiert und zivilisiert werden als unverwechselbare Charaktereigenschaften mit den Nationalitäten verknüpft, sodass Abweichungen als alleinige Ausnahme gekennzeichnet werden müssen. Dabei bestimmt ganz wesentlich die Positionierung des eigenen Ichs als zugehörig zu einer Weißen, westlichen, patriarchalen Gesellschaft das eigene Selbstverständnis. Dieses wird in permanenter Abgrenzung durch Abwertung zum Anderen konstruiert.

Unterstützt wird diese Abgrenzung durch die bürgerlichen kulturellen Praktiken, die ins fremde Land importiert werden und mithilfe einer imaginierten Europäischen Gemeinschaft ermöglichen, dass die eigene Kultur aktiv weiterpraktiziert und gelebt werden kann. Dabei spielen Faktoren wie das eigene Haus, abendliches Musizieren, das bürgerliche Wertesystem enthaltende Mythenfiguren sowie generell das Untersichbleiben eine Rolle. Obgleich sich um eine Ab-

grenzung permanent bemüht wird, können Hybridisierungsprozesse in Form des Erlernens einer anderen Sprache sowie nicht eindeutige Positionierungen in Bezug auf das zukünftige Leben und wechselnde Auf- und Abwertungspraktiken beobachtet werden.

Während viele der identitätskonstruierenden Praktiken in der Abgrenzung zum Anderen entstehen, beherrschen auch individuellere Ordnungen von Identität Piagets Selbstverständnis. Deutlich beobachtbar ist dies bei der Konstruktion der liebenden Mutter nach den bürgerlichen Idealen und Vorstellungen. Diese drücken sich im Umgang mit den Haustieren sowie in den Schwärmereien über die Tochter und dem Verhältnis zu ihrem Mann aus. Emotionen werden in diesem Kontext als Praktiken gesehen und zeigen, wie der (weibliche) habitualisierte bürgerliche Körper die emotionalen Praktiken produziert und seinerseits performativ aus ihnen heraus entsteht. Als finanziell gut gestellte Frau sind bei Piaget gewisse Freiheiten beobachtbar, die nicht als selbstverständlich gesehen werden können. Dennoch bewegt sie sich stets im Kontext ihrer Zeit und innerhalb der vorhandenen Normen von Körper-, Heirats- wie Mutteridealen. Diese definieren zu großen Teilen die Referenzräume und die Art und Weise ihrer Konstruktionstechniken.

Als bedeutsam kann darüber hinaus der Gebrauch von Referenzpunkten aus der Vergangenheit gesehen werden, auf die sich Piaget im Briefkontakt mit dem alten Freund Ernst Schlipf immer wieder bezieht. Sie zeigen, dass Piaget neben ihren Rollen und Aufgaben bemüht und gewillt ist, ihre eigene Identität aktiv mitzugestalten und zu bestimmen. Die Zeit als Musikschülerin am Konservatorium in Stuttgart und gemeinsam erlebte Situationen der Jugend werden explizit heraufbeschworen. Mittels verschiedener Gegenstände oder ‚Insider‘ wird versucht, bei sich wie auch bei anderen einen emotionalen Zustand zu erzeugen und sich zu erinnern und aktiv in Erinnerung zu bringen. Die Konstruktionspraktiken in Bezug auf die Vergangenheit zeigen immer mehr auch die Brüchigkeit der Erinnerung und die Schwierigkeit, die alte Identität als Referenzort aufrechtzuerhalten.

So setzt sich Piagets Identität aus verschiedensten Positionierungen zusammen, sie verändert sich prozesshaft und enthält Widersprüche, sie steht im Zusammenhang mit den vorherrschenden gesellschaftlichen Strukturen und ist

Produkt wie Produzentin der sie umgebenden Lebenswelt. Als Auswanderin, Weiße Europäerin, Mutter, Gattin, Musikschülerin und Freundin konnten hier sicherlich dennoch nur Bruchstücke der verschiedenen Orte der Positionierungen Adrienne Piagets ausgemacht und nachgezeichnet werden.

Weitere Fragen nach dem Frauenbild, nach dem bürgerlichen Leben oder dem Leben anderer Ausgewanderter nach Punta Arenas könnten ein noch differenzierteres Bild der besprochenen Lebenswelt zeigen. Spannend und aufschlussreich wäre zudem die Betrachtung weiterer der zahlreichen Fotografien und eine spezifische Einordnung ihrer Qualität und Entstehungsweise sowie die weitere Kontextualisierung mit anderen Fotografien und Briefkonvoluten Ausgewanderter. Wie es die vorgelegte Analyse zum Ziel hatte, können auch in anderen Arbeiten narrative Muster und Machtstrukturen einer vergangenen Gesellschaft aufgedeckt werden, deren Wirkung Einfluss auf unsere Gegenwart haben und deren historische Spuren deshalb wichtig für heute sind. Die Dekolonisierung beginnt in der analytischen Annahme, dass diese Hierarchien konstruiert sind und das in spezifischer Weise im ganzen Prozess des Aufbaus der westlichen Idee von Zivilisation und der Moderne.³³² Die Aufdeckung alltäglicher Konstruktionen sowie das Mitdenken von Vielfältigkeit und Differenz eröffnen somit die Chance „Denkmöglichkeiten für ein pluralistisches Miteinander“³³³ jenseits der vorhandenen Zuordnungen und Ausschlussmechanismen zu schaffen. Erst die Auflösung bestehender Logiken ermöglicht deren Austausch mit neuen gleichberechtigteren Strukturen.

332 Vgl. Mignolo 2011, S. xv–xvi.

333 Lübcke 2003, S. 285.

Literatur- und Quellenverzeichnis

- Abu-Lughod, Lila: Gegen Kultur Schreiben. In: Lenz, Ilse/Germer, Andrea/Hansenjürgen, Brigitte (Hg.): Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive. Opladen 1996, S. 14-46.
- Albrecht, Christian: Einleitung. Das Pfarrhaus als Sinnbild für Möglichkeiten des Gelingens. In: Ders./Hauschildt, Eberhard/Roth, Ursula (Hg.): Pfarrhausbilder. Literarische Reflexe auf eine evangelische Lebensform. Tübingen 2017, S. 1–10.
- Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 6. A. München 2007.
- Axster, Felix: Koloniales Spektakel in 9 x 14. Bildpostkarten im Deutschen Kaiserreich. Bielefeld 2014.
- Baader, Sophia Meike/Götte, Petra Götte/Groppe, Carola: Einleitung der Herausgeberinnen. Familientraditionen und Familienkulturen. In: Dies. (Hg.): Familientraditionen und Familienkulturen. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen. Wiesbaden 2013, S. 7–10.
- Baasner, Rainer: Briefkultur im 19. Jahrhundert. Kommunikation, Konvention, Postpraxis. In: Ders. (Hg.): Briefkultur im 19. Jahrhundert. Tübingen 1999, S. 1–36.
- Bauernschmitt, Lars/Ebert, Michael: Handbuch des Fotojournalismus. Geschichte, Ausdrucksformen, Einsatzgebiete und Praxis. Heidelberg 2015.
- Bausinger, Hermann: Happy Birthday! Zur Geschichte des Geburtstagsfestes. Tübingen 1994.
- Bausinger, Hermann: Die alltägliche Korrespondenz. In: Beyrer, Klaus/Täubrich, Hans-Christian (Hg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Heidelberg 1996, S. 294–303.
- Bausinger, Hermann: Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. In: Jöhler, Reinhard/Tschofen, Bernhard (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie. Tübingen 2008, S. 351–366.
- Beer, Bettina: Ethnologie. In: Matthews-Schlinzig, Marie Isabel u. a. (Hg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Berlin/Boston 2020, S. 125–140. <https://doi.org/10.1515/9783110376531-008>.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 22. A. Frankfurt a. M. 2009.
- Berking, Hartmuth: Schenken. Zur Anthropologie des Gebens, Frankfurt a. M. 1996.
- Besch, Werner: Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern. Göttingen 1996.

- Betz, Heinrich/Weber-Bleyem, Hildegard: Das humanistische Gymnasium im Kaiserreich. In: Friedrich-List-Gymnasium Reutlingen (Hg.): Festschrift des Friedrich-List-Gymnasiums Reutlingen 1987. 700 Jahre Lateinschule. 100 Jahre Gymnasium. Reutlingen 1987, S. 67–78.
- Bhabha, Homi K.: *The Location of Culture*. London 1994.
- Bhabha, Homi K.: Verortungen der Kultur. In: Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin/Steffen, Therese (Hg.): *Hybride Kulturen. Beiträge zur angloamerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen 1997, S. 123–148.
- Bhabha, Homi K.: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen 2000.
- Bimmer, Andreas: Familienforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*. 2.A. Berlin 1994, S. 293–310.
- Binder, Beate: Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse? Gefühle der Zugehörigkeit und soziale Imaginationen in der Auseinandersetzung um Einwanderung. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 104/1 (2008), S. 1–17.
- Bourdieu, Pierre: Kult der Einheit und kultivierte Unterschiede. In: Ders. u. a. (Hg.): *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*. Frankfurt a. M. 1981, S. 25–84.
- Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M. 1982.
- Breidenstein, Georg u.a.: *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. 2. A. Konstanz/München 2015.
- Bruss, Susanne: Erinnerung und schöner Schein. Familiäre Fotokultur im 19. und 20. Jahrhundert. In: Beitzl, Matthias/Plöckinger, Veronika (Hg.): *familienFOTO-familie. Begleitbuch zur Jahresausstellung 2000 im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee vom 16. April bis 5. November 2000*. Wien 2000, S. 27–63.
- Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin: *Hybride Kulturen. Einleitung zur angloamerikanischen Multikulturalismusdebatte*. In: Dies./Steffen, Therese (Hg.): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen 1997, S. 1–30.
- Brunner, Heinrich: *Neuester Universalbriefsteller. Ein Ratgeber für Jedermann*. Reutlingen 1909.
- Budde, Gunilla-Friederike: *Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914*. Göttingen 1992.
- Bürkert, Karin: Performativität. In: Heimerdinger, Timo/Tauschek, Markus (Hg.): *Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch*. Münster/New York 2020, S. 351–379.

- Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin 1995.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. 3. A. Bielefeld 2020.
- Clifford, James/Marcus, George E. (Hg.): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley 1986.
- Dampc-Jarosz, Renata/Zarychta, Pawel: Einleitung. In: Dies. (Hg.): „...nur Frauen können Briefe schreiben“. Facetten weiblicher Briefkultur nach 1750, Bd. 1, Berlin 2019, S. 11–16. <https://doi.org/10.3726/b15727>.
- Deplazes-Haefliger, Anna-Maria: Familienalltag im Mittelstand. Geschichte eines Ostschweizer Familienverbandes im 19. und frühen 20. Jahrhundert, mit Briefeditionen. St. Gallen 2004.
- Deutsches Schifffahrtsmuseum: „Das Andere sehen?“ Die Wahrnehmung des Fremden in fotografischen Reise- und Erinnerungsalben. URL: <https://www.dsm.museum/forschung/forschungsprojekte/das-andere-sehen-die-wahrnehmung-des-fremden-in-fotografischen-reise-und-erinnerungsalben-1> (22.04.2021).
- Deutschlandfunk: Sprache dekolonisieren. „In rassistischen Wörtern steckt sehr viel Gewalt“. Susan Arndt im Gespräch mit Änne Seidel, 31.12.2020. URL: https://www.deutschlandfunk.de/sprache-dekolonisieren-in-rassistischen-woertern-steckt.911.de.html?dram:article_id=482811 (07.06.2021).
- Di Leonardo, Micaela: The Female World of Cards and Holidays. Women, Families and the Work of Kinship. In: Signs – Journal of Women in Culture and Society 12/3 (1987), S. 440–453.
- Dillayes, Frédéric: La Pratique en photographie avec le procédé au gélatinobromure d'argent. Paris 1900.
- Djupedal, Knut: Personal Letters as Research Sources. In: Ethnologia Scandinavica 1989, S. 51–63.
- DPA: Umstrittene Museen im Humboldt Forum öffnen. In: Stuttgarter Zeitung, 20.09.2021. URL: <https://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.ausstellungen-umstrittene-museen-im-humboldt-forum-oeffnen.7eabfd6d-afbd-44ef-a2fb-1e12bdb1b172.html> (14.10.2021).
- Ehlers, Klaas-Hinrich: Raumverhalten auf dem Papier. Der Untergang eines komplexen Zeichensystems dargestellt an Briefstellern des 19. und des 20. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik, 32 (2004), H. 1, S. 1–31.
- Ehmer, Hermann: Das evangelische Pfarrhaus in Württemberg im 18. und 19. Jahrhundert. In: Krüger, Jürgen/Wennemuth, Udo/Schwarzmaier, Hansmartin

- (Hg.): Das evangelische Pfarrhaus im deutschsprachigen Südwesten. Ostfildern 2014, S. 211–247.
- Ehmer, Hermann: Umbrüche. Von der Reichsgründung bis 1914. In: Zweigle, Hartmut (Hg.): Zwischen Wandel und Beständigkeit. Die württembergische Pfarrerschaft in Geschichte und Gegenwart. Stuttgart 2017.
- Evangeliums.net: Art. „Herz und Herz vereint zusammen.“ In: Evangeliums.net – Das Online-Portal für Christen, 2004–2024. URL: https://www.evangeliums.net/lieder/lie_d Herz_und_Herz_vereint_zusammen.html (13.07.2024).
- Faulstich, Werner: Mediengeschichte von 1700 bis ins 3. Jahrtausend. Göttingen 2006.
- Fenske, Michaela: Mikro, Makro, Agency. Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis. In: Zeitschrift für Volkskunde 102 (2006), S. 151–177.
- Florack, Ruth: Nationenstereotype und die Konstruktion nationaler Identität: Deutschland und Frankreich im historischen Vergleich. In: Frankreich-Jahrbuch (2000), S. 93–106.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M. 1976.
- Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M. 1986.
- Gautrand, Jean-Claude: Spontanes Fotografieren. Schnappschüsse und Momentaufnahmen. In: Frizot, Michel (Hg.): Neue Geschichte der Fotografie. Köln 1998, S. 232–241.
- Gebhardt, Winfried: Fest, Feier und Alltag. Über die gesellschaftliche Wirklichkeit des Menschen und ihre Deutung. Frankfurt a. M. 1987.
- Geertz, Clifford: „Aus der Perspektive des Eingeborenen“. Zum Problem des ethnologischen Verstehens. In: Ders. (Hg.): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M. 1995a, S. 289–309.
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: Ders. (Hg.): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M. 1995b, S. 7–43.
- Gestrich, Andreas: Erziehung im Pfarrhaus. Die sozialgeschichtlichen Grundlagen. In: Greiffenhagen, Martin (Hg.): Das Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Stuttgart 1984, S. 63–81.
- Gestrich, Andreas: Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert. München 2013.
- Gippert, Wolfgang: Familienkultur oder Kulturgeschichte des Familialen? In: Baa-der, Sophia Meike/Götte, Petra Götte/Groppe, Carola (Hg.): Familienkulturen

- und Familientraditionen. Theoretische Konzeptionen und Diskussionen. Wiesbaden 2013, S. 33–51.
- Gladt, Karl: Deutsche Schriftfibel. Anleitung zur Lektüre der Kurrentschrift des 17.–20. Jahrhunderts. Graz 1976.
- Gleixner, Ulrike: Pietismus und Bürgertum. Eine historische Anthropologie der Frömmigkeit. Göttingen 2005.
- Götz, Irene/Löffler, Klara/Speckle, Birgit: Briefe als Medium der Alltagskommunikation. Eine Skizze zu ihrer kontextgebundenen Auswertung. In: Schweizer Archiv für Volkskunde 89 (1993), S. 165–183.
- Greiffenhagen, Martin (Hg.): Das Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Stuttgart 1984.
- Greverus, Ina-Maria: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt a. M. 1972.
- Groppe, Carola: Familiengedächtnisse und Familienstrategien. In: Ecarius, Jutta (Hg.): Handbuch Familie. Wiesbaden 2007, S. 306–423.
- Gudjons, Herbert: Pädagogisches Grundwissen. 10. A. Bad Heilbrunn 2008.
- Habermas, Rebekka: Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1780–1850). Göttingen 2000.
- Hägele, Ulrich: Visual Folklore. Zur Rezeption und Methodik der Fotografie in der Volkskunde. In: Göttisch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007, S. 317–342.
- Hahn, Barbara (Hg.): Briefwechsel mit Jugendfreundinnen. Rahel Levin Varnhagen. Göttingen 2021.
- Hall, Stuart: Kulturelle Identität und Diaspora. In: Mehlem, Ulrich/Koivisto, Juha (Hg.): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg 1994a, S. 26–43.
- Hall, Stuart: Die Frage der kulturellen Identität. In: Mehlem, Ulrich/Koivisto, Juha (Hg.): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg 1994b, S. 180–222.
- Harasimowicz, Jan: Architektur und Kunst. In: Lehmann, Hartmut (Hg.): Glaubenswelt und Lebenswelten. Göttingen 2004, S. 456–485.
- Haumann, Heiko: Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung. Köln/Weimar/Wien 2012.
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hg.): So-

- zialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen. Stuttgart 1976, S. 363–393.
- Heilmann, Christa M.: Körpersprache richtig verstehen und einsetzen. München 2011.
- Heuser, Magdalena: Die Jugendbriefe von Therese Heyne-Forster-Huber. Verge-
wässerung der (weiblichen) bürgerlichen Subjektivität. In: von Greyerz, Kas-
par/Leutert, Sabine/Piller, Gudrun (Hg.): Von der dargestellten Person zum
erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–
1800). Köln 2001, S. 275–298.
- Hildenbrand, Katrin: Leben in Pfarrhäusern. Zur Transformation einer protestan-
tischen Lebensform. Stuttgart 2016.
- Hirschauer, Stefan: Praxis und Praktiken. In: Gugutzer, Robert/Klein, Gabriele/
Meuser, Michael (Hg.): Handbuch Körpersoziologie, Bd. 1, Wiesbaden 2017,
S. 91–96.
- Historischer Verein Leutenbach e.V. (Hg.): Berühmte Personen unserer Ge-
meinde. Ausstellung über die Malerfamilie Schlipf im Rathaus in Leutenbach
vom 14. Juli–26. September 1996. In: Leutenbacher Heimatblätter 6–96.
URL: [https://www.leutenbach.de/fileadmin/Dateien/Dateien/Heimatblaetter/
Leutenbacher_Heimatblaetter__6-96_-_Malerfamilie_Schlipf.pdf](https://www.leutenbach.de/fileadmin/Dateien/Dateien/Heimatblaetter/Leutenbacher_Heimatblaetter__6-96_-_Malerfamilie_Schlipf.pdf) (06.01.2025).
- Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hg.): Doing Culture. Kultur als Praxis. In: Dies.
(Hg.): Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld
2004, S. 9–15.
- Ingendahl, Gesa/Keller-Drescher, Lioba: Historische Ethnografie. Das Beispiel
Archiv. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 2 (2010), S. 241–263.
- Janz, Oliver: Bürger besonderer Art. Evangelische Pfarrer in Preußen 1850–1914.
Berlin 1994.
- Jürgensen, Johannes: Vom Jünglingsverein zur Aktionsgruppe. Kleine Geschichte
der evangelischen Jugendarbeit. Gütersloh 1980.
- Kaplan, Marion: Freizeit-Arbeit. Geschlechterräume im deutsch-jüdischen
Bürgertum 1870–1914. In: Frevert, Ute (Hg.): Bürger und Bürgerinnen. Ge-
schlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert. Göttingen 1988, S. 157–174.
- Kapverden: Geschichte. URL: [https://www.kapverden.de/kapverdische-inseln/
geschichte](https://www.kapverden.de/kapverdische-inseln/geschichte) (29.12.2021).
- Kaul, Camilla G.: „Haug, Robert von“. In: Beyer, Andreas/Savoy, Bénédicte/Tege-
thoff, Wolf (Hg.): Allgemeines Künstlerlexikon – Internationale Künstlerdaten-
bank – Online, Berlin 2020. URL: [https://www.degruyter.com/database/
AKL/entry/_00082495/html](https://www.degruyter.com/database/AKL/entry/_00082495/html) (31.10.2020).

- Keller-Drescher, Lioba: Die Ordnung der Kleider. Ländliche Mode in Württemberg 1750–1850. Tübingen 2003.
- Kemp, Wolfgang: Geschichte der Fotografie. Von Daguerre bis Gursky. München 2014.
- Kienzle, Claudius: Mentalitätsprägung im gesellschaftlichen Wandel. Evangelische Pfarrer in einer württembergischen Wachstumsregion der frühen Bundesrepublik. Stuttgart 2012.
- Kilomba, Grada: Das N-Wort. In: Bundeszentrale für politische Bildung, 03.06.2009. URL: <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/afrikanische-diaspora/59448/das-n-wort> (07.06.2021).
- Koch, Peter: Briefkunst/Ars dictaminis. In: Landfester, Manfred/Schneider, Helmut (Hg.): Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike, Bd. 13, Stuttgart/Weimar 1999, Sp. 545–551.
- Köhle-Hezinger, Christel: Pfarrvolk und Pfarrersleut. In: Bagus, Anita/Pöge-Alder, Kathrin: Alltagskultur. Sakral – profan. Ausgewählte Aufsätze. Münster 2011.
- Köhle-Hezinger, Christel: Pfarrhaus, Pfarrfamilie und Dorf. Das Pfarrhaus im 18. und 19. Jahrhundert. In: Seidel, Thomas/Spehr, Christopher (Hg.): Das evangelische Pfarrhaus. Mythos und Wirklichkeit. Leipzig 2013, S. 81–103.
- Korff, Gottfried (2008): Hase & Co. Zehn Annotationen zur niederen Mythologie des Bürgertums. In: Jöhler, Reinhard/Tschofen, Bernhard (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie. Tübingen, S. 539–556.
- Krautwald, Barbara: Bürgerliche Frauenbilder im 19. Jahrhundert. Die Zeitschrift „Der Bazar“ als Verhandlungsforum weiblichen Selbstverständnisses. Bielefeld 2021.
- Kretschmer, Hildegard: Lexikon der Symbole und Attribute in der Kunst. Stuttgart 2011.
- Kuchenbuch, Thomas: Die Welt um 1900. Unterhaltungs- und Technikkultur. Stuttgart 1992.
- Kuhlemann, Frank-Michael: Bürgerlichkeit und Religion. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der evangelischen Pfarrer in Baden 1860–1914. Göttingen 2001.
- Latour, Bruno: Der Berliner Schlüssel. Berlin 2014.
- Latzel, Klaus: Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945. Paderborn 1998.
- Lehmann, Hartmut: Transformationen der Religion in der Neuzeit. Beispiele aus der Geschichte des Protestantismus. Göttingen 2007.

- Lin-Huber, Margrith A.: Kulturspezifischer Spracherwerb. Sprachliche Sozialisation und Kommunikationsverhalten im Kulturvergleich. Bern 1998.
- Linke, Angelika: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1996.
- Lübcke, Alexandra: „Welch ein Unterschied aber zwischen Europa und hier ...“ Diskurstheoretische Überlegungen zu Nation, Auswanderung und kultureller Geschlechteridentität anhand von Briefen deutscher Chileauswanderinnen des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a. M./London 2003.
- Lüdtke, Alf: Lebenswelt: Verriegelte Welt? Überlegungen zu einem Konzept und seinen Verwendungen. In: Werkstatt Geschichte 75 (2017), S. 115–124.
- Maase, Kaspar: Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnographie. In: Eisch, Katharina/Hamm, Marion (Hg.): Die Poesie des Feldes. Tübingen 2001, S. 255–271.
- Maurer, Michael: Briefe. In: Ders. (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften. Band 4: Quellen. Stuttgart 2002a, S. 349–372.
- Maurer, Michael: Reiseberichte. In: Ders. (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften. Band 4: Quellen, Stuttgart 2002b, S. 325–348.
- Maurer, Michael: Kulturgeschichte. Eine Einführung. Köln 2008.
- Mersch, Dieter: Ambiguitäten des Zeigens. Kleine Theorie monstrativer Praktiken. In: Sykora, Katharina u. a. (Hg.): Valenzen fotografischen Zeigens. Das fotografische Dispositiv Band 3. Marburg 2016, S. 51–73.
- Merta, Sabine: Schlank! Ein Körperkult der Moderne. Stuttgart 2008.
- Mignolo, Walter D.: The Darker Side of Western Modernity. Global Futures, Decolonial Options. Durham/London 2011.
- Ministerium der öffentlichen Arbeiten: Amtliche Mitteilungen. Württemberg. In: Zentralblatt der Bauverwaltung, 16.06.1917.
- Mußnug, Tabea: „Siehe, Gott hat dir Glück bei deinem Bilde gegeben“. Der württembergische Pietismus im Spiegel der schwäbischen Kunst des 19. Jahrhunderts. Unv. Diss. Universität Heidelberg 2014.
- Neutsch, Cornelius: Briefverkehr als Medium internationaler Kommunikation im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. In: North, Michael (Hg.): Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts. Köln/Weimar/Wien 1995, S. 129–156.
- Nickisch, Reinhard M. G.: Brief. Stuttgart 1991.
- Nieradzik, Lukasz: Einleitung. In: Ders. (Hg.): „Kinship Trouble“. Dimensionen des Verwandtschaftsmachens in Geschichte und Gegenwart. Wien 2017, S. 9–28.

- No Humboldt21!: Resolution. Moratorium für das Humboldt-Forum im Berliner Schloss. URL: <https://www.no-humboldt21.de/resolution/> (02.12.2021).
- Oehrlein, Josef: Schwarzer Stern in Flammen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.04.2014. URL: <https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/ungluecke/feuer-in-chile-valparaiso-liegt-im-erdbebengebiet-12894004.html> (03.12.2021).
- Oltmer, Jochen: Migrationsgeschichte. Europa im globalen Wanderungs-geschehen der Neuzeit. In: Röder, Antje/Zifonun, Darius (Hg.): Handbuch Migrationssoziologie. Wiesbaden 2020. https://doi.org/10.1007/978-3-658-20773-1_2-1, S. 1–33.
- Onken, Hinnerk: Ambivalente Bilder. Fotografien und Bildpostkarten aus Südamerika im Deutschen Reich (1880–1930). Bielefeld 2019.
- Pahl, Henning: Die Kirche im Dorf. Religiöse Wissenskulturen im gesellschaftlichen Wandel des 19. Jahrhunderts. Berlin 2006.
- Pahlen, Kurt: Zur Rezeptionsgeschichte der deutschen Musik in Südamerika am Beispiel des Opernhauses von Buenos Aires (Teatro Colón). In: Kohut, Karl/Briesemeister, Dietrich/Siebenmann, Gustav (Hg.): Deutsche in Lateinamerika – Lateinamerika in Deutschland. Frankfurt a. M. 1996, S. 162–181.
- Perry, Joe: Christmas in Germany. A Cultural History. Chapel Hill 2010.
- Plamper, Jan: Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte. München 2012.
- Reckwitz, Andreas: Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Velbrück 2000.
- Riegraf, Birgit: Care, Care-Arbeit und Geschlecht. Gesellschaftliche Veränderungen und theoretische Auseinandersetzungen. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden 2019, S. 763–772.
- Rosenbaum, Heidi: Verwandtschaft in historischer Perspektive. In: Schütze, Yvonne/Wagner, Michael (Hg.): Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema. Stuttgart 1998, S. 17–33.
- Said, Edward W.: Orientalismus. Frankfurt a. M. 2009.
- Scharfe, Martin: Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus. Tübingen 1979.
- Scheer, Monique: Enthusiasm. Emotional Practices of Conviction in Modern Germany. Oxford 2020.
- Scheer, Monique: Emotionspraktiken. Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt. In: Beitzl, Matthias/Schneider, Ingo (Hg.): Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Wien 2016, S. 15–36.

- Schikorsky, Isa: Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens ‚kleiner Leute‘. Tübingen 1990.
- Schlee, Rebekka: „Das macht das Leben aus, dass man [es] mit jemandem teilen kann“. Freundschaft als Praxis eines ‚guten Lebens‘. In: Hinrichsen, Jan/Scheer, Monique (Hg.): *Forme(l)n des guten Lebens. Ethnografische Erkundungen alltäglicher Aushandlungen von Glück und Moral*. Tübingen 2019, S. 135–156.
- Schlipf, Gustav Adolf: *Zur Erinnerung an die Hauptworte unsrer Predigttexte und aus Confirmationsbüchlein*. Weiler zum Stein 1883.
- Schmidt, Irmgard: Briefe. In: Beck, Friedrich/Henning, Eckart (Hg.): *Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die historischen Hilfswissenschaften*. 5. A. Köln/Weimar/Wien 2012, S. 125–135.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: *Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung*. Frankfurt a. M. 2003.
- Schneider, Corinna: Die Anfänge des Frauenstudiums in Europa. Ein Blick über die Grenzen Württembergs. In: Gleichstellungsbüro der Universität Tübingen (Hg.): *100 Jahre Frauenstudium an der Universität Tübingen 1904–2004. Historischer Überblick, Zeitzeugenberichte und Zeitdokumente*. Tübingen 2007. URL: <http://hdl.handle.net/10900/44021>, S. 17–23.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas: *Strukturen der Lebenswelt*. Neuwied/Darmstadt 1975.
- Schütze, Yvonne: Mutterliebe – Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts. In: Frevert, Ute (Hg.): *Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*. Göttingen 1988, S. 118–133.
- Simmel, Georg: Dankbarkeit. Ein soziologischer Versuch. In: *Der Morgen*. Wochenschrift für deutsche Kultur, 18.10.1907, S. 593–598. URL: <http://socio.ch/sim/verschiedenes/1907/dankbarkeit.htm> (19.07.2020).
- Sontag, Susan: *Über Fotografie*. Frankfurt a. M. 1980.
- Staatliche Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Stuttgart: *Geschichte der Hochschule*. URL: <https://www.hmdk-stuttgart.de/unsere-hochschule/geschichte-der-hochschule/> (29.01.2022).
- Stocke, Ingrun: *Der Maler des Meeres. Carlos Grethe (1864–1913). Leben und Werk*. Weimar 2008.
- Stuttgarter Musikschule: *Geschichte der Stuttgarter Musikschule I*. URL: <https://www.stuttgarter-musikschule.de/start/ueber+uns/geschichte.html> (29.01.2022).
- Summerfield, Penny: *Histories of the Self Personal Narratives in Historical Practice. Historian’s Uses of Letters*. London/New York 2019.

- Szewczyk, Grażyna Barbara: (Un)heimliche Exotismen. Schwedische Orientbilder in den Reisebüchern Fredrika Bremers und Selma Lagerlöfs. In: Czarnecka, Mirosława/Ebert, Christa/Szewczyk, Grażyna Barbara (Hg.): Der weibliche Blick auf den Orient. Reisebeschreibungen europäischer Frauen im Vergleich. Bern u. a. 2011. <https://doi.org/10.3726/978-3-0351-0162-1>, S. 99–108.
- Tagesschau: 22,5 Jahre Haft für Ex-Polizist Chauvin. 25.06.2021. URL: <https://www.tagesschau.de/ausland/chauvin-haftstrafe-floyd-prozess-101.html> (14.10.2021).
- Täubrich, Hans-Christian: Alles auf eine Karte. Correspondenz-Postkarte statt Briefkorrespondenz? In: Beyrer, Klaus/Ders. (Hg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Heidelberg 1996, S. 112–119.
- The Museums System: Eintrag zu Nachlass Schlipf LUI-NI-1, 19.11.2018.
- Thiemeyer, Thomas: Inszenierung. In: Heimerdinger, Timo/ Tauschek, Markus (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch. Münster/New York 2020, S. 185–205.
- Tietze de Soto, Katharina: Deutsche Einwanderung in die chilenische Provinz Concepción 1870-1930. Frankfurt a. M. 1999.
- Van Laak, Dirk: Eine kurze (Alltags-)Geschichte der Infrastruktur. Essay. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (Hg.): Bundeszentrale für politische Bildung, 2017. URL: <https://www.bpb.de/apuz/246420/eine-kurze-alltags-geschichte-der-infrastruktur> (11.08.2020).
- Verheyen, Nina: Loving in Oblivion? Die Marginalisierung bürgerlicher Vaterliebe im Zeitalter der Professionalisierung. Eine kulturhistorische Skizze. In: Drieschner, Elmar/Gaus, Detlef (Hg.): Liebe in Zeiten pädagogischer Professionalisierung. Wiesbaden 2011, S. 157–178.
- Von Brauchitsch, Boris: Kleine Geschichte der Fotografie. Stuttgart 2012.
- Von Dobeneck, Florian/Zinn-Thomas, Sabine: Statusunterschiede im Forschungsprozess. In: Bischoff, Christine u. a. (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2014, S. 86–100.
- Von Krusenstjern, Benigna: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert. In: Historische Anthropologie 2 (1994), S. 463–471.
- Weber-Kellermann, Ingeborg: Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt a. M. 1976.
- Wetzel, Dietmar J.: Freundschaft und mediale Vermittlung. Resonanzbeziehungen im Kontext gelingender Lebensführung. In: Hahn, Kornelia (Hg.): E<3Motion. Intimität in Medienkulturen. Wiesbaden 2014, S. 109–123.

- Wietschorke, Jens: Historische Ethnographie. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde 106 (2010), S. 197–223.
- Wikipedia: Postgeschichte Briefmarken Württembergs. URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Postgeschichte_und_Briefmarken_W%C3%BCrttembergs (13.07.2020).
- Windus, Astrid: A. Lübcke: Diskurstheoretische Überlegungen zu Nation. In: H-Soz-Kult, 09.02.2004.
URL: <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-5598> (22.04.2021).
- Wowczuk, Tatjana: Die verschiedenen Arten der Handharmonikas. URL: <https://www.akkordeonservice-tw.de/die-verschiedenen-arten-der-handharmonikas> (04.02.2022).
- Württembergische Kirchengeschichte Online. Pfarrbuch Württemberg Nr. 13455. URL: <https://www.wkgo.de/wkgosrc/pfarrbuch/cms/index/12782> (29.11.2020).
- Württembergische Kirchengeschichte Online. Pfarrbuch Württemberg Nr. 13456. URL: <https://www.wkgo.de/wkgosrc/pfarrbuch/cms/index/12783> (20.01.2020).

Archivalische Quellen

Ortrun Vödisch

- Archiv der Alltagskultur am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen (LUI-AA): LUI-NI-1-5 Nr. 42.1 Synodalaufsatz: ‚Die Geschichte der religiösen Kunst‘ vom Dezember 1875.
- LUI-AA: LUI-NI-1-5 Nr. 42.1 Synodalaufsatz: ‚Die Pflege besonderer Erbauungsstunden in den Häusern ‚sogenannter Stunden‘ vom Herbst 1880.
- LUI-AA: LUI-NI-1-5 Nr. 42 Skizzenbücher.
- LUI-AA: LUI-NI-1-1 Nr. 1. Gustav an Anna (Karte) vom 16.06.1899.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Sofie (Brief) von 1901–1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Karte) vom 07.07.1903.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom 09.07.1903.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom 21.07.1903.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom 31.07.1903.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 09.08.1903.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 29.03.1905.

- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 23.05.1905.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Robert von Haug an Gustav Adolf (Brief) vom Mai 1906./Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.05.1906.
- LUI-AA: LUI-NI-1-3 Nr. 19. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.01.1907.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Emma an Gustav Adolf (Brief) vom 05.05.1907.
- LUI-AA: LUI-NI-1-3 Nr. 19. Katharina an Ernst (Brief) vom 21.06.1907.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Katharina an Ernst (Brief) vom Sommer 1907.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gertrud Alber an Ernst (Brief) vom August 1907.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Marusja Foell an Ernst (Karte) vom vom 31.08./13.09.1907.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Eltern (Brief) vom November 1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Gustav Mohr (Karte) vom November 1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Sofie, Anna, Emma (Karte) vom 18.11.1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Karte) vom 27.11.1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Sofie an Ernst (Karte) vom 27.11.1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.11.1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Adrienne Piaget an Ernst (Brief) vom 01.12.1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Karte) vom 02.12.1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Marusja Foell an Ernst (Karte) vom 10.12.1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Klara Neuburger an Ernst (Karte) vom 22.12.1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Karte) vom 28.12.1908.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Emma an Ernst (Brief) vom 13.01.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 13.01.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Katharina an Ernst (Brief) vom 04.02.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 04.02.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Adrienne Piaget an Ernst (Brief) vom 20.02.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Emma an Ernst (Karte) vom 21.02.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Heinrich an Ernst (Karte) vom 08.03.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 11.03.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Brief) vom 12.03.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom 15.03.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Sofie (Karte) vom 16.03.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Karte) vom 23.03.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Brief) vom 28.03.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909.

- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom 11.04.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 21.04.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 23.04.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Emma an Ernst (Brief) vom 03.05.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 03.05.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Sofie an Ernst (Brief) vom 23.05.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Marusja Foel an Ernst (Brief) vom 25.05./06.06.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom 29.05.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Sofie an Ernst (Karte) vom Sommer 1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Brief) vom 03.07.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Gisela Noack an Ernst (Brief) vom 21.07.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Brief) vom 24.07.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom 03.08.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Otto Zollinger an Ernst (Brief) vom 13.09.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Thomas Anton Schroeder an Ernst (Brief) vom 19.09.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Brief) vom 30.09.1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) vom Oktober 1909.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Brieffragment) vom Juli 1910.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst Schlipfs Abgangszeugnis vom 24.03.1911.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Familie (Brief) vom November 1911.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Familie (Brief) vom 12.12.1911.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Brief) vom 26.12.1911.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Brief) vom 22.02.1912.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Eltern (Brief) vom 14.04.1912.
- LUI-AA: LUI-NI-1-1 Nr. 1. Ernst an Katharina (Karte) vom 06.12.1912.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Karte) vom 02.02.1914.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Familie (Brief) vom 03.02.1914.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Familie (Brief) vom 04.04.1914.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Familie (Brief) vom 23.04.1914.
- LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Anna an Ernst (Brief) vom 23.07.1914.
- LUI-AA: LUI-NI-1-3 Nr. 16. Schreiben des Militär-Gouvernement zum Kriegsgrab Ernst Schlipfs vom 19.06.1917
- LUI-AA: LUI-NI-1-1 Nr. 1. Manuskript Hochzeitsrede vom 12.07.1974.
- Landeskirchliches Archiv Stuttgart (LKAS) A27 Nr. 2841,3. Lebenslauf von Gustav Adolf Schlipf vom 30.01.1865.

- LKAS A27 Nr. 2841,3. Beurteilung des Dekanats von Liederversen zu einigen Episteltexten vom 20.03.1880.
- LKAS A27 Nr. 2841,3 PA Schlipf, Gustav Adolf. Bewerbung nach Laichingen vom 27.11.1888.
- LKAS A27 Nr. 2841,3 PA Schlipf, Gustav Adolf. Bewerbung nach Kusterdingen vom 18.11.1891.
- LKAS A27 Nr. 2841,3 PA Schlipf, Gustav Adolf. Bitte um Unterstützung eines Kuraufenthalts vom 18.06.1898.
- LKAS A27 Nr. 2841,3 PA Schlipf, Gustav Adolf. Bitte um Unterstützung eines Kuraufenthalts vom 08.08.1903.
- LKAS A27 Nr. 2841,3 PA Schlipf, Gustav Adolf. Auszug aus dem kirchlichen Familienregister vom 22.10.1922.
- LKAS A27 Nr. 2841,4 PA Schlipf, Gustav Adolf. Unterstützungsgesuch nach dem Tod Gustav Adolf Schlipfs.
- LKAS A127 Nr. 2028,1 PA Schlipf, Heinrich. Lebensabriß von Heinrich Schlipf. Stadtarchiv Soest C533 PA Schlipf, Paul. Bewerbung Paul Schlipfs von 1925. Privatarchiv Thomas Schlipf. Rückseitige Beschriftung des Familienporträts von 1902.

Rebekka Schlee

- Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 7-8.
- Piaget, Adrienne: Brief vom 12.12.1905. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 7.
- Piaget, Adrienne: Brief vom 20.04.1906. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8.
- Piaget, Adrienne: Brief vom 01.06.1906. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 7.
- Piaget, Adrienne: Brief vom 22.08.1906. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8.
- Piaget, Adrienne: Brief vom 21.07.1907. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8

- Piaget, Adrienne: Brief vom 01.12.1908. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8.
- Piaget, Adrienne: Brief vom 20.02.1909. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8.
- Piaget, Adrienne: Brief vom 10.05.1911. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8.

Abbildungsverzeichnis

Ortrun Vödisch

Abb. 1: Privatarchiv Thomas Schlipf.

Abb. 2: Stammbaum der Familie Schlipf erstellt von der Autorin basierend auf: LKAS A27 Nr. 2841,3. Auszug aus dem kirchlichen Familienregister vom 22.10.1922. Rückseitige Beschriftung des Familienporträts von 1902. Privatarchiv Thomas Schlipf. Württembergische Kirchengeschichte Online. Pfarrbuch Württemberg Nr. 13455. URL: <https://www.wkgo.de/wkgosrc/pfarrbuch/cms/index/12782> (29.11.2020). Württembergische Kirchengeschichte Online. Pfarrbuch Württemberg Nr. 13456. URL: <https://www.wkgo.de/wkgosrc/pfarrbuch/cms/index/12783> (20.01.2020).

Abb. 3–4: Poststempel von Brief von Katharina, Gustav Adolf und Emma an Ernst. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909. Emma an Ernst (Brief) vom 03.05.1909. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 03.05.1909.

Abb. 5: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Karte) vom 07.07.1903.

Abb. 6: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Sofie, Anna, Emma (Karte) vom 18.11.1908.

Abb. 7: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Katharina an Ernst (Brief) vom 12.03.1909.

Abb. 8: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 19.03./01.04.1909.

Abb. 9: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Brief) vom 28.03.1909.

Abb. 10: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 23.05.1905.

- Abb. 11: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 29.03.1905.
- Abb. 12: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 8. Gustav Adolf an Ernst (Karte) vom 21.04.1909.
- Abb. 13: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Familie (Karte) vom 28.12.1908.
- Abb. 14: LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Sofie (Karte) vom 16.03.1909.

Rebekka Schlee

- Abb. 1a, 1b: Piaget, Adrienne: Brief vom 12.12.1905. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 7.
- Abb. 2: Gautrand, Jean-Claude: Spontanes Fotografieren. Schnappschüsse und Momentaufnahmen. In: Frizot, Michel (Hg.): Neue Geschichte der Fotografie. Köln 1998, S. 232–241, hier S. 236.
- Abb. 3: Onken, Hinnerk: Ambivalente Bilder. Fotografien und Bildpostkarten aus Südamerika im Deutschen Reich (1880–1930). Bielefeld 2019, S. 200.
- Abb. 4a, 4b: Piaget, Adrienne: Brief vom 20.04.1906. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8.
- Abb. 5a, 5b: Piaget, Adrienne: Brief vom 20.04.1906. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8.
- Abb. 6a, 6b: Piaget, Adrienne: Brief vom 12.12.1905. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 7.
- Abb. 7: Axster, Felix: Koloniales Spektakel in 9 x 14. Bildpostkarten im Deutschen Kaiserreich. Bielefeld 2014, S. 106.
- Abb. 8a, 8b: Piaget, Adrienne: Brief vom 12.12.1905. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 7.
- Abb. 9a, 9b: Piaget, Adrienne: Brief vom 21.07.1907. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8.
- Abb. 10a, 10b: Piaget, Adrienne: Postkarte vom 27.08.1908. In: Briefsammlung A. Piaget – E. Schlipf. Archiv der Alltagskultur. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. LUI-NI-1-2, Nr. 8.

Chronologische Übersicht der Korrespondenzen

Die Übersicht zeigt die Korrespondenz der Familie Schlipf aus den Generationen Gustav Adolfs und Katharinas sowie ihrer Kinder. Diese befinden sich im Archiv der Alltagskultur des Ludwig-Uhland-Instituts unter der Signatur LUI-NI-1-1 und LUI-NI-1-2 hauptsächlich in den Konvoluten Nr. 1, 7, 8, und einige in Nr. 16 und 19. Wenn eine Datierung nicht im Brief vermerkt oder anhand des Poststempels erschlossen werden konnte, wurde der Zeitraum über den Inhalt eingegrenzt. Absender*innen und Empfänger*innen, die nicht dem Familien- und Bekanntenkreis der Schlipfs zugeordnet werden konnten, werden in dieser Übersicht sowie die Feldpost vernachlässigt.

1874	Brief Gustav Adolf/Mutter Sofie	Nr. 1
1874	Brief Gustav Adolf/Katharina (.../Simmozheim)	Nr. 1
09.03.1874	Brief Gustav Adolf/Katharina (Simmozheim/ Simmozheim)	Nr. 1
10.03.1874	Brief Mutter Sofie /Katharina (Simmozheim/ Simmozheim)	Nr. 1
28.03.1874	Brief Gustav Adolf/Katharina	Nr. 1
31.03.1874	Brief Mutter Sofie/Katharina (Simmozheim/ Simmozheim)	Nr. 1
15.04.1874	Brief Gustav Adolf/Katharina	Nr. 1
10.03.1875	Brief Gustav Adolf/Katharina	Nr. 1
12.10.1875	Brief Katharina/ ihre Mutter Dorothea Mohr	Nr. 1
02.10.1877	Brief ihrer Eltern Dorothea & Friedrich Mohr/ Katharina (Simmozheim/...)	Nr. 1
vermutlich 1870er	Brief Gustav Adolf/Katharina	Nr. 1
vermutlich 1870er	Brief Gustav Adolf/seine Mutter Sofie	Nr. 1
vermutlich 1870er	Brief Gustav Adolf/seine Mutter Sofie (Rothenberg/Simmozheim)	Nr. 1
16.06.1899	Karte Gustav/Anna (Reutlingen/Laupheim)	Nr. 1
1901–1908	Brief Mutter Katharina/Ernst (Kusterdingen/ Stuttgart)	Nr. 7

1901–1908	Brief Mutter Katharina/Sofie (Kusterdingen/...)	Nr. 8
07.07.1903	Karte Ernst/Familie (Finkenwerder/Kusterdingen)	Nr. 7
09.07.1903	Brief Ernst/Eltern (Finkenwerder/Kusterdingen)	Nr. 7
21.07.1903	Brief Ernst/Eltern (Finkenwerder/Kusterdingen)	Nr. 7
31.07.1903	Brief Ernst/Eltern (Finkenwerder/Kusterdingen)	Nr. 7
09.08.1903	Karte Ernst/Vater Gustav Adolf (Finkenwerder/Kusterdingen)	Nr. 7
23.03.1905–1908	Brief Marusja Foell/Ernst (Stuttgart/Kusterdingen)	Nr. 8
29.03.1905	Karte Ernst/Vater Gustav Adolf (Stuttgart/Kusterdingen)	Nr. 8
23.05.1905	Karte Ernst/Vater Gustav Adolf (Stuttgart/Kusterdingen)	Nr. 8
Dezember 1905	Brief A. Piaget/Ernst (Punta Arenas/Kusterdingen)	Nr. 7
1906–1907	Karte Marusja Foell/Ernst (Odessa/Königsbronn)	Nr. 8
1906–1909	Karte A. Piaget/Ernst (.../Kusterdingen)	Nr. 8
1906–1909	Brieffragment A. Piaget /Ernst (Puntas Arenas/...)	Nr. 8
20.04.1906	Brief A. Piaget/Ernst (Punta Arenas/Stuttgart)	Nr. 8
17.05.1906	Brief Robert von Haug, Vater Gustav Adolf/Ernst (Kusterdingen/Stuttgart)	Nr. 8
01.07.1906	Brief A. Piaget/Ernst (Punta Arenas/ Kusterdingen)	Nr. 7
22.08.1906	Brief A. Piaget/Ernst (Punta Arenas/...)	Nr. 8
27.08.1906	Karte Marusja Foell/Ernst (Stuttgart/Kusterdingen)	Nr. 8
17.01.1907	Brief Vater Gustav Adolf/Ernst (Kusterdingen/...)	Nr. 19
05.05.1907	Brief Emma/Ernst (Esslingen/...)	Nr. 7

21.06.1907	Brief Mutter Katharina/Ernst (Kusterdingen/bei Heidenheim)	Nr. 19
Juli 1907	Karte /Ernst (.../Kusterdingen)	Nr. 8
27.07.1907	Brief A. Piaget/Ernst (Punta Arenas/Kusterdingen)	Nr. 8
27.07.1907	Karte Elise Albers/Ernst (Rothenburg o.T./ Kirchheim)	Nr. 8
Sommer 1907	Brief Mutter Katharina/Ernst (Kusterdingen/ Kirchheim)	Nr. 7
Sommer 1907	Karte Marusja Foell/Ernst (Odessa/Kirchheim)	Nr. 8
30.07.1907	Brief Paul Croder/Ernst (Dresden/Kusterdingen)	Nr. 1
August 1907	Brief Gertrud Alber/Ernst (Canstatt/Kusterdingen)	Nr. 8
31.08./13.09.1907	Karte Marusja Foell/Ernst (Odessa/Kusterdingen)	Nr. 8
November 1908	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)	Nr. 8
November 1908	Karte Ernst/Gustav Mohr (Rom/Stuttgart)	Nr. 7
18.11.1908	Karte Ernst/Sofie, Anna, Emma (Rom/Stuttgart)	Nr. 7
18.11.1908	Brief Wilhelm Härle/ Ernst (Basel/Rom)	Nr. 8
21.11.1908	Brief Fritz Wimmer/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
27.11.1908	Karte Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
27.11.1908	Karte Sofie/Ernst (Stuttgart/Rom)	
29.11.1908	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)	Nr. 8
Winter 1908-1909	Brief Conrad Kayser/Ernst (München/Rom)	Nr. 8
01.12.1908	Brief A. Piaget/Ernst (Neuchâtel/Kusterdingen)	Nr. 8
02.12.1908	Brief Heinrich/Ernst (Neuenburg/Rom)	Nr. 8
02.12.1908	Karte Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
07.12.1908	Brief Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
07.12.1908	Brief Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
10.12.1908	Karte Marusja Foell/Ernst (Odessa/Rom)	Nr. 8

22.12.1908	Karte Klara Neuburger/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
28.12.1908	Karte Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)	Nr. 7
30.12.1908	Karte A. Piaget/Karte (Neuchâtel/Rom)	Nr. 8
Januar 1909	Brieffragment Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)	Nr. 8
Januar 1909	Karte Marusja Foell/Ernst (Odessa/Rom)	Nr. 8
13.01.1909	Brief Emma/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
13.01.1909	Brief Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
04.02.1909	Brief Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 7
04.02.1909	Brief Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 7
20.02.1909	Brief A. Piaget/Ernst (Neuchâtel/ Rom)	Nr. 8
21.02.1909	Karte Emma/Ernst (Esslingen/Rom)	Nr. 8
22.02.1909	Karte Fritz Wimmer/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
08.03.1909	Karte Heinrich/Ernst (Neuenburg /Rom)	Nr. 8
08.03.1909	Karte Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)	Nr. 8
11.03.1909	Karte Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/ Rom)	Nr. 8
12.03.1909	Brief Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
15.03.1909	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)	Nr. 7
16.03.1909	Karte Ernst/Sofie (Rom/Stuttgart)	Nr. 7
23.03.1909	Karte Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
26.03.1909	Schreiben Bank für Thüringen/Ernst (Hildburg- hausen/Rom)	Nr. 8
28.03.1909	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)	Nr. 7
19.03.1909/ 01.04.1909	Brief Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
02.04.1909	Brief Wilhelm Härle/ Ernst (Basel/Rom)	Nr. 7
03.04.1909	Brief Wilhelm Härle/ Ernst (Basel/Rom)	Nr. 7
10.04.1909	Wilhelm Härle/Ernst (Rom/Rom)	Nr. 8
11.04.1909	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)	Nr. 7
21.04.1909	Karte Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/ Rom)	Nr. 8

23.04.1909	Karte Ernst/Vater Gustav Adolf (Rom/Stuttgart)	Nr. 7
02.05.1909	Brief Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 7
03.05.1909	Brief Emma/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 7
03.05.1909	Brief Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 7
23.05.1909	Brief Sofie/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
25.05./06.06.1909	Brief Marusja Foell/Ernst (Odessa/Rom)	Nr. 8
29.05.1909	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)	Nr. 7
09.06./12.06.1909	Brief Conrad Kayser/Ernst (Lauf bei Achern/Rom)	Nr. 7
Sommer 1909	Karte Sofie/Ernst (.../Rom)	Nr. 8
05.07.1909	Brief Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)	Nr. 8
21.07.1909	Brief Gisela Noack/Ernst (Rom/Rom)	Nr. 7
24.07.1909	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)	Nr. 7
03.08.1909	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)	Nr. 7
13.09.1909	Brief Otto Zollinger/Ernst (Zürich/Stuttgart)	Nr. 8
19.09.1909	Brief Thomas Anton Schroeder/Ernst (Mainz/Stuttgart)	Nr. 8
30.09.1909	Brief Ernst/Familie (Hülchrath/Stuttgart)	Nr. 7
Oktober 1909	Brief Ernst/Eltern (Hülchrath/Stuttgart)	Nr. 7
02.06.1910	Karte Thomas Anton Schroeter/Ernst (Rom/Stuttgart)	Nr. 8
Juli 1910	Brieffragment Ernst/Familie (Waldenbuch/Stuttgart)	Nr. 7
20.03.1911	Zeugnis von Adolf Hölzel	Nr. 1
24.03.1911	Zeugnis von Kunstakademie Stuttgart	Nr. 1
10.05.1911	Brief A. Piaget/Ernst (Punta Arenas/Stuttgart)	Nr. 8
November 1911	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)	Nr. 8
13.12.1911	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)	Nr. 8
26.12.1911	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)	Nr. 7

22.02.1912	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)	Nr. 7
März 1912	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)	Nr. 8
14.04.1912	Brief Ernst/Eltern (Paris/Stuttgart)	Nr. 8
06.12.1912	Karte Ernst/Mutter Katharina (Waldenbuch/ Bickelsberg)	Nr. 1
06.01.1914	Schreiben Ausstellerverband Künstlerbund Stuttgart/Ernst (Stuttgart/Stuttgart)	Nr. 8
31.01.1914	Karte Ernst/Frau Staigmüller (Rom/Stuttgart)	Nr. 8
02.02.1914	Karte Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)	Nr. 7
03.02.1914	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)	Nr. 8
01.03.1914	Ehepaar Klemm/Ernst (Schweindorf/Rom)	Nr. 8
22.03.1914	Schreiben Ausstellerverband Künstlerbund Stuttgart/Ernst (Stuttgart/Stuttgart)	Nr. 1
01.04.1914	Schreiben Ausstellerverband/Ernst (Stuttgart/ Stuttgart)	Nr. 8
04.04.1914	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)	Nr. 8
23.04.1914	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)	Nr. 8
26.05.1914	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)	Nr. 8
29.05.1914	Schreiben Zeitungsausschnittsbüro Kloster & Seidel/Ernst (Berlin/Stuttgart)	Nr. 8
04.06.1914	Karte Ernst/Familie (Pompeji/Stuttgart)	Nr. 8
vermutlich Sommer 1914	Karte Ernst/Familie (Florenz/Stuttgart)	Nr. 8
23.07.1914	Brief Anna/Ernst (Stuttgart/...)	Nr. 8
August/September 1914	Karte Ernst/Familie [nach Kriegsausbruch]	Nr. 8
07.10.1914	Schreiben Wirtschaftlicher Verband Bildender Künstler Württemberg/Ernst (Stuttgart/Stutt- gart)	Nr. 1
15.02.1915	Brief Schutzstelle für Verlagsrecht der ver- einigten Künstler Deutschlands/Ernst (Berlin/ Stuttgart)	Nr. 8

07.03.1915	Feldpost Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/...)	Nr. 1
01.05.1915	Schreiben Wirtschaftlicher Verband Bildender Künstler/Ernst (Stuttgart/Stuttgart)	Nr. 1
09.08.1915	Feldbrief Ernst/Familie Schloz (.../ Schorndorf)	Nr. 19
August 1915	Karte Emma/Karl Schloz(?) [nach Ernsts Tod]	Nr. 16
03.09.1915	Vater Gustav Adolf/ (Stuttgart/...)	Nr. 16
08.03.1916	Karte Paul/Vater Gustav Adolf (Friedrichshafen/Stuttgart)	Nr. 1
02.05.1916	Karte Paul/Vater Gustav Adolf (Walsenburg/Stuttgart)	Nr. 1
19.06.1917	Schreiben Militär-Gouvernement Lomza/Gustav (Lomza/Schorndorf)	Nr. 16
04.10.1918	Schreiben Königliches Württembergisches Kriegsministerium/Gustav Adolf (Stuttgart/Stuttgart)	Nr. 1
17.10.1922	Karte Gustav/Mutter Katharina	Nr. 1
01.01.1923	Karte Gustav, Enkel/Mutter Katharina	Nr. 1
12.07.1974	Manuskript Hochzeitsrede des Vaters	Nr. 1
Undatiert	Karte Ramones/Ernst (Montpellier/Stuttgart)	Nr. 8
Undatiert	Karte Henri, Frida/Ernst (.../Waldenbuch)	Nr. 8

Übersicht Korrespondenz nach Empfänger*innen

Die Übersicht zeigt die überlieferte Korrespondenz zwischen den Mitgliedern der Familie Schlipf im Zeitraum von 1899 bis Sommer 1914 geordnet nach den Empfänger*innen. Die Personen sind in absteigender Reihenfolge nach Anzahl der empfangenen Briefe und Karten sortiert. Da fast alle überlieferte Post von den Familienmitgliedern an Ernst Schlipf adressiert ist, wird dieser hier nicht noch einmal explizit ausgeführt.

Familie („Familie Pfarrer Schlipf“) ¹	
07.07.1903	Karte Ernst/Familie (Finkenwerder/Kusterdingen)
28.12.1908	Karte Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
Januar 1909	Brieffragment Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
08.03.1909	Karte Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
28.03.1909	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
24.07.1909	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
30.09.1909	Brief Ernst/Familie (Hülchrath/Stuttgart)
Juli 1910	Brieffragment Ernst/Familie (Waldenbuch/Stuttgart)
November 1911	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)
13.12.1911	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)
26.12.1911	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)
22.02.1912	Brief Ernst/Familie. (Paris/Stuttgart)
März 1912	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)
02.02.1914	Karte Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)
03.02.1914	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
04.04.1914	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
23.04.1914	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
26.05.1914	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
04.06.1914	Karte Ernst/Familie (Pompeji/Stuttgart)
vermutlich Sommer 1914	Karte Ernst/Familie (Florenz/Stuttgart)

1 Z. B. LUI-AA LUI-NI-1-2 Nr. 8: Ernst an Familie (Karte) am 08.03.1909.

Eltern („An Herrn und Frau Pfarrer Schlipf“) ²	
09.07.1903	Brief Ernst/Eltern (Finkenwerder/Kusterdingen)
21.07.1903	Brief Ernst/Eltern (Finkenwerder/Kusterdingen)
31.07.1903	Brief Ernst/Eltern (Finkenwerder/Kusterdingen)
November 1908	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)
29.11.1908	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)
15.03.1909	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)
11.04.1909	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)
29.05.1909	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)
03.08.1909	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)
Oktober 1909	Brief Ernst/Eltern (Hülchrath/Stuttgart)
14.04.1912	Brief Ernst/Eltern (Paris/Stuttgart)
Gustav Adolf Schlipf (Vater)	
09.08.1903	Karte Ernst/Vater Gustav Adolf (Finkenwerder/Kusterdingen)
29.03.1905	Karte Ernst/Vater Gustav Adolf (Stuttgart/Kusterdingen)
23.05.1905	Karte Ernst/Vater Gustav Adolf (Stuttgart/Kusterdingen)
23.04.1909	Karte Ernst/Vater Gustav Adolf (Rom/Stuttgart)
Sofie Schlipf	
1901-1908	Brief Mutter Katharina/Sofie (Kusterdingen/...)
16.03.1909	Karte Ernst/Sofie (Rom/Stuttgart)
Anna Schlipf	
16.06.1899	Karte Gustav/Anna (Reutlingen/Laupheim)
18.11.1908	Karte Ernst/Sofie, Anna, Emma (Rom/Stuttgart)
Katharina Margarethe Schlipf (Mutter)	
06.12.1912	Karte Ernst/Mutter Katharina (Waldenbuch/Bickelsberg)

2 Z. B. LUI-AA: LUI-NI-1-2 Nr. 7. Ernst an Eltern (Brief) am 28.05.1909.

Übersicht der Korrespondenz nach Absender*innen

Die Übersicht zeigt die überlieferte Korrespondenz zwischen den Mitgliedern der Familie Schlipf im Zeitraum von 1899 bis Sommer 1914 geordnet nach den Absender*innen. Die Personen sind in absteigender Reihenfolge nach Anzahl der abgeschickten Briefe und Karten sortiert.

Ernst Schlipf	
07.07.1903	Karte Ernst/Familie (Finkenwerder/Kusterdingen)
09.07.1903	Brief Ernst/Eltern (Finkenwerder/Kusterdingen)
21.07.1903	Brief Ernst/Eltern (Finkenwerder/Kusterdingen)
31.07.1903	Brief Ernst/Eltern (Finkenwerder/Kusterdingen)
09.08.1903	Karte Ernst/Vater Gustav Adolf (Finkenwerder/Kusterdingen)
29.03.1905	Karte Ernst/Vater Gustav Adolf (Stuttgart/Kusterdingen)
23.05.1905	Karte Ernst/Vater Gustav Adolf (Stuttgart/Kusterdingen)
November 1908	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)
18.11.1908	Karte Ernst/Sofie, Anna, Emma (Rom/Stuttgart)
29.11.1908	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)
28.12.1908	Karte Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
Januar 1909	Brieffragment Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
08.03.1909	Karte Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
15.03.1909	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)
16.03.1909	Karte Ernst/Sofie (Rom/Stuttgart)
28.03.1909	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
11.04.1909	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)
23.04.1909	Karte Ernst/Vater Gustav Adolf (Rom/Stuttgart)
29.05.1909	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)
24.07.1909	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
03.08.1909	Brief Ernst/Eltern (Rom/Stuttgart)
30.09.1909	Brief Ernst/Familie (Hülchrath/Stuttgart)
Oktober 1909	Brief Ernst/Eltern (Hülchrath/Stuttgart)

Juli 1910	Brieffragment Ernst/Familie (Waldenbuch/Stuttgart)
November 1911	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)
13.12.1911	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)
26.12.1911	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)
22.02.1912	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)
März 1912	Brief Ernst/Familie (Paris/Stuttgart)
14.04.1912	Brief Ernst/Eltern (Paris/Stuttgart)
06.12.1912	Karte Ernst/Mutter (Waldenbuch/Bickelsberg)
02.02.1914	Karte Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
03.02.1914	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
04.04.1914	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
29.04.1914	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
26.05.1914	Brief Ernst/Familie (Rom/Stuttgart)
04.06.1914	Karte Ernst/Familie (Pompeji/Stuttgart)
vermutlich Sommer 1914	Karte Ernst/Familie (Florenz/Stuttgart)
Katharina Margarethe Schlipf (Mutter)	
Sommer 1901-1908	Brief Mutter Katharina/Sofie (Kusterdingen/Stuttgart)
Sommer 1901-1908	Brief Mutter Katharina/Ernst (Kusterdingen/Stuttgart)
21.06.1907	Brief Mutter Katharina/Ernst (Kusterdingen/bei Heidenheim)
Sommer 1907	Brief Mutter Katharina/Ernst (Kusterdingen/Kirchheim)
27.11.1908	Karte Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)
02.12.1908	Karte Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)
07.12.1908	Brief Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)
04.02.1909	Brief Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)
12.03.1909	Brief Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)
23.03.1909	Karte Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)
02.05.1909	Brief Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)
05.07.1909	Brief Mutter Katharina/Ernst (Stuttgart/Rom)

Gustav Adolf Schlipf (Vater)	
17.05.1906	Brief Robert von Haug, Vater Gustav Adolf/Ernst (Kusterdingen/Stuttgart)
17.01.1907	Brief Vater Gustav Adolf/Ernst (Kusterdingen/...)
07.12.1908	Brief Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/Rom)
13.01.1909	Brief Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/Rom)
04.02.1909	Brief Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/Rom)
11.03.1909	Karte Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/Rom)
19.03.1909/ 01.04.1909	Brief Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/Rom)
21.04.1909	Karte Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/Rom)
03.05.1909	Brief Vater Gustav Adolf/Ernst (Stuttgart/Rom)
Emma Schlipf	
05.05.1907	Brief Emma/Ernst (Esslingen/)
13.01.1909	Brief Emma/Ernst (Stuttgart/Rom)
21.02.1909	Karte Emma/Ernst (Esslingen/Rom)
03.05.1909	Brief Emma/Ernst (Stuttgart/Rom)
Sofie Schlipf	
27.11.1908	Karte Sofie/Ernst (Stuttgart/Rom)
23.05.1909	Brief Sofie/Ernst (Stuttgart/Rom)
Sommer 1909	Sofie/Ernst (.../Rom)
Heinrich Schlipf	
02.12.1908	Brief Heinrich/Ernst (Neuenburg/Rom)
08.03.1909	Karte Heinrich/Ernst (.../Rom)
Anna Schlipf	
23.07.1914	Brief Anna/Ernst (Stuttgart/...)
Gustav Schlipf	
16.06.1899	Karte Gustav/Anna (Reutlingen/Laupheim)

Anhang

Transkripte

Hier findet sich eine Auswahl von denen, in der Publikation zitierten Briefen und Postkarten (im Nachlass aus den Konvoluten LUI-NI-1-1 Nr. 1, LUI-NI-1-2 Nr. 7, 8 und LUI-NI-1-3 Nr. 16, 19). Sie sind ohne originale Zeilensprünge transkribiert, die einzelnen Seiten sind in Leserichtung mit „Seite 1ff.“ nummeriert, nichtlesbare Wörter sind mit „...“ gekennzeichnet, Unsicherheiten in der Niederschrift mit „(?)“, Kommentare bzw. Vermutungen mit „[]“ und nicht entzifferbare Buchstaben eines Wortes sind mit „...(?)“ markiert. Beschriftungen auf Briefumschlägen, Adressierungen, zum Teil Poststempel, Zeichnungen, gestalterische und sonstige Auffälligkeiten sind in kursiv vermerkt. Unterstreichungen und durchgestrichene Wörter wurden im Transkript übernommen, ebenso Rechtschreibfehler und Abkürzungen. Weitere Transkripte der zitierten Korrespondenzen können bei den Autorinnen oder im Archiv für Alltagskultur des Ludwig-Uhland-Instituts erfragt werden.

Transkripte der Korrespondenzen der Familie Schlipf

Katharina an Ernst (Brief) von 1901–1908.

Seite 1

Kust. Montag früh

Lieber Ernst!

Eben kam d. Karte, will mich nun gleich dran machen, oder habe mich gleich dran gemacht die gewünschten Sachen zu sichten, die Farben habe ich gesucht u. hoffe daß ich die richtigen abschicke, du hast noch viel im Sinn wenn du diese verbrauchen willst, will sehen was du als[o] mitbringst. Wir haben eine bewegte Woche hinter uns, den Abschluß davon machte der gestrige Sonntag wo wir das Haus voller Gäste hatten, vormittags schon kam Gretle(?) Elinger/Ebinger(?) dann wurde schnell voll zu Mittag gekocht u. gegessen, dann kamen die Tübinger angerückt

Seite 2

mit den beiden Frl.(?) Bantlin(?) aus Reutlingen, sie haben alle sehr bedauert daß sie dich wie sie gehofft nicht antrafen, letztere haben uns mit dir nach Reutlingen eingeladen, Samuel Sütterlin war schon vorher da, er kam am Freitag Nachmittag von einer Sitzung in Pfrondorf hierher u. blieb bis Samstag morgen bei uns machte dann einen Besuch in Ofterdingen u. kam gegen Abend wieder um den Sonntag bei uns zuzubringen, Paul hat geschrieben er komme u. so hoffte S. auch Paul kennen zu lernen. Paul kam aber leider nicht will nun bei ihm anfragen warum er nicht gekommen es kamen heute früh ... Ri...(?) zwei Karten hirher an ihn, er hat auch scheints

Seite 3

diesen mitgeteilt daß er über den Sonntag hier sei, Sofie ist auch nicht gekommen letzte Woche, sie will heute wieder in Tuttlingen abreisen um heute Abend nach Hause zu kommen. Du kannst dir denken wie ich mich abg...(?) mußte ganz allein, so auch letzte Woche das Geschäft mit den Beeren zapfen u. einmachen

Träubleswein ansetzen nun wirst du nicht einmal zum pressen kommen können auf was ich mich verlassen habe, Anna u. ich haben am Donnerstag bis Nachts ½ 2 Uhr schwarze Träuble gepreßt (mit unsren kleinen Preßle) auch verschiedene male noch Himbeeren, letzteres ist eine Spielerei gegen ersteren. Würde dir gerne Himbeeren schicken, aber ich befürchte

Seite 4

die Wäsche werde beschmutzt, weil sie gleich Saft ziehen, es wird jedenfalls noch haben bis du zurückkommst, gestern sind natürlich die Beeren-Anlagen gehörig geplündert worden, aber es hat noch grüne Walter welcher sich nicht viel aus dem Durchfall im Einjährigen Examen macht ging mit der Plünderung voran, doch ich war froh daß ... die andern Gäste sich laben konnten. Sam. Sütterlin hat sich bei uns ganz heimisch gefühlt u. wir lernten ihn noch mehr als einen edlen Charakter kennen, er reiste mit dem 9 Uhr Zug gestern Abend ab. Fr. Bantlin(?) (die Ältere) möchte einmal dein Atelier besuchen, sie hat Bilder bei Frau Habsacker(?) gesehen u. bewundert. Gretle(?) Elinger/Ebinger(?) sagte H. Laible in Pfuldingen habe die gemalten Bilder wieder gutheißen lassen u. hoffe andere malen.

Wir grüßen dich herzlich. D. Mutter

(am linken Seitenrand)

Am Freitag geht Tante(?) Emma mit Walter nach Jagdfeld (?) u. bleibt dann von Samstag bis Montag in Nordheim.

Ernst an Gustav Adolf (Karte) vom 23.05.1905.

Vorderseite Postkarte: Karte mit Zeichnung von Löwen

Rückseite Postkarte: Karte adressiert an „Postkarte/Herrn/Pfarrer Schlipf/Kusterdingen/Post Tübingen“

Stuttgart, 23. Mai 05.

Lieber Vater,

dies ist meine letzte Radierung, die ich machte. Ich hoffe gute Fortschritte zu machen.

Mit herzl. Grüßen Ernst

Robert von Haug an Gustav Adolf (Brief) vom Mai 1906./Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.05.1906.

Vorderseite Briefumschlag: „Stuttgart/Kunstschule, Neckarstraße/Herrn Maler/Ernst Schlipf.“ [Poststempel Mai 06]

Rückseite Briefumschlag: Kusterdingen

Seite 1

Sehr geehrter Herr Pfarrer.

Durch längere Abwesenheit von Stuttgart war ich verhindert mich früher mit dem Lehrer Ihres Herrn Sohnes, Herrn Prof. Hölzel, zu besprechen. Daher meine verspätete Antwort auf Ihr Schreiben. – Prof. Hölzel sagt mir: Ihr Herr Sohn habe ihm wenig oder gar keine Möglichkeit gegeben mit künstlerischem Rath in seine Thätigkeit einzugreifen, er sei in der Radierklasse beschäftigt u. scheine ihm dort eifrig zu tun. Pr. Hölzel hat den Eindruck, daß Ihr H. Sohn am liebsten frei und ungebunden seiner Wege geht. Früher, zu unserer Zeit, wäre das nun nicht so gegangen, aber wir sind ja so liberal geworden!

Seite 2

Ich selbst habe, da Ihr H. Sohn einer anderen Klasse angehört, keine Gelegenheit ihm fort zu helfen, was ich hauptsächlich auch Ihnen zu lieb so gern gethan hätte.

Es grüßt Sie herzlich

Ihr ergebener Haug

(darunter auf gleichem Blatt in der Schrift des Vaters Gustav Adolf)

K. 17. Mai 1906

Lieber Ernst. Ich wollte auch wieder von deinen Lehrern etwas hören über deine Fortschritte und schrieb an H. **Haug**, dieß ist die Antwort. Es wäre doch gewiß

nützlich wenn du dich an ihn **anschließen würdest**. Er bietet sich ja hier so freundlich an. Deine Führerlosigkeit gefällt mir nicht.

Herzlich grüßt dein Vater.

Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 17.01.1907.

Seite 1

K. d. 17. Jan. 1907.

Lieber Ernst: Herz und Herz vereint zusammen sucht in Gottes Herze Ruh. – Bin heute schon um ½ 8 Uhr aufgestanden und möchte in der Morgenstille nun mit Gottes Herzen und deinem Herzen in Verbindung treten. Einen besonderen Grund habe ich zu dem Schreiben nicht. Du bist so fern und ich möchte dich doch an mein Herz drücken. Das ist möglich, wenn man in Gottes Herzen zusammen kommt. Man hat freilich in einer stillen Studierstube mehr das Gefühl, daß man dem Herzen Gottes näher ist, als in den Kunsträumen. Ich möchte dir dieses selige Nahesein auch wünschen. Immer war neben meinen Bildern Gottes Wort und die Heilige Schrift. Oft habe ich diese treuen Freunde nicht recht geschätzt. Aber die Welt vergeht mit ihrer Lust. Gottes Wort bleibt in Ewigkeit. Bald werde ich nimmer da sein, aber ein goldener Bibelspruch steht noch vielleicht über meinem Grab. O wie heiß ist mein Wunsche, daß Gottes Wort dir auch wie Gold theuer sein möchte. Wie nichtig und eitel, einer schönen Blume gleich, ist auch das schönste Bild, wie edel und markig(?) ist, dem Kern(?) ähnlich, ein frommer Christ! – Bloss durch kernhafte Frömmigkeit wird auch die schöne Blume der Kunst wertvoll. – Zerreiße dieses Blättchen nicht! Es freut dich vielleicht später! Laß dein Vorbild Ludwig Richter sein, der fromme Gesellschaft suchte! Er dachte auch: Herz und Herz vereint zusammen sucht in Gottes Herze Ruh'. – Wenn's bei dir auch so würde, so wäre einer meiner heißesten Wünsche erfüllt. Nur fromm macht fröhlich, „Großen Frieden haben(?), die die Gesetz halten und werden nicht straucheln“. Siehe(?) ein Spruch, – Es ist noch finster! Morgens 7 Uhr. Aber die Hoffnung ist wie Morgenlicht. Bleibe(?) mit mir durch den heiligen Geist und die Liebe zu Gottes Wort verbunden(?), daß es bei uns heißt: Herz und Herz vereint zusammen sucht in Gottes Herze Ruh!

Eine frohe Botschaft wäre mir, wenn du auch die Andachtsstunden Christlicher junger Männer besuchst!

Dein Vater, der ewig mit dir vereint bleiben möchte.

Ernst an Eltern (Brief) vom November 1908.

Seite 1

Rom. Donnerstag. Nov. 08.

Liebe Eltern,

endlich komme ich dazu, euch etwas genaueres von meiner Reise mitzuteilen. Eingerichtet bin ich noch gar nicht u. wohne noch ganz provisorisch. Leider hatte ich fast die ganze Zeit bisher einen Ka...(?) oder Reumatismus, so daß mir mein 3 tägiger Aufenthalt in Florenz nicht so viel Gutes gebracht hat, als ich mir vorgestellt habe. Jetzt bin ich glücklich wieder in besserer Verfassung.

(durchgezogene Linie)

Jetzt will ich versuchen, meine Reise etwas näher zu beschreiben. – Es war nun ein sehr absonderliches Gefühl als ich vor 8 Tagen nachts um 1 Uhr in den fremdartig gebauten Schnellzug hineinstieg u. mich durch den schmalen Seitengang zu einem kleinen Cabinet drücken mußte, in welchen 4 Herren herumsaßen und lagen. Ich selbst müde, fing an mich auszustrecken, so gut es ging; merkte kaum

(in Ecke, auf Kopf stehend)

Adresse: Rom via die seminario 113. Deutscher Künstlerverein (tedesco circolo)
(unterschriften)

Seite 2

wie es allmählich leer ward (im Coupe). Vom langen fahren schon müde wachte ich auf als der Schaffner Tübingen rief. Es war noch weit bis Rom – der Zug hielt an; fuhr ab u. immer wieder, das Alles wie im Traum, der Ruf Schaffhausen fiel mir auf. Ich versuchte etwas von den Rheinfall zu erspähen, aber keine Spur. Und so kam Zürich, ich wußte nicht wie. Hier hatte ich eine Stunde Aufenthalt. (Übri-

gens an der Schweizer Grenze ging der Zollwächter durch all Waggons hindurch, die Churgäste zu prüfen. Er prüfte ein bischen an meinem Rucksack herum u. ging weiter). Als der Zug in Zürich abging war es noch ganz dunkel. Allmählich begann es aber zu dämmern u. wie durch graue(?) Seidenschleier sah man die große Wasserfläche des Zürichersees mit seinen Bergen dahinter vor sich liegen, wie eine Lufterscheinung. Das Wasser verschwand, die Berge türmten sich. Durch häufige, kurze Tunnels eilte der Zug immer vorwärts, immer enger in's Gebirge hinein. Unerhörte(?) Felsburgen türmten sich bis hoch in die Wolken welche übrigens tief gingen

Seite 3

u. bei der kalten Luft die Landschaft düster machten. Wie ein Märchen blickte jetzt durch einen Riß der Wolken ein von der Sonne beschienener Schneegipfel mit seinen Zacken in die Schatten hinunter, u. ein Stückchen blauer Himmel noch mit. Die Wolken u. Nebel fingen an, sich zu zerstreuen u. bald waren überall die sonnigen Felskämme mit ihren weißen Schneerutschen u. Schneeadern sichtbar. Die Bergschatten behielten aber trotzdem ein mächtiges Gebiet. Man mußte sich vielfach aus dem Fenster beugen, um, mit dem Gesicht nach oben, den Bergkamm sehen zu können. Über Turmhohe, wenig Meter breite Sturzbachrinnen ging der Zug weg. Immer wilder u. enger wurde das Tal, immer drohender das Gebirge. Ein abgebrochener Fels war in's Tal gestürzt u. zu hunderttausend Stücken zerschellt. Das Geröll dieser Steinrutsche waren aber nicht faustgroße Steinchen, sondern lauter Zentnerschwere, zum Teil wie kleine Häuser so große Blöcke. Die Tunnels häuften sich u.

Seite 4

das war das Zeichen, daß der Sct. Gotthard nahe sei. Jetzt ging's Tunnel aus u. ein, hell, dunkel, dabei war man nach allen Seiten von den Bergriesen eingeklemmt, daß man nach dem Himmel suchen mußte. Fast immer brauste nun der Zug in der Finsternis dahin, u. selten überraschte einen das Tageslicht mehr, bis es etwa eine viertel Stunde lang ganz ausblieb. – Hell strahlte auf einmal das Tageslicht zu allen Fenstern hinein, daß man die Augen zudrücken mußte – der Sct. Gotthard war passiert. – Das nächste Mal will ich meine Reise vollends erzählen.

(durchgezogene Linie)

Heute war ich im Lokal des deutschen Künstlervereins hier, wo ich eine Anzahl Wohnungsadressen bekommen konnte mittels dem ich morgen eine Wohnung suchen will. Gestern u. heute wohne ich in einer Pension bei einer Schweizerin, wo aber das Zimmer 2 Fr. kostet. – Eure Karte konnte ich in Florenz nicht erhalten, ich war 2 mal auf dem **Postamt centrale in den Ufficien**. Ich will morgen nach meiner Kiste durch einen hiesigen, deutschen Synditeur, sehen lassen.

Mit herzlichen Gruß

Auch an die Schwestern euer Ernst

(am linken Seitenrand stehend)

Wäre Vater vielleicht so gut u. würde das beigelegte Covert Herrn Direktor Haug schicken. Es ist die Bitte um einen Ausweis, daß ich Maler bin. D. Haug kann den Ausweis ja dann auch zurückschicken, aber ich sollte ihn so bald wie möglich haben.

Ernst an Sofie, Anna, Emma (Karte) vom 18.11.1908.

Vorderseite Postkarte: *Park bei Rom mit Kuppel vom Petersdom (Zeichnung mit Palmen und Stadtsilhouette)*

Rückseite Postkarte: *„Sofie, Anna u. Emma Schlipf Böblingerstraße 227“, [Poststempel Roma 18.11.08]*

Rom, Mittwoch Nov. 08

Liebe Schwestern! Es gibt noch Palmen hier, aber nur gepflegte. Schnee giebt es schwerlich im Winter, aber rauh u. regnerisch kann leicht das Wetter sein. Die ersten drei Tage waren blau u. sonnig, würdig des Südens. Gestern u. heute ist es aber ganz trübe u. regnerisch, wenn auch trübe u. kalt, daß man Feuer im Ofen (falls man einen hat) haben muß.

Mit herzlichen Grüßen euer Br. Ernst. (Via Lucrezia Caro 51 bei Angolini III)

Ernst an Eltern (Brief) vom 29.11.1908.*Seite 1*

I. Rom, d. 29.Nov. 08.

Liebe Eltern!

Zuerst möchte ich meine Reise bis Rom vollends erzählen.

Als der Zug aus dem langen, finstern Tunnel des St. Gotthard in die sonnige Felslandschaft wieder hinausgefahren war, konnte man schon bei der nächsten Station einen Italienischen Namen als Bezeichnung des betreffenden Dorfes lesen. Man sah u. hörte nur noch Italiener auf dem Bahnsteigen u. der Kondukteur sprach Italienisch, so daß ich ihn nicht mehr verstehen konnte. Die Ortschaften, an denen man vorbei fuhr, lagen zerstreut zwischen Felsblöcken u. an den Berghängen hinauf. Die Häuser waren lang u. schmal, dabei ziemlich hoch u. hatten fast flache Dächer. Die wenigen Fenster, fast quadratisch,

Seite 2

befanden sich in großen Abständen an der hellen Steinwand. Die Straßen u. Garteneinfassungen (Zäune) waren aus etwa 1 mtr. hohen, dicht aneinander gefügten Steinplatten, die in den Boden eingelassen wurden, hergestellt. Von Vegetation, Bäumen, Fruchtfeldern u.s.w. sah man fast nichts, sondern Alles war Stein u. Fels, ein bischen vielleicht mit Rasen überwachsen, sonst nichts. So eilte also der Zug noch Stunden lang durch die Felstäler, daß einem fast Angst wurde, wie man wieder herauskommen sollte. In Chiasso, einer reizenden Stadt am See, mußte Alles aussteigen, von einem Ende des Bahnhofs hinein, um das Gepäck viesitieren zu lassen, u. am andern wieder hinaus. (Ich hätte leicht noch Äpfel mitnehmen können, denn mit so einer kleinen Reisezehrung nehmen sie's nicht so genau).

Seite 3

Noch ein Weilchen ging es durch die Berge, bis man auf einmal auf eine endlose Ebene hinausfuhr, die flach war, wie ein Meer. Wie von einem Alpdrücken befreit, eilte der Zug aus den drohenden Felstälern in die Ebene hinaus. Nun sah

man aber Stundenlang nichts als frischgepflügte Äcker, geometrisch von dünnen Baumlinien durchzogen kreuz u. quer wie die Quadrate eines Schachbretts u. hie u. da sah hinter den herbstlich gelben Bäumen ein Häuslein hervor. Der Anblick war sehr langweilig. Das Wetter war jetzt trübe u. kalt, die Blätter der Bäume fahl u. gelb wie bei uns, diese Wahrnehmungen machten mich ziemlich verdrießlich: Das sollte Italien sein. – Endlich gegen Abend fuhr der Zug in Mailand ein. Im Zug machte ich mit einem jungen Italiener, der aus Deutschland kam, ein wenig Bekanntschaft. Er stieg auch in Mailand aus u. ihm schloß ich mich an.

Seite 4

Wir gingen kreuz u. quer durch die Straßen, (ließen unser Geld umwechseln) u. kamen auf einen großen freien Platz, mitten in der Stadt u. von vornehmen Häusern umgeben. (Auch der prächtige Mailänder **Dom** liegt an diesem Platze). Ein großartiges Denkmal stand auf der Mitte des Platzes. Unter mächtigen Glashallen u. Säulengängen wimmelte es von vornehmen Damen u. Herren die hier scheint's zu promenieren pflegen. Ich war aber nicht in der Laune, dies Alles richtig zu genießen, denn ich war müde. Müde von der übernächtigen Fahrt, u. dann war es so kalt u. neblig, daß ich meinen Mantel so gut wie möglich zuknöpfen mußte um keinen Schnupfen zu bekommen. Nicht lange nach Dunkelwerden, suchte ich mit dem Italiener ein günstiges Nachtquartier auf u. wir begaben uns darauf frühzeitig zu Bette. Andern Tags verabschiedete ich mich von meinem Gefährten, welcher mir gute Dienste

Seite 5

II.

geleistet hatte, um weiter zu fahren nach Florenz. Auf dem Bahnhof hat es mich nicht wenig Mühe gekostet, zu erfahren, wann der Zug geht, wo der Schalter ist, dann mit dem Bezahlen am Schalter u.s.w., – es ging schwer, aber es ging. Die Fahrt war nicht weniger langweilig als am Tag vorher. Aber was konnte man machen, das Fahren war ich ja allmählich gewohnt u. so blieb ich halt sitzen, bis ich wieder aussteigen musste. Nach etwa sechs Stunden Fahrt musste ich umsteigen. (Auch das Umsteigen machte mir bei der unverständlichen Sprache

Schwierigkeiten). Fünf Stunden später, nachts um 11 Uhr war noch einmal Wagenwechsel u. nachts um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr stieg ich in Florenz aus. Ich steuerte dem Hotel zu, das Gustav mir bezeichnet hatte (er selbst wohnte dort), u. dort schlief ich auch. Ich bezahlte 2 Lire (Mit Kaffee zusammen 2 M.) für's übernachten u. 50 ctm. für Kaffee, das war gerade nicht teuer u. so blieb ich die 4 Nächte meines Aufenthalts in der Stadt hier.

Seite 6

Um Alles zu beschreiben, was ich in Florenz gesehen habe, müßte ich viel Papier u. Platz haben. Am hervorragendsten sind wohl außer den Gemäldesammlungen, die Paläste der mächtigen Statthalter und Fürsten aus dem 14. - 15. Jahrhundert. Ich hatte nicht so viel von Florenz als ich mir wünschte, was erstens von dem endlosen Regenwetter, u. zweitens von einer Erkältung, die ich hatte, herührte. Samstag nacht war ich angekommen u. Mittwoch morgen (um 8 Uhr) fuhr ich wieder ab. Bei gutem Wetter müssen die Berghänge um Florenz reizend sein. Sie sind ganz übersät mit hellen Landhäusern u. dunklen, senkrecht u. spitz aufragenden Cipressen. Die Landschaft zwischen Florenz u. Rom ist ziemlich gebirgig. Der Zug sauste mit wenig Unterbrechungen immerfort nach der Richtung Rom. Abends um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr war er dort. –

Seite 7

Durch eine „bessere“ Straße ging ich Stadteinwärts. Ein College in Stuttgart hat mir die Adresse von einem Freunde, der hier wohnt gegeben. Zu diesem wollte ich. Wenn ich nach der Straße fragte, so mußte ich einen italienischen Wortschwall mit anhören, in dem wohl alle die Straßen u. Markzeichen enthalten waren, durch die ich zu meiner Adresse kommen könnte. Aus den Gesten konnte ich aber immer die Richtung für den Augenblick verfolgen u. so kam ich glücklich zu dem betreffenden Hause, fast einen Kilometer vom Bahnhof entfernt u. mitten in der Stadt. Der Herr war sehr liebenswürdig u. seine italienische Hauswirtin noch liebenswürdiger, denn sie führte mich, da sie gerade in die Stadt ging, 4 Treppen hoch zu der Inhaberin einer deutschen Pension. (Sie sprach ziemlich gutes Deutsch). Von hier wurde ich, da kein Platz da war, in eine zweite deutsche

Pension geschickt u. zwar diesmal von dem Herrn Gemahl vorgestellt u. einführt (welcher aber kein Wort Deutsch kann).

(Auf der Unterseite über beide Seiten geschrieben)

Mit meiner Wäsche steht es sehr schlecht. Immer noch dasselbe Hemd seit Stuttgart. Zwei Taschentücher habe ich in meiner Waschschüssel gewaschen. Ich habe im ganzen nur 3 Stück mit. Heute mußte ich einen Kragen kaufen.

Seite 8

(Ich sah die höflichen Leute nicht wieder). In dieser zweiten deutschen Pension nun übernachtete ich 2 mal u. jedesmal zu 2 Lire. (ziemlich teuer). Am dritten Tag konnte ich mein jetziges Zimmer beziehen. Der deutsche Künstlerverein, den ich aufsuchte, gab mir verschieden Adressen. Ein Bildhauer nun, der mit den deutschen Künstlern zu Mittag speist (aber ein Serbe ist), führte mich in diese Wohnung u. sprach mit den Leuten. Er selbst wohnte 1 ½ Jahre hier u. lobte die Hausleute sehr. Ich bezahle 25 Lire, was nicht viel ist für die hiesigen Verhältnisse. Ich wechsele mit den Hausleuten nie ein Wort, auser den Gruß: Buono giorno. Oder buona sorra (das heißt: Guten Tag u. Guten Abend). Die Bedienung ist gut u. reinlich. Um in mein Zimmer zu gelangen, muß ich durch die Wohnstube meiner Hausleute schreiten. Mein Zimmer geht gegen den Hof u. ist im vierten **Stock**. Wie wenn ein großer Kessel über dem Feuer summt u. klingt vor dem Kochen, so höre ich das Summen der Kirchenglocken bei Tag oder bei Nacht (nachts, bei geschlossenen Fenstern am stärksten). (Ich glaube, es giebt mehr als zweihundert Kirchen hier).

Seite 9

III.

Kürzlich habe ich den Papst gesehen. In der Peterskirche war ein großes Fest, der 50 jährigen Priesterlaufbahn des Papstes zu Ehren. Etwa 50 tausend Menschen drängten sich in der Kirche. Ich stand auf dem Sockel einer Säule 3 Stunden lang (der Fuß hatte gerade Platz), konnte aber sehr schön die Menge überblicken. Etwa 250 Bischöfe gingen im Gänsemarsch langsam durch die Kirche. Eigent-

lich sah man nur ihre Mützen, welche wie große, weiße Taubenschwänze aus-
sahen fast senkrecht aufgerichtet. Unter festlichen Trompetenklängen, erschien
dann der Papst auf seinem Stuhl, welcher hoch getragen ward, über den Köpfen
der Menge weg. Über ihn gehalten ward eine Bedeckung u. hinter ihm zwei große
u. prächtige Fächer. Das Gewand des Papstes, seine Krone, die Fächer, Alles war
gestimmt in den Farben Weiß u. Gold u. sah sehr vornehm aus. Der Papst saß
stumm wie eine Wachsfigur u. teilte mechanisch seinen Segen aus, nach beiden
Seiten mit der Hand Linien, Punkte u. Bogen in die Luft ziehend. Die Menge
winkte ihm begeistert mit den Taschentüchern zu. So kam er langsam am Altare
an. Was nun mit ihm vorging weiß ich nicht, denn ein mächtiger Pfeiler verdeckte
ihn. Ich hörte immer von Zeit zu Zeit wieder singen u. so ging die Feier vorbei.

Seite 10

Die ersten Tage meines Hierseins waren sehr ungeordnet, wenigstens was das
Essen u. Wohnen anbelangt. Ich schritt (mit meinem Stadtplan in der Tasche)
kreuz u. quer durch die Straßen, Gäßchen u. Plätze von Rom. Um die Mittags-
zeit kaufte ich etwa ein Stück Käse, Brot u. einige Kastanien u. verzehrte dieses
während des Gehens. Am Abend wieder so ähnlich. In die Wirtschaft mochte ich
nicht. Sie verstanden mich nicht gut u. war mir auch für die Dauer zu teuer. Diese
Lebensweise macht aber etwas müde, war darum froh, wie ich mich deutschen
Malern in einer netten Wirtschaft am Mittagstisch anschließen konnte. Das Es-
sen kostet durchschnittlich mit einem Viertel Wein 80 ct.(?) Billiger kann man's
kaum haben. Morgens trinke ich eine Tasse Milch mit Brod, u. abends esse ich
Brod u. Käse u. trinke öfters einen Kaffee in der Caffé-Schenke, davon es viele
hunderte giebt hier u. wo ein kleines Weinglas voll Kaffee (ohne Milch) 10 ctn.
– 8 ch(?) kostet. Man trinkt ihn stehend. Weil ich meine Kiste mit den Farben
noch nicht habe ist meine Betätigung ungefähr folgende: Von 8-10 Uhr lerne ich
italienische Grammatik. Von da bis zum Essen besuche ich bedeutende Kunst-
werke um sie zu studieren. Nachmittags bis ½ 6 Uhr mache ich kleinere Gänge
durch Stadt u. Umgebung, um „Motive“ anzusehen. Von ½ 6 – ½ 8 Aktzeichnen.
Bis zum Bettgehen bin ich dann oft im Lesezimmer des Künstlerv. wo deutsche
Zeitungen u. Zeitschriften ausliegen.

(an den rechten Seitenrand)

Mit herzlichen Grüßen euer Ernst

Auch an die I. Schwestern Grüße.

(am Seitenrand von Seite 1 geschrieben)

Der Synditeur hier sagt, es wäre gut, wenn ich die Quittung für meine Kiste hätte, falls letzere zu lange nichtankommt umso dann anzuzeigen. Beim Aufgeben der Kiste müßtet ihr sie erhalten haben. Würdet ihr sie dann, falls ihr gerade einen Brief an mich abschickt, diesen beilegen. Sie extra schicken, wird nicht nötig sein. Bis zum ersten Dezember etwa soll ich die Kiste haben. Wie geht es Anna mit ihren Zähnen? Wie geht es euch? Ich habe bis jetzt noch nichts erhalten von Südheim.

Katharina an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.

Seite 1

Stuttgart 7. Dez. 1908

Lieber Ernst!

Heute morgen ist d. Karte angekommen, wir freuen uns immer auf Nachricht von dir, unsere Karten bekommst du scheints auch, es würde sich nur um den verhängnisvollen Brief handeln mit allerlei sonstigen Schrift...(?) Legit.(?) von Pr. Haug u. zwei Blätter vom Kunstverein, von letzterem hat uns H. Rupprecht mitgeteilt du habest ihm den Auftrag gegeben die Sache zu besorgen was er auch thun wolle, vielleicht machen wir einmal einen Besuch bei ihm um uns für seine Bemühungen zu bedanken. Die Staffelei ist aus Versehen nicht mit der Kiste fortgekommen. Gustavs Frau hat es besorgt u. dann scheints nicht gewußt daß dieses auch dazu gehört- Gustav war es eine große Verlegenheit, er sagte aber dann zum extra Fortschicken

Seite 2

würde es zu teuer du könntest dir für dieses Geld eine neue kaufen, vielleicht kannst du dir für diese Zeit eine mieten. Gustav war seit gestern hier, eben ist er wieder nach Schorndorf abgereist, der 1 Uhr Zug reicht ihm gerade allemal in die Schule, vor acht Tagen war er auch da, am gleichen Tag kam auch Melani Fischer aus Haifa sie blieb aber nur einmal über Nacht dann ging sie wieder auf Besigheim, am 1 Januar kommt sie hieher in die Kochschule des schwäbischen Frauenvereins, sie ist eine große hübsche Madedame, hat aber auch dann ein bisschen Beigeschmack, sie will ja etwa 3 Jahre hier bleiben. Von Paul wissen wir immer noch nichts näheres, er hat schon ein paar Karten geschickt aber noch nie

Seite 3

etwas von seinem thun u. treiben geschrieben, letzte Woche haben wir ihm endlich etwas Wasch(?) geschickt u. auf sein Ansuchen ein kleines Kistchen Äpfel. Gestern war ich mit Onkel Gustav geschwind in Simmozheim, Onkel Christian Gückle(?) ist übel denn hat sehr große Athmungsbeschwerden, es ist ihm eine Beruhigung daß das Geschäft im Laden gut geht daß doch im Fall seines baldigen Ablebens seine Hinterbliebenen gesichert sind, es wird sie sowie Tante Onkel Fritz u. Tante Elise freuen wenn du ihnen auch einmal jedem eine Karte schickst, Tante Emma hat uns ihre Freude darüber auf einer Karte kund getan daß du an sie gedacht, ich war in Weilderstadt geschwind bei Stadt. Schneider, dieser hat auch nach dir gefragt, ebenso hat sich

Seite 4

Herr u. Frau Prof. Lang(?) nach dir erkundigt, diese würde auch eine Karte freuen, hast Frau Staigmüller geschrieben? Ich muß nun schließen Vater eilt. Wir grüßen dich

herzlich

Deine tr. Mutter

Für Mittheilungen sind wir immer dankbar Anna sagt ich soll dir sagen daß der Zahnarzt ihr 5 Stumpfen gezogen hat, in acht Tagen werden ihr eingesetzt, er habe schon ein paarmal nach dir gefragt.

Gustav Adolf an Ernst (Brief) vom 07.12.1908.

Vorderseite Briefumschlag: „Al Signore/Ernesto Schlipf/Pittore/Roma/Italia/
via Lucrezia caro 31 int. 9 III.“

Rückseite Briefumschlag: mehrere Beschriftungen, evtl. als Notizblatt benutzt

Seite 1

1908. 7. Dez.

Lieber Ernst.

Her Haug hat nun **noch einmal** geschrieben, nachdem der erste Brief verloren war. Ich war lang bei ihm und bin sehr betrübt über das was er sagte. Als er fragte, warum du ihn nicht zum Lehrer gewählt, konnte ich nichts erwidern. Die Farbenbehandlung müsse man geduldig und **handwerksmäßig** lernen. Aber du habest nichts lernen **wollen** geduldig, und gethan als ob du **Alles selber** könntest. – Das sei **Unsinn**, wenn man so etwas tüchtiges in der Welt werden wolle.

Ich dachte, es sei Alles zu wahr. **Haug ist ein Meister** und hätte um **meinetwillen** dir viel genützt. Wenn das Schwere bei ihm überstanden worden wäre, hättest du es leicht gehabt. Kalkreut hat gewissenloser Weise ja(?) nichts gethan. **So lernt man selber auch nichts.** – So ist's natürlich, daß ich tief gebeugt von Haug wegging.

Er sagte auch von einem **Stipendium für Kunstschüler(?) in Italien** von Gegerbauer. Um dieses müsse man sich bei der Direktion der Kunstschule in Stuttgart melden.

Zu deinem Geburtstag wünsche ich dir mit treuer Liebe Glück und setze diese Verse bei von **Elternfreude**. Das Glück dieses Worts steht in Gottes Hand, aber auch in der Macht der Kinder. Die Jugendzeit soll Frucht tragen, nachdem man lang gewartet hat. Und nur **die** Kunst trägt diese, die vom heiligen Geist geleitet ist.

Seite 2

1. Der schönste Baum
im weiten Raum
ist dort der liebe kleine.
auf allen Höhen
vieltausend stehn,
doch dieser ist der meine.

2. Ich pflanzte ihn.
die Sonne schien,
die Wolke hat geregnet.
Ich wandte Fleiß
aufs junge Reis.
Die Mühe ward gesegnet.

3. Die Stunde schlug,
das Bäumchen trug
die Frucht, die reife gute
voll Geist und Kraft.
Wie stärkt ihr Saft,
mit neuem Hoffnungsmute.

4. So ist die Lust
der Elternbrust,
wenn Kinder wohlgeraten.
Das frische Grün,
der Blumen blühn
belohnt des Gärtners Saaten.

5. Benetzt mit Schweiß,
und Thränen heiß,

von scharfer Zucht beschnitten,
vom Aug bewacht,
das nimmt in Acht
der Kleinen Gang und Sitten.

6. Mit Licht beglänzt
und rings umgrenzt
von treuem Elternsorgen,
mit dem was nützt,
reich unterstützt,
so ist ein Kind geborgen.

7. Mein Gott gib du
das Glück dazu,
daß unsre Jungen werden
der Alten Glanz
und Ehrenkranz
zum Dank für die Beschwerden!

(mit zwei Strichen in Rechteckform in der linken unteren Ecke abgetrennt)

dein Vater.

Ernst an Familie (Karte) vom 28. 12. 1908.

Vorderseite Postkarte: *Zeichnung von Sonnenuntergang mit „Herzliche Glückwünsche zum neuen Jahr“, „Italia“ dann Berge und „Schweiz“*

Rom. d. 28. Dez. 08

Meine Lieben! Das Weihnachtsfest mit seinen Feiertagen wird hier auf eigene Art gefeiert. Mehr wie ein Volksfest als wie eine Andachtsfeier kommt es mir vor. Gut essen, gut trinken, das ist eine Hauptsache dabei. Christbäume giebt es so viel wie keine. Wir hatten einen (die Deutschen), der kostete 40 Lire. War allerdings ein riesengroßer. Mein Geld habe ich heute abgeholt (*eingefügt*) wofür ich

bestens danke. Es sind 430 Lire. (Warum nicht alle 400 M, das hätte 500 Lire gegeben)? Das Klima hier bringt für Neulinge heufige kleinere Erkältungen. Ihr werdet wohl ein hübsches Weihnachten gehabt haben. (Vom Sabinergebirge und den Abruzzen blicken immer die Schneeberge (*eingefügt*) nicht im Sommer, herüber.)

Mit herzl. Gruß. Ernst

Emma an Ernst (Brief) vom 13.01.1909.

Vorderseite Briefumschlag: „*ad signor Ernesto Schlipf/pittore/Italia/Roma/via Laeazio caro 51 inter 9. ...*“, [Poststempel vom 16.01.09]

Rückseite Briefumschlag: „*Absend.: G. S. Stuttgart Böblingerstr. 227.*“

Seite 1

Stuttgart, 13. Januar 09.

Lieber Ernst!

Zunächst nochmal herzl. Dank für dein lb. Gedenken an Weihnachten, für das wir gar keine Gegenleistung haben bei der Entfernung. Es mag für dich ein eigen tümliches Gefühl gewesen sein, solche Weihnachtsfreuden mit zufeiern, allem Anschein nach weicht die römische Kirche ganz von dem Haupt- und Grundgedanken des Christfests ab.- Deinen Brief erhielten wir ... u. danken für d. Mitteilungen,... umsonst schicken wir nach Nachricht betreffs der Messinakatastrophe u. vermuteten dich doch fast in Messina selbst, du wirst denken wir erfahren alles aus den Zeitungen?! -

Heute Mittag folgten wir einer Einladung v. Fr. Staigmüller z. Kaffee. Es war sehr gemütlich dort (kein Vergleich z. Furch's in Essling.) Sie erkundigte sich auch nach Dir u. würde sich jedenfalls über eine Karte freuen. - Danke Dir, ich werde wieder für einige Zeit nach Esslingen übersiedeln, Fr. Furch schrieb mir nämlich, ob ich nicht als Haushilfe v. Januar bis März, über die Konfirmation kommen wollte. Der Gedanke war mir etwas unheimlich, jedoch sagte ich zu, nachdem ich mündlich

(in der Ecke links oben von Vater geschrieben)

Willst du nicht um das Stipendium der ... Kunstschule, von der ich schrieb, dich bewerben?

(darunter in anderer Handschrift, vermutlich von der Schwester Emma oder Mutter Katharina)

Von Paul wissen wir seit Weihnachten nichts mehr. Willst du ihm nicht auch mal schreiben? Emil-Gais(?)–Str. 24.

Seite 2 (eigene A5-große Seite)

mit ihr über die Sache redete u. überzeugt war, daß sie mir volles Vertrauen schenkt (was ja auch etwas wert ist, obwohl man sich nicht mit der Bildung v. Sofie zu messen vermag!) Du siehst also, mein geplanter Sprung ist etwas bescheidener, soll aber mit der Zeit immer größer werden. – Gegen unsere Überzeugung wirst du in Essling. halb u. halb für wortbrüchig erachtet, meiner Ansicht nach bekam Fr. Furch wieder mal so eine Art Gedankenschwindel durch den sie veranlaßt war, ihrem Mann z. sagen, du werdest bestimmt einige Skizen, betreffs des Wandbildes verfertigen u. ihnen zusenden.

Seite 3

Wollte sie denn nicht Dich über Wunsch und Willen ihres Mannes benachrichtigen? Nun die Sache läßt sich ja leicht gut machen, vielleicht findest du im Süden geeignete Motive für derlei Zwecke.

Der Gedanke der Abend- od. Morgenstimmung mit d. Schäfer würde übrig. Beiden außerordentlich gut gefallen, nur muß berücksichtigt werden, daß für den Fall einer Familienkatastrophe auch(?) (das Portemonnaie berücksichtigt werden muß (Fr. Furch!) Nun weißt du ja den Stand der Dinge; sagst du, ich schwätze dummes Zeug? Vielleicht auch das. Beiliegende Karte kam heute mit drei andern an Sofie, Gustav u. mich an, welche Anhänglichkeit. Mit herzlichen Grüßen

Deine stets bildungsbedürftige

Schwester Emma

Katharina an Ernst (Brief) vom 12.03.1909.

Vorderseite Briefumschlag: „Singnore/Ernesto Schlipf/Pittore/Roma/Italia Via Lucrezia Caro 38 III/sinistra“, [Poststempel Stuttgart 13.03.1909]

Seite 1

Stuttgart 12 März 1909

Lieber Ernst!

Für deinen Brief u. Karte danken wir herzlich, die Karte hast schein's an Vaters Geburtstag 9 März abgeschickt ohne ihn zu erwähnen, und Heinrich u. Frida u. Emma haben an ihn gedacht, ebenso haben Heinrich u. Emma Sofies Geburtstag welcher heute ist vergessen, ich muß auch künftig wieder Losungsbüchlein geben, wo die Geburtstage eingetragen sind, von deinem Stipendium hast nichts erwähnt, ob u. wie viel du erhalten hast, du willst schein's noch länger in Italien bleiben wenn du dich neu eingemietet hast? Von Paul kam vor einigen Tagen auch ein Brief mit Ansagen u. Bedingungen, er möchte um unsern Rat bitten was er thun soll weil er sich auch wieder neu einmieten muß, ob er höher kommen u. Architektur weiter studieren

Seite 2

soll u. Vater ihm die nötigen Geldmittel dazu geben will, er möchte dann nächstes Jahr das 1 Examen machen, wenn nicht dann würde er da ihm ein weites Feld offen stehen in seiner jetzigen Arbeit weiter machen, er hat verschiedene ausländische Firmen angeführt die ihn so ziemlich sicher sind, er hat aber auch nicht verhehlt daß er schon manchmal Mangel gelitten u. die Nacht durchgearbeitet habe ohne zu Mittag gegessen zu haben. Vater hat mit Haug darüber gesprochen, dieser sagte natürlich er könne nichts sagen ohne eine Arbeit von Paul gesehen zu haben er meinte aber eine Schule müßte er doch noch besuchen um sich auszubilden Kunst oder Kunstgewerbeschulen. Vater will ihn ganz den Willen lassen, redete ihm schein's sogar zu wenn er so talentvoll ist die Gaben nicht brach liegen zu lassen, er meint eben wenn er auch hier studiere habe er doch den Kopf nicht dabei u.

Seite 3

treibe seine Liebhaberei weiter, Vater sagt ihr hättet eben alle Zeichenlehrer werden sollen dann hättet ihr besonders Paul daneben Reklame u. Plakat u. s. w. zeichnen können u. ihr hättet sichere Existenz gehabt; ich schrieb heute Paul daß mein Wunsch wäre einen sicheren Beruf sich zu schaffen u. auf dem Politechnikum weiter zu studieren. Ch. Pfeleiderer(?) sagte neulich, Elsässer(?) komme auf 20 000 Mark jährlich dazu ist er staatlich angestellt u. pensionsberechtigt, will nun sehen welchen Weg Paul einschlägt, ich glaube daß er jetzt ganz am Hungertuch genagt hat u. gerne wieder nach Hause kommt. Heinrich hat seinen Geburtstag vor acht Tagen hier gefeiert natürlich mit seiner Braut, er beklagt sich daß keiner von seinen Brüdern ihm gratuliert hat. Frida war schon früher hirhergekommen, sie sucht eine Stelle in einer Familie u. will sich keine finden lassen, natürlich

Seite 4

sie ist eben zu jung. Emma schaltet u. waltet wieder fest in Esslingen, sie ist Fräulein für alles, wirklich sogar Köchin weil die Köchin fortgelaufen ist, in ... 4 Wochen wird Emma wieder heim kommen, letzten Sonntag war sie geschwind hier. Ich weiß nicht hab ich dirs schon geschrieben daß Frl Schwarz gestorben ist, am Königs Geburtstag hat man sie beerdigt. Gestern waren wir eingeladen zum Kaffee von Fr. Stadtpfarrer Härle Fr. Staigmüller war auch dabei. Anna nimmt eifrig Klavierstunden u. singt fleißig im Chor, denn H. Stadtmissionar ... Emma so sehr, er fragt immer wenn sie denn wieder kommt. Ist dir das Geld für das Bildchen geschickt worden? Es ist das nette Häuschen von Kusterdingen (Krone's Haus) ich war nicht da wo Frl Alber hier war, auf dem Eis Schattensee habe ich sie einmal getroffen mit H. Rupprecht, malst du immer fleißig? Hier ist es immer noch sehr rauh theilweise liegt noch Schnee, der Frühling will lang nicht kommen. Wir grüßen die herzlich Deine tr. Mutter.

Ernst an Eltern (Brief) vom 15.03.1909.*Seite 1*

Rom. d. 15. März 09.

Liebe Eltern!

Daß im März Vater, Sofie u. Heinrich Geburtstag haben, wußte ich, aber nicht an welchen Tagen. Nun will ich dir, lieber Vater, noch nachträglich („*Glück wünschen*“ *durchgestrichen, darüber*) von Herzen Glück wünschen. Sofie wird ihre Karte mit diesem Briefe erhalten. Heinrich hat auf seiner Karte an seinen Geburtstag erinnert, worauf ich ihm („*auf einer Karte*“ *durchgestrichen*) gratulierte. Allerdings auch etwas zu spät. Heute habe ich deinen Brief I. Mutter erhalten, vorgestern die Karte vom I. Vater. Für beides herzlichen Dank.

(durchgezogene Linie)

Es wird gut sein, wenn Paul wieder zu einer Schule zurückkehrt, auf dem jetzigen Wege, würde er kein gutes

Seite 2

Ziel erreichen. Wenn er absolut einen Beruf haben möchte, wo er sein zeichnerisches Talent ausüben kann, so wäre (bei seiner guten Schulbildung) das Studium der Architektur wohl kein unpassendes Fach für ihn.

(durchgezogene Linie)

Ich war freudig überrascht, wie ich auf deiner Karte, I. Vater, las, daß du u. Prof. Haug sich jetzt duzen. Mir gegenüber war Prof. Haug immer sehr zurückhaltend, in den letzten Jahren so fremd wie jeder andere der Professoren. *(durchgezogene Linie)* In Staigmüllers Garten ist es sicher jetzt reizend zu sitzen, wenn die warme Märzsonne an den Berghang scheint u. die Meisen u. Amseln anfangen zu pfeifen, dazu nur wenige Schritte nach Hause. *(durchgezogene Linie)* Das Wetter ist bei euch wohl auch

Seite 3

rückständig wie hier in Italien. Man hört es allgemein hier, daß der Frühling sehr allmählich an das Licht komme. Das arbeiten im Freien ist schon seit ein paar Wochen ausgeschlossen. Eben gießt ein heftiger Regen herab, unter Blitz u. Donner. Dabei ist die Luft aber rauh u. kalt, daß dir Mantel noch immer als notwendi-

ges Kleidungsstück dienen muß. Arbeiten konnte ich in der letzten Zeit nicht viel, da diese verflixte Witterung einen Kopf u. Glieder lähmt. (*durchgezogene Linie*) Wir haben gegenwärtig in den Räumen des Vereins eine Kunstaussstellung. Von mir sind 3 Ölstudien dabei u. meine sämtlichen Radierungen. Letztere sind sehr gut aufgenommen worden. Am Geburtstag des Prinzen Luitpold

Seite 4

von Bayern wurde sie feierlich eröffnet, nachdem vorher ein kleiner Musikabend stattgefunden hatte. Aus dem Musiksaal heraus ergoß sich das Publikum in die erstmals geöffneten Ausstellungsräume. Kollegen gratulierten mir, ich wußte noch nicht wozu. Jetzt erst, als sie mich zu meinen Radierungen drängten, sah ich, daß ich 4 davon verkauft hatte. Aber die Ehre, die mir wiederfuhr, wurde ich nicht gleich gewahr, nämlich diese 4 Radierungen wurden angekauft für eine große Kupferstich- u. Gemäldegalerie im Palazzo Corsini zu Rom. Der Direktor dieser staatlichen Kunstsammlung hat die 4 Blätter gekauft. (*Durchgestrichenes*) Darauf wurden auch 2 oder 3 andere Radierungen von Besuchern gekauft. Jedes Blatt kostet 20 Lire u. 2 davon 30 L. (macht zusammen 140 Lire).

Seite 5

II.

Ich war natürlich glücklich, ob diesem Erfolg, u. von allen Seiten wurde mir gratuliert von Herren u. Damen, sodaß ich mir als eine gewichtige Persönlichkeit vorkam. Erst etwa um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr nachts haben sich die letzten Ausstellungsbesucher verlaufen. (Wurde allerdings auch erst zwischen 10. U. 11 Uhr geöffnet). Angekauft wurden noch einzelne kleinere Bilder u. eine kunstgewerbliche Arbeit, darstellend eine ... goldene Halskette mit Perlen besetzt, welche 1000 Lire kostete. Nach dem Eröffnungstag der Ausstellung ist nichts mehr gekauft worden (u. wird vielleicht auch nicht mehr gekauft). – Ich habe ein Bitte an Sofie. Wäre sie so gut und würde nach meinen Kupferplatten (mit dem Negativ der Radierungen darauf) sehen. Ich glaube sie sind in den Kistchen unter'm Waschtisch

Seite 6

zusammengepackt. Wenn sie gefunden sind, möge sie sehen, was für Motive dargestellt sind u. wie viel überhaupt Platten vorhanden sind. (*vorheriger Satz durchgestrichen*) Ich weiß nämlich nicht ob die Platten zu einer kleinen Radierung, welche allgemein Anklang findet, noch vorhanden ist. Ich habe nur **einen** Abzug von dieser Platte u. der wurde eben mit angekauft, während ein anderer auch diese Radierung haben möchte. Das Bildchen stellt dar: eine „Vorstellung“ von Seiltänzern (es steht einer auf den Händen), im Vordergrund Kinder welche an einem Bretterzaun emporklettern. Von den andern weiß ich, daß die Platten vorhanden sind, aber bei dieser bin ich im Zweifel. Könnte ich so bald wie möglich Nachricht haben, ob dieses Plättchen noch vorhanden ist.

(durchgezogene Linie)

Seite 7

Von dem Stipendium weiß ich noch nichts. Es soll immer ziemlich lang dauern bis man Nachricht hat darüber. Daß ich von diesem Stipendium Geld erhalten werde weiß ich ziemlich sicher, nur nicht wie viel.

Ich wollte noch sagen wegen den Kupferplatten, ich will Herrn Wimmer (?), den ihr in Pfullingen kennen gelernt habt, zu(?) auch schicken, daß er (1) 2 von diesen Platten, nämlich: „Das kleine Dörfchen“ (es ist Offenhausen auf der Alb) u. oben die fragliche Platte „Vorstellung“ abholt, um sie zum Kupferdrucker zu bringen. Ich will ihm gleich morgen schreiben.

(durchgezogene Linie)

Das italienisch Lernen habe ich sehr vernachlässigt in der letzten Zeit. In meiner neuen Wohnung sehe ich selten jemand vom Hause mit dem ich

Seite 8

Sprech-Versuche machen könnte u. sonst verkehre ich nur mit Deutschen. Ich brauche jetzt nicht mehr durch das Wohnzimmer der Hausleute zu gehen, was entschieden angenehmer ist als wie ich's früher hatte. Mittags aß ich immer

Käse oder Wurst wie ich auch schrieb, gegenwärtig koche ich mir aber auf meinem Spiritbrenner oft etwas warmes. Z. B. Eine dicke Suppe aus rohem Schinken u. Brot, beides in heißem Wasser abgekocht, darauf mit heißer Butter u. Zwiebeln geschmälzt. Oder ich kaufe mir für 10 ct. gekochte Kartoffeln (bei irgendeinem Gemüse-Händler) brate sie in Butter u. schlage ein paar Eier hinzu. Salz u. Zwiebeln sind immer dabei. Auch „Apfel-Kompott“, mit Rotwein u. Zucker eingekochte Äpfelschnitze habe ich mir schon gemacht. Unangenehm ist nur immer das Spülen am Schluß. (Eben tönt in Nacht u. Regen die italienische Drehorgelmusik von der Straße herauf).

Mit herzlichen Grüßen

auch an Anna

Ernst

Ernst an Familie (Brief) vom 28.03.1909.

Seite 1

Rom, d. 28. März 09

(auf dem kopfstehend am oberen Seitenrand)

Mit herzlichem Gruß Ernst

Meine Lieben!

Es tut mir sehr leid, daß ihr so lange suchen mußtet u. ebenso daß ich nicht erfahren konnte, ob die fragliche Platte noch vorhanden. Ich hätte die kleine Radierung verschiedene Male schon verkaufen können, aber weil ich ja nicht sicher von ihrem Vorhandensein weiß, so konnte ich auch nicht zusagen. Die Käufer erhielten wenigstens als Ersatz eine andere Radierung. Gestern war nämlich im Verein ein „musikalischer Tanzabend“ u. wurde damit der Schluß unserer Ausstellung feierlich begangen. Es sah sehr elegant aus in dem Tanzsaale, wo ein Büffet aufgestellt war mit schönen Tafelaufsätzen

Seite 2

angefüllt mit Konditorwaren.

Rechts u. links brannte ein Siebenarmiger Leuchter u. auf der Fläche des Büf-fes wurde von Damen des Vereins (der deutschen Kolonie) Tee eingeschenkt, welche von dem Vorstand u. einigen anderen Herrn herumgereicht wurde. Es wimmelte von eleganten jüngeren u. älteren Damen (Herren waren sehr wenige da) welche sich bei Klavierspiel u. Gesang amüsierten, ihren Tee schlürften u. sich auch einmal wieder in den Ausstellungsräumen ergingen. Und ich glaube, sie hatten es hauptsächlich auf meinen Radierungen abgesehen, denn ich mußte immer mit dem Bleistift dabei stehen u. Massen von Käuferinnen aufnotieren. Ich habe zusammen ungefähr für 500 Lire Radierungen verkauft u. die meisten davon gestern Abend. Unter den Käufern u. Käuferinnen sind zum Teil

Seite 3

hoch klingende Namen, wie Gräfin v. Monte (Frau des deutschen Botschafters in Rom) Herr v. Schlötzer (früherer Offizier), Prof. Schellhas, Sekretär des deutschen historischen Instituts in Rom. (Ich glaube solche Namen machten auf andere Käufer Eindruck). Außer dem Vorstand mit seinen teuren Schmucksachen habe ich wohl das beste Geschäft gemacht bei der Ausstellung.

Letzten Dienstag war in einem Städtchen, 3 Stunden von Rom, welches sich Grottaferrata nennt, großer u. kleiner Viehmarkt. Viele Römer gingen hin u. ich war auch dort. Fast beängstigend wirkte dieses buntpfarbige, lärmende italienische Marktleben auf mich. Ich war in Begleitung eines jungen Herrn Dr Lei (Bibliothekar, welcher ungefähr 1 Jahr hier sein will). Wir hielten

Seite 4

uns nicht sehr lange in dem Gedränge auf (den wichtigsten Handelsartikel bildeten hier große geräucherte Speckschwarten von Schweinen u. dann waren auch unzählige gebratene Spanferkel aufgelegt, welche portionsweise verkauft wurden. Von diesen gebratenen u. geräucherten Schweinen (mit ihren Verkäufern) waren 2 lange Straßen eingesäumt u. zwischen diesen Säumen, drängte u. schob sich ein dickflüßiger Strom von Menschen. Volkstrachten sah man unter den

Frauen u. Mädchen, die waren feurig buntfarbig wie Papageien. Die Kopfbedeckung ist eigenartig. Es wird nämlich einfach ein buntes Tuch verschiedene male zusammengefaltet u. dann auf den Kopf gelegt. Ich sah nur immer diese Kopfbedeckung. Sie sieht ungefähr so aus. (*Zeichnung von Frauenkopf mit Haube*) Bei Männern gab es gar keine besondere Tracht, mit Ausnahme

Seite 5

der Viehhirten aus der Campagna, welche um Schenkel u. Waden Schaf oder Ziegenfelle gebunden haben, die haarige Seite nach außen. Sie bekommen dadurch ein fast indianisches Aussehen. Auch tragen Sie häufig mit samt Weib u. Kind kein Schuhe sondern selbstgemachte roh zugeschnittene Sandalen, welche aus einem Stück Leder bestehen, welches die Sohlen bedeckt u. auch auf den Seiten u. vor den Zehen des Fußes durch Schnüre in die Höhe gezogen u. kreuz u. quer über Fuß u. Fußgelenk gezogen dort befestigt wird. Die Strümpfe werden durch einen Fetzen Tuch ersetzt, mit welchem der Fuß eingehüllt ist. Ungefähr wie auf der Zeichnung. Diese Leute waren (*links davon Zeichnung eines Hirten mit Hund*)

Seite 6

abseits bei kleinen Herden von Säuen schwarzen, hellen, scheckigen, damit beschäftigt, mit Geschrei u. Gesten den herumstehenden Gaffern ihre Ware anzupreisen u. alle Augenblick schrie so ein Ferkel auf, wenn es am Hinterfuße dahergezogen u. überall gedrückt u. betastet wurde. Ein großer u. buckliger Platz war ganz übersät von scheckigen u. grauen Maultieren u. Eseln welche einzeln u. in Gruppen kreuz u. quer herumstanden, dazwischen die Männer, welche darum handelten. Das Geschrei, der Gestank, das Gedränge bewog uns nach kurzer Zeit den Platz zu verlassen. Dieser Ort liegt schon etwas im Gebirge. Nun stiegen wir höher hinauf, über ein kleine Gebirgstadt, die auf u. um eine felsige Bergkuppe gebaut ist u. etwa 600 mtr. über der Ebene liegt.

Seite 7

Noch einige hundert mtr. höher u. wir standen auf der höchsten Seite des Albanergebirges, auf dem monte cenaro (*in lateinischer Schrift*), welcher 900 mtr. hoch ist. Die Schneeberge der Abruzzen glänzten im hellen Sonnenschein u. be-

grenzten in geschwungener Kette den östlichen Horizont. Unten, in halber Höhe dieses Berges lagen die 2 bekannten Kraterseen Nemi- u. Albanersee fast kreisrund in ihren Trichtern. Der Namisee hat eine, der Albanersee 2 Stunden im Umfang. Der letztere soll in der Mitte 170 mtr. tief sein. Wir stiegen südlich über dachsteiles Felsplateau, welches von Gestrüpp bewachsen, zum Namisee hinab. Wälder, bestehend aus großen Kstanienbäumen u. Haselsträuchern beleben die Hänge. An dem steinigen Wege u. zwischen Gestrüpp war es blau von wohlriechenden Veilchen, welche in Masse hier vorkommen. *(auf dem Kopf stehend am unteren Seitenrand)* Eben habe ich Nachricht wegen dem Stipendium erhalten, ich werde 300 M. erhalten.

Seite 8

An dem Berghang des Seetrichters steht ein uraltes Schloß. Dazu gemauert ein kleines Dörfchen, eng gefügt wie eine einzige Festung. Fast senkrecht ist der felsige Berghang u. tief unten liegt ganz weltabgeschieden der blaue See, ganz leicht gekräuselt vom schwachen Luftzug dadrunter u. im dem Sonnenlicht glitzernd. In dem Dörfchen bei der Burg tranken wir einen billigen Wein, kletterten darauf zum See hinab, gingen darum herum, kamen dann hinter dem See noch durch einige Städtchen (bei einem eine kirchturmhohe Steinbrücke über eine Schlucht) u. stiegen gegen Abend in die Bahn um bei Finsternis u. kalter Nachtluft nach Rom zurückzufahren.

(durchgezogene Linie)

Jetzt noch einmal von den Platten. Ich glaube ich habe oben in der kleinen Kammer noch Sachen im alten Schreibpult. Vielleicht auch unter der Bettlade, dazu habe ich in der Bühne einige Kistchen untergebracht, ob sie wohl dort wären. In meinem Schlafzimmer in der Tischarschublade sind sie scheinbar nicht. Ich habe sonst nirgends was. Daß sie aber im Hause sein müssen weiß

(eventuell fehlt Seite, da letzter Satz unvollständig)

Ernst an Eltern (Brief) vom 11.04.1909.*Seite 1*

Rom, d. 11. April 1909

Zuerst möchte ich dir, liebe Mutter, zu deinem Geburtstag gratulieren. (Ich weiß nicht genau, wann er ist. Auch Anna hat im April Geburtstag – ich will ihr eine Karte schicken). Also ich wünsche dir herzlich Glück zu deinem Geburtstag u. zu dem neuen Leben, das in Stuttgart für dich begonnen hat.

Liebe Eltern!

Seit 4 Tagen wird jetzt hier in Rom „gefeiert“. Morgen soll aber der alte Werktag wieder anfangen. Von Ostern merkt man wenig. Ganz selten sind an einem Schaufenster

Seite 2

Zuckerhasen ausgestellt. In den Delikatessenzläden sind zum Teil Käse u. Schinken weihnächtlich (?) geschmückt. Das ist alles was man von Ostern sieht. Aber in den Kirchen waren große Festlichkeiten. Als ich gestern in meinem Zimmer malte, wurde an der Türe geklopft u. herein trat ein römischer Priester im Kirchenschmuck. Stillschweigend sprengte er mit einem kunstvollen Gefäß Weihwasser in die Luft, verbeugte sich und verschwand wieder. Mir war geschwind ganz katholisch zu Mute bei dieser stummen Beschwörung.

Seit gestern ist W. Härle aus Basel mit seiner Frau u. Tochter hier in Rom. Ich habe sie noch nicht gesehen,

Seite 3

bin aber morgen zu einer Tour nach Tivoli (einer 30 Kl. von Rom entfernten Stadt mit großartigen Wasserfällen) eingeladen. Nach 4 Briefen und 2 Telegrammen, ein' s von ihm, eines von mir, ist er in Rom eingefahren. Vor einer Woche schrieb er mir, seine Frau u. Tochter werden über Ostern in Rom sein, ich möchte sofort telegrafieren, ob ich diese Zeit über in Rom sein werde. Spät abends kam dieser Brief. Als ich am anderen Morgen eben zur Post gehen wollte, kam ein zweiter Brief mit selbigem Inhalt u. einem 5 Lire Schein zur Bezahlung des Telegramms +

(welches aber nur 2 Lire kostete.) Nach 2 Tagen kam ein Brief zurück: Er selbst wolle mit nach Rom kommen, wisse noch nicht

Seite 4

genau wann. Und nur heute morgen kurz hinter einander ein Telegramm u. ein Brief, daß sie angekommen seien u. die obige Einladung. Ich bin nun begierig wie der morgige Tag wird.

(am Rand auf Kopf stehend) In diesen Tagen muß ich mir neue Stiefel, Hosen, Hut, Krawatte (*durchgestrichen*) beinahe auch nach Mantel für heute Abend anschaffen.

Vor 8 Tagen machte ich eine zweitägige Tour ins Albanergebirge mit Dr. Ley (?), von dem ich schon einmal gesprochen. Wir hatten leider misserables Wetter, aber doch z. Teil sehr schöne Blicke ins Gebirge hinein u. auf's offene Meer hinaus. Wir kletterten über unheimliches Steingeröll zu einem Dörflein empor, das über 1200 mtr. hoch, auf der obersten Felskrone eines Berges liegt. Wir mussten z. Teil durch nassen Schnee patschen. Das Gebirge ist wild u. ganz aus Stein, ohne Gras oder Baum. Nur gegen den Fuß

Seite 5

//

der Berge kommen die Olivenhain u. Fruchtfelder. In halber Höhe breiten sich häufig junge Kastanienwälder aus (noch ganz kahl) in denen Schaaren von Ziegen herumklettern u. Futter suchen. Eigentümlich ist es, wie man immer wieder kleinere Berge (ein paar hundert mtr. hoch) sieht, auf deren schroffe u. gänzlich kahle Felskuppe ein Städtchen gebaut ist. Die Häuser haben ganz die dunkelgraue Farbe des Gesteins u. sind wie Schwalbennester eng ineinander u. um den Felsen gekittet, daß man sie zuerst gar nicht erkennt u. für eckige Vorsprünge des Felsens ansieht. An Haustieren sahen wir nur Esel, Ziegen und Schweine. Immer wieder begegneten wir einem Weib aus einem „Bergnest“, neben der ein schwarzes Schwein herlief, bald etwas

Seite 6

//

Gras (?) kostete, bald ein wenig zurückblieb u. dann in munteren Sprüngen, seine Herrin wieder einholte. Fett sind sie freilich nicht, diese Schweine, denn das Futter mag ziemlich rar sein hier oben. Die Esel müssen unser Rind u. Pferd ersetzen. Sie klettern, mit schweren Lasten bepackt u. behangen, die steilen u. sehr steinigen Bergpfade hinauf u. hinab. Das Fahren mit Wagen ist z. Teil ausgeschlossen wegen der schlechten felsigen Pfade. Die Einwohner sollen sehr arm sein da oben. Die Frauen haben aber alle, trotz ihrer Armut, große goldene, z. Teil mit farbigen Steinen geschmückte Ohringe. Ihre verwitterten Kostüme zeigen oft sehr bunte u. geschmackvolle Farben. Wir begegneten häufig Trupps von Frauen, welche [nachträglich eingesetzt] bei starkem Regen Holz oder sonstige

Seite 7

Lasten trugen, während die Männer unter riesengroßen farbigen Regenschirmen im Trockenen faul umhergingen. Später hoffe ich bei besserem Wetter noch tiefer in's Gebirge hinein zu kommen.

Seit 3 Tagen haben wir sehr heißes Wetter. Überall in der Stadt saßen schon Verkäufer mit Karren herum, in denen sich Erfrischungen, Gefrorenes u.s.w. befinden. (Der Abend u. die Nacht sind aber schneidend kalt.) Die Knospen der Bäume drängen mit Macht, sich zu entfalten u. die Holunderbüsche, an denen große fliegende Heuschrecken herumschwirren, sind frisch-grün belaubt wie mitten im Sommer. Auch die schwärzlichgrünen Lorbeerbüsche haben ein junggrünes Kleid angezogen. In den letzten Wochen

Seite 8

konnte ich sehr wenig arbeiten, da ich mich gesundheitlich nicht recht wohl fühlte. (Ich hatte häufig leichtes Fieber.) Auch machte die schlechte Witterung das Arbeiten im Freien unmöglich. Jez, in den Sommermonaten, soll kein trüber Tag, kein Regentropfen sich zeigen, so hoffe ich denn, in den nächsten Monaten, so lange ich auch hier bin nunmehr tüchtig zu leisten in meiner Arbeit. (Ich werde

wohl bis Ende Juli hier bleiben, um dann nach Deutschland zurückzukehren u. zunächst denke ich nach Nordheim zu gehen).

Für deinen lieben Brief u. die schönen Gedichte, lieber Vater, danke ich herzlich. Es muß jetzt denn, wenn die Bäume blühen und der Wald grün wird, ganz besonders sein in Staigmüllers Garten. Daß die Kupferplatten glücklich gefunden wurden, freute mich sehr. Ich wurde schon häufig um die noch fehlenden Drucke gefragt. – Von der deutschen Botschaft wurden im August Stipendien verteilt an jüngere Maler, die sich darum beworben haben. Es beträgt für jeden 300 Lire. Auch ich habe es erhalten.

(auf Seite 2 am oberen Seitenrand)

Mit herzlichen Grüßen auch an Anna u. Sofie Ernst

Katharina an Ernst (Brief) vom 02.05.1909.

Seite 1

Stuttgart 2. Mai 1909

Lieber Ernst!

Für deine Nachrichten besten Dank, wir freuen uns immer wenn ein Brief aus Italien kommt. Der Härlische (?) Besuch scheint nicht ausgefallen zu sein wie es anfangs geschienen, Frau Härle kenn ich so viel wie gar nicht, ich habe sie in meinem Leben nur ein einziges mal gesehen, beim Begräbnis von Frau Furch in Reutlingen Die Tochter welche ja Studentin ist, habe ich bei Staigmüllers Beerdigung gesehen, sie kam mir lustig fast ausgelassen vor, hat sich aber mir gegenüber nicht stolz oder hochmütig benommen. Du hast scheints einen ziemlichen Zuschuß an Geld bekommen daß du immer einen Vorrat hast u. nicht so sehr zu sparen brauchst d. h. an Essen nicht sparen, einen Gehrock u. Cilinder hättest du freilich schon lang anschaffen sollen, schon hier in Deutschland, der Anstand erfordert es.

Seite 2

Mich wunderts daß du die Radierungen jetzt erst erhalten hast. Wie kommt es daß die Leute schon so fortgehen von Rom, ist es denn so heiß? Bei uns war es in den letzten Tagen wunderschönes Wetter, aber seit gestern schrecklich kalt, ich muß immer wieder meine Hände wärmen daß ich weiter schreiben kann, wir haben heute wieder eingeheizt aber jetzt in später Abendstunde ist es wieder kalt geworden, wenn nun diese Kälte den Blüten nicht schadet, es blüht alles so wunderschön, die Kirschen haben verblüht aber die Zwetschen u. Birnbäume stehen im schönsten Blütenschmuck, die Äpfelbäume fangen erst an ihre Blätchen zu entfalten, ach ich muß in dieser Jahreszeit so viel an meine Pflinglinge in dem Kusterdinger Pfarrgarten denken überhaupt an den Garten, es ist alles vorbei. – Emma ist seit 8 Tagen wieder von Eßlingen zurück, Anna war vorher

Seite 3

auf einige Tage dort. Paul macht mir viel Sorge, wir wissen schon seit mehr als 6 Wochen gar nichts mehr von ihm, damals schrieb er, er könne auf Ostern nicht kommen er werde erst acht oder 14 Tage nach Ostern kommen, ebenso schrieb er damals Emma nach Eßlingen er werde einige Tage heim kommen, seither gab er kein Lebenszeichen von sich obwohl Emma ihm geschrieben hat. Der himmlische Vater möge doch alle meine Kinder bewahren vor bösen Versuchungen, bösen Gesellschaften, daß sie nicht auf Abwege geraten, ich möchte sie doch alle daoben in der himmlischen Heimat wieder um mich versammelt haben, wie schön würde es dann sein wenn dann alles Leid u. alle Sorgen ausgeschlossen sind u. mit einander einstimmen können in lauter loben u. danken, o wenn doch ein jedes

Seite 4

wollte, es hängt nur von dem wollen eines jeden einzelnen ab, alle sind nun zerstreut in der Welt herum und werden es noch mehr werden, bei den Mädchen handelt sichs nun auch darum, so wie es in den Kinderjahren war wird es nie wieder werden auf dieser Welt, aber droben kann es noch viel schöner werden, dort gibt es gar keine Trauung/Traurig ... (?) mehr. – Wie kommt es daß du Ner-

venk... (?) noch hast, deine Nerven werden durch all zuviele Arbeit doch nicht so sehr in Anspruch genommen werden, hast noch Nasenbluten? Bleibst Abends zu lange auf? Hüte dich nur daß es nicht noch schlimmer wird. Bei Onkel Christian Gunkle(?) ist seine Lebensuhr am ablaufen, da sind die Wochen gezählt, es wird ihm schwer jetzt in dieser schönen Frühlingszeit von dieser schönen Welt Abschied nehmen zu müssen, der I. Gott weiß aber immer Mittel u. Weg daß man vollens los würd. – Beiliegenden Zeitungsausschnitt habe ich in den letzten Tagen zufällig im Tagblatt gelesen.

(am linken Seitenrand)

Wir alle grüßen dich herzlich deine tr. Mutter

Sofie an Ernst (Brief) vom 23.05.1909.

Vorderseite Briefumschlag: „Singore/Ernesto Schlipf/Pittore/Roma/Via Lucrezia Caro 38 III/da Locatelli“ [Poststempel Stuttgart, 25.05.1909]

Seite 1

Böblingerstr. 227, 23./V. 09.

Lieber Bruder!

Von dem Blütenduft(?) der römischen Gärten berauscht, scheint die Heimat deinen Sinnen entschwunden zu sein. Oder hast du ähnliche Gedanken von uns? Es ist mir schon lange eine Liebesspflicht, derer ich mich heute entledigen will.

Wenn es gegenwärtig so wunderschön ist in unserer Karlsruhvordstadt mit dem berausenden Blütenduft vom frühen Morgen u. noch herrlicher am Abend rings um

Seite 2 (Text über gesamte Seite über Falz geschrieben)

uns her im Hause(?), wie mag es denn bei dir sein, der du durch die Pforte des Paradieses eingedrungen bist u. all die seit Jahrhunderten u. Jahrtausenden gepriesenen Schönheiten des bevorzugten Landes genießen darfst. Deine Schilderungen sind ja so tiefblickend u. anschaulich u. doch glaube ich, wenn wir einmal auf unserer Hochzeitsreise(?) mit unseren Augen sehen, ist unsere Vorstellung

von jetzt, wie der Schatten vom Licht. – Ich freue mich herzlich für dich, daß dir vergönnt ist, deine Phantasie mit so vielen u. schönen Eindrücken zu bereichern. Und begreife(?) auch gut, daß du dieses Land der Wunder nicht so schnell verlassen willst. Alles, was du uns berichtest interessiert uns sehr, mehr noch freuen wir uns auf das – Die beste Nachricht, die du von uns bekommen kannst ist wohl die daß alles beim Alten ist. Den Eltern geht es gut. Vater hat Pegasus (*in lateinischer Schrift*) verlassen u. huldigt wieder der Landschaftsmalerei. Mutter ist vergnügt auf den Beinen heute mit dem Singchor mit Anna u. Emma in Liebenzell morgen nach Monrepos, worauf ich mich auch sehr freue, das erstemal von hier aus mit den Ludwigsburger u. Marbacher ... durch Anna und Emma sind ebenfalls vergnügt. Gustav kommt viel.

Seite 3

Paul kam nicht, braucht nichts u. schreibt sehr spärlich. In der Lustigen Woche liest man ab u. zu seinen Namen. Von Kusterdingen bekommen wir öfters Besuch an Pfingsten wieder. Walter war am Sonntag hier Rao(?) hier, Knut an Pfingsten wieder. Es ist dies die Siegestrophäe eines schlecht bestandenen Examens. Von Pfingsten ab bin ich 14 Tage bei Emma Gonser u. Annale halb u. halb. Ich freue mich recht auf diesen Landaufenthalt. Hast du deine Radierungen nun glücklich(?) an den Mann gebracht? Melanie Fischer hat uns schon verschiedenemal besucht. Anette an dich eine Karte geschickt. Willst du ihr nicht auch einmal eine schicken? Sei von uns allen herzlich begrüßt besonders von deiner tr. Schwester Sofie.

Ernst an Familie (Brief) vom 24.07.1909.

Seite 1

Rom. d. 24. Juli. 09.

Meine Lieben!

Statt des Briefes habt ihr mich wohl selbst erwartet, aber es wird schon noch ein paar Wochen anstehen bis ich heimkomme. Meine Kiste ist zwar gepackt u. abgeschickt, ich selbst muß aber leider einige Wochen im Hospital sein, wegen

Hämoroyden. Ich war vor etwa 4 Wochen beim Arzt u. ließ mich untersuchen. Der sagte mir, ich müsse 14 Tage in's Spital gehen, anders werde ich nicht heil. Ich versuchte es noch einmal so, aber er behielt recht. Zuerst wollte ich nun diese Krankenkur in Deutschland durchmachen, aber da ich häufig Schmerzen hatte, die mir oft sehr unbequem waren, u. dazu die Bedingungen am deutschen Spital in Rom

(am unteren Rand auf dem Kopf stehend)

Besten Dank für den letzten, allerdings damals längst erwarteten Brief.

(an der Seite stehend)

u. einen Bett Nachbar habe mit dem ich noch kein Wort gewechselt habe, weil er ein Russe ist u. kaum eine Silbe einer fremden Sprache versteht. Ich mußte bis jetzt immer im Bett bleiben u. bin also seit einer Woche mit nichts anderem als Essen, Trinken, Schlafen u. Lesen beschäftigt. Allerdings hoffe ich sehr, so bald wie möglich wieder von hier loszukommen.

Mit herzl. Grüßen Ernst

Seite 2

gute sind, so entschloß ich mich zu dem, wie es nun ist. Der Tag kostet 3 Lire, (ohne den Arzt). – Dieses kl. Deutsche Hospital ist in ein altes römisches Haus hineingebaut u. liegt auf dem Hügel des Kapitols. Gegen Süden hat es einen kleinen Garten. Vor einer Woche ging ich hin, mich dort anzumelden. Eine Diakonissin schickt mich in Korridor, auf der Bank bei der Tür könne ich warten, bis der Arzt komme. Diese Art der Behandlung passte mir gar nicht. Zudem saßen auf dieser Bank wie(?) immer Handwerksbuschen u. offenbar hielt sie mich auch für so was ähnliches. Richtig erschien nach einer halben Stunde Wartezeit so ein Bursche u. redete mich kameradschaftlich an. (Er durfte mit noch ein paar Kameraden im Spital frei essen u. schlafen u. mußte dafür ein bisschen Handwerksarbeiten verrichten. Ob ich Maler sei, fragte er mich nach einem Weilchen. Ich: Ja, warum meinen Sie? Er: Ich sah Ihr Skizzenbuch, ich bin auch Maler. Ich: Dekorationsmaler? Er: Nein, Kunstmaler, - zufällig! (statt: **Sie könnens glauben**).

(Ich glaubte es aber nicht). Und dann meinte er, er glaube kaum, daß ich noch drankommen könn, erst gestern seien 3

Seite 3

gekommen. Wenn ich zahlen wollt, dann könnte es sein. Ärgerlich sagte ich, wie denn er überhaupt vermuten könn, daß ich nicht zahlen wolle, er scheine den Kunstmalern wenig Gutes zuzutrauen. Das nicht, sagte er, aber weil ich auf diesem Bänkchen sitze, hätte er's gedacht. (... noch ärgerte ich mich nun über die Diakonissinnen, was ich ihnen nachher auch sagte). –

Am andern Tag um 11 Uhr Mittags zog ich, mit dem Rucksack auf dem Buckel, im Krankenhaus ein. Vor den sonnig leuchtenden Straßen u. all dem vielen Lärm u. Getriebe hinweg saß ich plötzlich in dunkler, totenstillen Kammer. Die Fensterläden, durch welche die Straßenreflexe kammartig durchleuchteten, waren geschlossen. Alle Wände waren leer. Ein Bett, eine Kommode, ein kl. Waschtisch u. ein paar Stühle nebst Tisch, alles so einfach wie möglich, das waren die Möbel. Was nun machen? Ich hockte auf einem Stuhle u. öde verging so eine Stunde. In der dunklen Kammer machte mich der helle Lichterkamm des Fensterladens allmählich schläfrig. Ich legte mich hin u. schlief ein. Ein Geräusch weckte mich. Man stellte mir Kaffee auf den Tisch u. ging wieder. Die Sonne schien tiefer zu gehen, denn durch ein Astloch im Fensterladen kam ein Sonnenstrahl u. beleuchtete in

Seite 4

der hintersten Ecke des Zimmers ein rundes Fleckchen von der Kommode. Wunderbar schön leuchtete das rotbraune des Holzes u. ein Stückchen des gelbgrauen Teppichs mit blutroten Wollfäden dreingesponnen, unten mit kleinen Spitzen besetzt, welche sich leuchtend von ihrem Schlagschatten auf dem braunen Holze abhoben. Dies Alles auf einem kleinen Flehen(?), weil die Sonne darauf schien u. rund herum alles dunkel u. farblos. Dies farbige Bildchen lief allmählich weg u. verschwand zuletzt ganz. – Jetzt ward es mir doch zu langweilig in diesem Gefängnis u. ich stieg durch die Kerben- und Küchendüfte hinab in den Garten. Dort lungerte, saß u. lehnte ich dann herum zwischen Feigen- u. Orangenbäumen, alle schwer mit Früchten behangen. Auch Lorbeeren, Palmen u.s.w.

wuchsen da, wie es in hiesigen Gärten so üblich ist. Schön waren die nahen Ruinen, mit Cypressen bewachsen, in dem rötlich erlöschenden Sonnenlichte. Als es dunkel ward, u. über der Campania ein violettblauer Nebel lag, als Hintergrund zu den schwarzbraunen Schattenbildern der Kirschbäume, Cypressen u. Steinrümmel, zog ein schneidend kalter Luftzug über das abendliche Land weg. Rings um fingen die Abendglocken zu läuten. Ich sah selten einen so schönen Abend in Rom, wie diesen.

(durchgezogene Linie)

Leider habe ich keinen Platz mehr ausführlich zu werden. Ich möchte jetzt nur noch sagen, daß ich mich mit den Diakonissinnen ausgesöhnt habe, sehr wohl zufrieden bin mit der Verpflegung,

Ernst an Familie (Brief) vom 26.12.1911.

Seite 1

Paris. d. 26. Dez. 11.

Meine Lieben!

Ich danke euch Allen herzlich, die ihr mich so reich beschenkt habt. Besonders dir, liebe Mutter, da du am meisten für mich zu tun hattest. Gestern morgen erhielt ich die Schachtel, u. fand kaum Platz auf dem Tisch für all die Sachen, als ich sie auspackte. Ich kann alles sehr gut brauchen, was drin war (*eingeschoben*) (wie auch die Socken von Anna) u. hoffe nur, daß ich euch durch meine Geschenke ebensowohl nützlich sein konnte, wie ihr mir durch die eurigen.

* In Paris selbst merkte man wenig (oder eigentlich nichts) vom Weihnachtsfest. Am heiligen Abend wird nicht in traulichen Familienkreise der Christbaum bewundert, ein Weihnachtslied mit fröhlichen Kindern zusammen gesungen, sondern da bleiben die ganze Nacht hindurch die Wirtshäuser offen, (auch Tabakläden u. dergleichen), u. darin wird gefressen u. gesoffen, so viel hinuntergeht. Die teureren Gedecke sollen mehrere hundert Franken kosten. So wird die Nacht hindurchgetollt, (die teuersten (?) Nachtessen kosten 300 Franken).

* (*am rechten Seitenrand*) In manchen Straßen lassen Verkäufer Blechfiguren auf dem Boden herumwackeln – u. schnarren, das thun sie aber das ganze Jahr hindurch.

Seite 2

Es wird getanzt, geflucht, gebrüllt, u. das ist bei den Franzosen der heilige Abend. (Am andern Tag, am Christfest, sind sie stiller, denn sie haben alle Katzenjammer).

Ich war auf den heiligen Abend bei Herrn Pastor Krause eingeladen. Es war eine Feier, wie sie nicht jedermanns Geschmack wäre (ich meine für Familie Krause). Etwa 10 Gäste waren eingeladen. Um 6 Uhr am Abend wurde im Vereinssaal, welcher eine Treppe tiefer liegt, als die Wohnung von Herrn P. Krause, in Gesellschaft von den Jünglingsvereins-Mitgliedern zu Nacht gegessen. Diejenigen, welche an unserer Tafel saßen, waren Gäste von Herrn Krause. Sie bestanden aus 2 Missionsschwestern, welche ich schon früher getroffen hatte, sodann aus einem jungen Kaufmanns-Ehepaar, weiters aus dem „Fräulein“ von unsern Gastgebern, welche Pfarrerstochter aus Kirchdorf am Neckar (Sie sagte, das Heimweh hätte sie in den 3 Monaten, welche sie hier ist, noch nie verlassen).

Seite 3

ist, (Sie kennt Heinrich von Burgstall (?) her), sodann aus einem Laden-Fräulein, welche aus Stuttgart kommt, seit 8 Jahren in Paris ist u. schon anfängt, ob dem französischen, das sie immer spricht, das deutsche zu verlernen. Dann waren noch so einige halbgebildete Jungfrauen (z. Teil schon älter), sowie ein altes, grauhaariges, liebenswürdiges Fräulein dabei. Abseits an einem Tisch saßen auch noch ein paar weibliche Wesen von verschiedenen Alters, welche wohl Dienstmädchen oder etwas ähnliches waren. Dann war aber die Tafel neben uns dicht besetzt von männlichen Vereinsmitgliedern, welche wohl die meisten Handwerker, z. T. auch Kaufleute waren. (Ich sprach mit einem Schreiner, der aus Naumburg stammt). An der Wand stand ein großer u. schöner Christbaum.

Nach dem Essen wurden wir von Herrn u. Frau Kr. in's Bescherungszimmer geführt, wo hell der Christbaum glänzte. Allerdings, zuerst wurde das 2 ½ jährige Töchterchen in die blendend helle Stube hineingelassen, damit sie ihre Kinderwiege entdecken sollte, danach

Seite 4

gingen wir hinein u. füllten die Stube aus. Nun suchten sich in unserem Beisein Herr u. Frau Kr. ihre gegenseitigen Geschenke. Wir standen ihnen dabei immer im Weg, was sie aber nicht im mindesten störte. Wir Gäste bekamen auch jeder eine Kleinigkeit (ich bekam ein Büchlein von Herrn Schreiner aus Stuttgart, mit welchem Frau Pastor, nebenbei bemerkt, gut bekannt ist). Wir hatten auch alle etwas gebracht. Ich schenkte eine Radierung u. für seine Fr. Pralinen. Gegen 11 Uhr verzogen sich die Gäste, wie auch ich, in Gesellschaft von dem Kaufmanns-ehepaar u. dem alten Fräulein meine Wohnung aufsuchend. (*ingeschoben*) Wir wohnen in derselben Gegend Ein etwa 35 jähriges, kleines Fräulein (sie mag Kindererzieherin oder so etwas ähnl. sein) erzählte mir, sie müsse heute Nacht noch, wie auch jeden Freitag Nacht vom Vereinslokal aus etwa 20 Minuten über die Stadtmauer hinaus zu ihrer Wohnung gehen, (sie kann allerdings bis über die Mauer hinaus fahren), in eine unheimliche Vorstadtgegend, wo

Seite 5

II

ein Wald liegt mit einigen See darin, bei denen erst kürzlich ein 17 jähriger Bursche ermordet u. mit Steinen beschwert, in's Wasser hineingeworfen wurde, wo man ihn nach 5 Tagen herauszog. Dies Fräulein hat Mut, aber(?) es ist schon viel Wagnis für einen Mann, um diese Zeit dorthinaus zugehen.

Wegen der Sache mit dem Schwindler sprach ich mit Herrn Pfarrer Krause. Er sagte mit, er hätte auch auf ähnliche Weise schon viel Geld verloren. Einmal eine höhere Summe durch einen Gauner, der sich als Arzt ausgegeben hätte u. sich Dr. nannte. Wenn man, wie er, längere Zeit in Paris lebe, so komme man auf den Standpunkt, daß man überhaupt jeden fremden Menschen als Gauner betrachtete.

Ich schrieb an die Polizeidirektion in Leipzig, habe aber bis jetzt auch keine Antwort erhalten.

(durchgezogene Linie)

Kürzlich entdeckte ich den Tiergarten. Er ist verbunden mit dem Pflanzgarten,

Seite 6

u. kostet keinen Eintritt. Er ist allerdings auch weit nicht so großartig, wie diejenigen der großen deutschen Städte sind, hat aber doch eine Menge interessanter Tiere. Leider ist das Elefantenhaus im Winter geschlossen. Zwei Elefanten dürfen sich allerdings oft im Freien aufhalten, aber die Giraffen, das Nilpferd u. ich glaube auch ein Nashorn bleiben unsichtbar. Der Garten enthält außerdem etwa 8 Löwen, 10 Bären, 3 sehr schöne Dromedare, eine Menge ziegenartige Tiere, Steinböcke, Antilopen u. dgl. Auch wilde Rinderarten sind vertreten, sowie eine Menge von Füchsen u. Schakalen in einem großen Käfig beisammen u. eine große Anzahl Hühnerarten (Pfauen schreiten z. T. frei auf den Wegen umher u. fressen einem Brod aus der Hand). Dann giebt es noch eine Herde von etwa 10 Gajern, fast ebensoviel Kondoren, einige Adler u.s.w. u. viele Papageien. Einige Arten von diesen haben kein Winterhaus. Z. B. eine Herde an

Seite 7

vielleicht 30 Stück, halbgroß, am Bauch rosafarbig, am Rücken aschgrau, gewohnt kreischend einen hohen runden Käfig neben den Gajern, welcher keinen Anschluß hat an irgendein gemauertes Gebäude, sie bringen also den Winter im Freien zu. Auser vielen andern giebt es dann nat. das Affenhaus u. das Schlangenhau, mit Schlangen, Krokodilen u. Schildkröten dazu. Das Naturalienkabinett schließt sich an den Pflanzgarten an u. hat eine sehr reichhaltige, großartige Sammlung an allen Tieren der Welt, (In der Haupthalle hängen 4 riesige Walfisch-Skelette). Im Pflanzgarten sollen viele Pflanzarten von Europa z. ersten erstenmal gepflanzt worden sein. (z. B. der Kastanienbaum u. die Platane, sowie die Akazie). Es steht hier die älteste Akazie von Europa welche vor etwa 300 Jahren mit einigen anderen zusammen versuchsweise angepflanzt wurde. Die andern sind vielleicht seit Jahrhunderten verschollen, aber sie steht noch, allerdings mit stark vermauertem Stamm, dessen einer Ast sich aber in jugendlicher Frische senkrecht erhebt u. grünt. Eine prachtvolle Ceder steht auch hier, welche (sie ist ein Nadelholz,)

Seite 8

ungefähr 150 Jahre alt ist. Ihr Stamm hat die Dicke eines Eichstammes. Sie ist nicht sehr hoch, hat aber eine sehr auffallende Form. Die Krone ist nämlich flach wie ein Stubenboden wie auch die dicken Äste ganz waagrecht, als astlose, zweiglose runde Balken vom senkrechten Stamm ausragen u. ausen in einen flachen Fächer endigen.

(durchgezogene Linie)

Letzte Woche besuchte ich auch das Grab von Napoleon I. In einer schönen Kirche mit mächtiger vergoldeter Kuppel, dem sogenannten Invalidendom, ist ein großes Rondell mitten in der Kirche u. direkt unter der Kuppel. Dieses Rondell ist um etwa 8 mtr. vertieft u. hat ungefähr einen Durchmesser von 10 mtr. Mitten aus der Tiefe erhebt sich nun auf einem starken Sockel ein mächtiger Sarkofag (*ingeschoben*) aus braunem Marmor bis zur halben Höhe der Rondell-Brüstung, u. in diesem Sarkofag liegt Napoleon. – In den letzten Tagen machte ich Skizzen für Radierungen. Zu einem ruhigen Arbeiten konnte ich bis jetzt unmöglich kommen. Wenn sich die beiden Damen, Frl. Schuhmacher u. Frl. Bantlin um 100. M. malen lassen wollen, so bin ich damit einverstanden. – Das Geld von der Sparkasse habe ich bei Zeiten erhalten, wofür ich bestens danke. Nun wünsche ich euch Allen von Herzen ein gutes neues Jahr

mit herzlichen Grüßen euer Ernst

Ernst an Familie (Brief) vom 14.04.1912.

Vorderseite Briefumschlag: *mit ausgeschnittener Briefmarke, adressiert an „Herrn u. Frau/Pfarrer Schlipf/Stuttgart/Böblingerstr. 227/Allemangne“*

Rückseite Briefumschlag: *„Exp. E. Schlipf. Paris 5. Arr./Rue du sommarard N. 9.“*

Seite 1

Paris. d. 14. April. 12.

Liebe Mutter!

Zuerst sende ich dir herzlich Glückwünsche zu deinem Geburtstag. Sie kommen zwar einen Tag zu spät an, aber ich hoffe, daß sie noch gelten.

Liebe Eltern!

Es ist wohl der letzte Brief den ich von hier aus schreibe. Ich komme ganz gerne wieder einige Zeit in die Heimat zurück, besonders da man in einem fremden Land doch allmählich das Bedürfnis bekommt, auch einmal wieder unter Menschen zu kommen, mit welchen man sprechen kann. Letzten Freitag traf ich bei Herrn Fitz-Randolf einen jungen Amerikaner, welcher als Ingenieur an der Stuttgarter Gasfabrik für einige Monate tätig ist.

Seite 2

Er schimpfte über Stuttgart u. die Schwaben, welche ich natürlich verteidigte u. dadurch eine ziemlich lebhafte u. unangenehme Debatte entstand. Dieser Herr hat ein elegantes Auftreten u. wohnt im Hotel Marquart. Schon einmal hatte ich einen ähnlichen Streit mit einer Amerikanerin, einer älteren Dame, welche die Würde (*durchgestrichen*) den Wert der Deutschen angriff. Diese Amerikaner, für welche ich mich anfangs interessierte, sind mir nicht mehr sympatisch.

Vor einigen Tagen traf ich zufällig mit einem Bekannten Bildhauer aus Rom zusammen, einem Serben. Wir saßen in einem Caffé zusammen u. da erzählte er mir, er sei in der Zeit seines 2 ½ jährigen Aufenthalts in Paris mit einer Amerikanerin

Seite 3

1 ½ Jahre verlobt gewesen u. habe aber die Verlobung wieder aufgegeben.

Diese Dame habe immer die „großartige“ spielen wollen, Vergnügungssucht ohne Gemüt. Wir Europäer (*ergänzt*) (also auch die Serben), meinte er, hätten eine zu gute Erziehung für die Amerikaner u. ich glaube – er hat recht. Vor einigen Wochen suchte ich das „Studio“ der Amerikanischen Sängern auf.

Ich brachte einen schönen neuen Schirm mit, welchen ich einige Tage vorher um 8 Fr. gekauft hatte. Als ich weggehen wollte, fand ich meinen Schirm nicht. Statt dessen stand in einer Ecke einer mit ähnlichem Griff, ein alter, schäbiger

mit sicher 10 Löchern, an welchem das Schloß fehlt, so daß jedesmal der ganze schäßige Schirm sich öffnet, wenn man ihn am Griff anfaßt. Vor mir war nur eine

Seite 4

Dame weggegangen, welche meinen Schirm haben u. welcher dieses Gestell gehören muß. Ich nahm es mit, kann es aber bei Regenfall nicht gebrauchen, da es eine Schande wäre, sich damit auf der Straße zu zeigen. Unglücklicherweise war die Vorstandsdame, welche allein die Adresse weiß, zur selben Zeit Erholungshalber 2 Wochen in Nizza, sodaß jetzt erst Anstalt gemacht werden kann, die Schirme auszutauschen. Hoffentlich steckt kein Schwindel dahinter.

(durchgezogene Linie)

Am Ostermontag machte ich einen Vereinsausflug mit, welcher von Herrn Pastor Krause geleitet wurde. Es beteiligten sich daran etwa 150 junge Leute, größtenteils männliche u. weibliche Vereinsmitglieder des evg. Chr. V. welchem Herr Pastor Kr. Als Vorstand angehört.

Man fuhr etwa 20 Min.

Seite 5

II.

mit der Bahn u. ging dann noch eine Stunde zu Fuß über Felder weg in einen Wald, in welchem man sich auf einem freien Platz mit 2 dicken Eichen in der Mitte, häuslich niederließ (es war etwa 11 Uhr). Rundherum zwischen den Büschen machten sich kleine Gruppen ein Nest zurecht, wo sie ihre Mäntel u. Teppiche auf dem trockenen Laub ausbreiteten, ihre EBwaren auskramten u. sich dann gütlich taten. H. Krause hielt eine Art Predigt, ließ einige Kirchenlieder singen, zu welchen im Lauf des Nachmittags eine Reihe von andern Liedern hinzukamen. Die meiste Zeit wurden alle möglichen Spiele gemacht, ganz ohne Zwang, die Jünglinge hatten einige Fußbälle mitgebracht, bei deren Beg...breitung(?) ich mich auch einige Zeit lebhaft beteiligte,

Seite 6

u. am Abend um 6 Uhr zog die ganze Gesellschaft wieder ab, größtenteils zwischen blühenden Kirschbäumen dem Bahnhof zu. Es war ein sehr netter Ausflug, obwohl ich persönlich nat. viel weniger davon hatte als die anderen, weil die Vereinsmitglieder fast nur aus Handwerkern u. Dienstmädchen bestehn u. mir dieselben auch fast alle fremd waren.

(durchgezogene Linie)

Herr E.(?) Zimmermann wird von heute ab 10(?) Tage lang Vorträge hier halten, welche von Herrn Krause von der Kanzel herab feierlich verkündigt wurden.

(durchgezogene Linie)

In der Nähe vom Eifelturm ist ein bewegliches Riesenrad, welches für die Ausstellung 1900 erbaut wurde, in der Art gebaut wie sie auf dem jährl. Volksfest zu sehen sind, mit Cabinen in gleichen Abständen von einander versehen, in die der Fahrgast hineinsitzt u. welche von der Ferne ähnlich

Seite 7

wirken, wie die Schapfen(?) eines Mühlrades. Wenn dieses Rad in Betrieb ist, so dreht es sich langsam (etwa, wie wenn ein Fußgänger gemütlich geht) so daß man bequem einsteigen kann u. mit Ruhe die allmählich auftauchenden u. langsam wieder versinkenden Häusermassen während des emporsteigens u. hinabsinkens seiner Cabine betrachten kann.

Dieses Rad ist so hoch wie ein sehr hoher Kirchturm u. seine Axe liegt über all den 5 stockigen u. 6 stockigen Häusern, welche sich in der Nähe befinden. Da ich an einem frühen Nachmittag, kürzlich in die Nähe kam u. es in Betrieb sah, so bezahlte ich meine 50 ctm. u. stieg hinein. Es war mir zuerst ein unheimliches Gefühl, so langsam höher u. höher zu steigen bei öfterem leichten schwanken des Waggons, senkrecht unter sich die Menschen vorbeigehen sehend. Dicht neben den roten Backsteinen eines Fabrikamins ging es einiges an dessen Mündung vorbei bis man zuletzt,

Seite 8

haushoch über der schwarzen, rauchenden Mündung des Schornsteins auf dieselbe hinabblicken konnte. Die hohen Häuser rundherum waren längst in schwindelnder Tiefe versunken u. dafür die ganze sonnenbeschienene Riesenstadt immer breiter u. deutlicher hinter dem Vordergrund emporgetaucht, welche mit ihren hellaufleuchtenden Türmen u. Zinnen, auch in fernsten Stadtteilen in sonnigen Dunste als matthelle Flecken noch sichtbar, einen großartigen, imposanten Anblick darbot. Diese ganze Herrlichkeit versank langsam wieder beim Hinabgleiten der Cabine bis man zuletzt zwischen schattigen Bretterbuden sich zum Aussteigen bereit machte.

(durchgezogene Linie)

Für die Mitteilungen danke ich bestens. Es interessiert mich, ob ich von dem Herrn Bahnhofverw.(?), noch einmal etwas erfahren werde. Von Sofie habe ich nicht mehr gehört seit meinem Geburtstag.

Mit herzlichen Grüßen

auch an die andern Ernst

Transkripte von Adrienne Piagets Briefen und Postkarten

Brief vom 12.12.1905, Punta Arenas

Vorderseite Briefumschlag: *Deutschland/Herrn Ernst Schlipf/Kunstschüler/Stuttgart/Alexanderstrasse 90s/3 ... Kusterdingen [andere Schrift]/ Poststempel: Punta Arena, 2, 010,... /Briefmarke aus der rechten oberen Ecke herausgeschnitten.*

Rückseite Briefumschlag: *mit Bleistift ... Kusterdingen b. /Tübingen ... /Poststempel: Stuttgart /Poststempel: Tübingen 3. Jan. 06.*

Inhalt: *Brief mit fünf Seiten auf einem Bogen, Beilage von zwölf Fotografien*

Seite 1

Punta Arenas, Détroit de Magellan [dt. Meerenge von Margellan], Chile den 12ten dez. 1905

Mein lieber Ernst,

Nun sind es schon 3 Wochen daß ich hier angelangt bin u ich kann kaum glauben, daß ich in America bin; ich weiß immer nicht genau wo du weilst u ob deine alte Adresse immer noch die richtige ist, doch hoffe ich, daß dieser Brief dich gesund finden wird. Ich hätte massenhaft zu erzählen, u weiß nicht genau wo ich anfangen soll, doch will ich versuchen meine Gedanken richtig zusammen zu fassen u dir eine klare Beschreibung unserer Reise zu senden, denn es wird dich wohl interessieren etwas davon zu wissen. Im großen Ganzen war das Meer ziemlich still, doch einige Male, war es recht [lebhaft] so daß, Herz, Magen, Nerven einen tollen Valzer

Seite 2

tanzen. Die ersten [Hafen] will ich nicht beschreiben, denn die Zeit war zu kurz um an's Land gehen zu dürfen. In Lisabonne Porto u Vigo schifften sich massenhaft Leute ein für die 3te Klasse: es waren Zoo Menschen welche alle im Schmutz wimmelten. Es war ecklig, auch ist alles getrennt u wir hatten natürlich nichts mit ihnen zu tun das Schiff selbst ist prachtvoll u alles mit Luxus eingerichtet so daß es eine wahre Freude war so zwischen Immel u Wasser zu schaukeln, wen nicht das „Seekranksein“ einen packen würde. Doch kann ich mich wirklich nicht beklagen, u außer beim schlechten Wetter, war ich recht munter. Das interessanteste unserer ganzen Reise, war das Besuch in den Cap Verde Inseln, namentlich St. Vincent. Mein Leben lang, werde ich diese paar Stunden nicht vergessen: Sobald das Schiff in Sicht von der Küste war, kamen massenhaft N[...] mit lauter Kram zu verkaufen. Kinder in jedem Alter kamen u wenn man ihnen 5 Pfennig ins Wasser war, so stürzten sie alle drauf los u tauchten wie Fische sehr tief und brachten das Geldstück in dem Mund. Einige sogar [gingen] unter dem Schiffe für eine Mark. Nun etwas vom gesamten Ausblick. Das erste was auffällt, ist das kahle, öde in der Landschaft. Viele Berge erheben sich prachtvoll aber nichts von

Vegetation ist zu entdecken; alles hat eine rötliche Farbe, so daß man sich eher vor dem ... eines ... glauben würde als vor der Wirklichkeit

Seite 3

sobald wir das Schiff verlassen konnten nahmen wir ein Segelschiff bis zur Küste u lustig und munter mit andren Passagieren haben wir diesen neuen Boden betreten. Kaum waren wir angelandet, waren wir überstürzt von allen Seiten von der Ganzen Schaar welche du auf dem Bildchen sehen wirst u von allen Seiten war zu hören „Ein Pfennig Madame“ in allen Sprachen das merkwürdigste ist daß diese Kinder welche [nun] aus den Inseln herauskamen, die Sprachen ganz gut beherrschen u was noch merkwürdiger ist sind die verschiedenen Farben der N[...]. Vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Blond sind sie zu sehen: Es ist ein Zeichen daß die Weißen sich dort niedergelassen haben! Ich habe einen also ganz mit dem Typus der N[...] u schwarz mit hellblonde Haar gesehen. Als wir von der ganzen Schaar mit vielen in Adam Costüm begleitet wurden, bemerkte ich ein Mädchen welches mich scharf fixierte. Plötzlich sagte sie mir in dem reinsten Deutsch: Fräulein sprechen Sie Deutsch? Ganz erstaunt schaute ich sie an, u da find sie an mir zu erzählen, daß sie in Berlin gewesen sei u dort sei es so schön!! etc. Ist es nicht [komisch]? Nun sende ich dir einige Bilder von dort welche dich sicher interessieren werden. Meiner Ansicht nach war dies das interessante unserer Reise. Nachher konnten wir nur in Bahia auf's Land wo auch manches schöne zu sehen war; dort haben wir ein köstliches Bild mit dem Kinde aufgenommen. In Rio de Janeiro ebenfalls. – Wenn ich an das wunderschöne Wasser denke, so wird es mir ganz wehmütig, denn an manchen Tagen war es von einem praftvollen Blau. Vor Montevideú waren

Seite 4

wir von einem dichten Nebel umgehüllt es ist wirklich etwas Alle 5 bis 10 Sekunden pfeift er. An einem Abend plötzlich stand das Schiff still u er pfiß schauerlich in die Nacht hinein. Ein anderes St... war in der Nähe u vorsichtig kreuzten sich die beiden ohne sich zu sehen. Der dicke Nebel u dann alles so miteinander wurde uns lanweilig denn 28 Tage sind doch sehr lang dafür freuten wir uns richtig anzukommen. Am Freitag den 15ten Nov. Standen wir der Punta

u etwas lange durfte ich keinen Blick auf die Küste werfen Morgens kamen wir auf das [mitig] zu. Um 5 Uhr stand ich auf u wie schön war da der Anblick! Die ersten Strahlen der Sonne kamen über die Stadt u alles war wunderschön beleuchtet. Am Meer erstreckt sich die Stadt u im Hintergrund erheben sich Berge mit [Schnee]. Auf der anderen Seite der Meerstraße ist eine lange Kette von hohen Bergen wie in der Schweiz. So schnell wie möglich machten wir uns fertig und nach langem Warten kam endlich das Schiff von der Stadt u wir wurden vom Schwager empfangen. Meine Eindrücke von hier sind sehr verschieden. Die Stadt selbst ist etwas traurig d. h. sieht traurig aus, weil die [Häuser] sehr niedrig sind. Das hiesige ist sehr hübsch ein h... u wir werden hier einige Monate verbringen müssen, weil wir leider kein einziges Haus zu mieten finden konnten. Wir müssen ein Haus bauen. Glücklicherweise hatte mein Mann vor einiger Zeit ein Haus mit einem ziemlichen großen Stück Boden gekauft u auf diesen werden wir ein Haus nach Europas Mode bauen. Ich bin froh denn so werden wir sehr nett eingerichtet sein. Von Punta selbst werde diesmal nichts sagen, es wird für's nächste Mal sein, denn ehe ich die ganz genau kenne will ich keine Kritik wagen.

Seite 5 auf Seite 1

Die Colonie hat sich in letzter Zeit sehr entwickelt u wir sind mit den geschafften sehr zufrieden; mein Mann hat alles wieder in ... u ... gefunden: Wir können wie zufrieden sein. Nein wie steht es mit dir? Was treibst du? Ich freue mich etwas von dir zu hören u hoffe bald was zu erhalten. Ich sende dir schon einige Bildchen, die folge wird ein anderes Mal kommen. Nun sei herzlich begrüßt u ich wünsche dir noch ein glückliches 1906. Deine Adrienne

Brief vom 20.04.1906, Punta Arenas, Magellan, Chile

Vorderseite: *Allemagne/Herrn Ernst Schlipf/Kunstmaler/Stuttgart/Urbandstrasse 112 Baden Württemberg/ Poststempel: Punta Arenas, Chile, 21 Apr. 1906/ganze rechte obere Ecke abgerissen (vermutlich wegen Briefmarke)*

Rückseite: *Abs.: A. Piaget. Punta Arenas/Magellan - Chili*

Inhalt: *Brief mit drei Seiten auf einem Bogen, Beilage von 16 Fotografien*

Seite 1

Punta Arenas den 20igsten April 06.

Magellan Chili

Lieber Ernst,

Nun wieder einmal greife ich zur Feder um dir Nachricht zu geben. Es ist schon einige Zeit her seit ich deinen Brief und deine Karte erhielt wofür ich dir herzlich danke; Ich wartete einige Zeit um dir Antwort zu geben, weil ich eine kleine Sammlung Photographien haben wollte meinem Briefe beizulegen und ich dachte, daß vielleicht einen Brief oder Karte für den 8ten April eintreffen würde, so hätte ich für alles mich gleich bedanken können. Nun ist der 8te April vorbei also kann ich meine Zeilen abschicken, wenn auch ohne Dank für die Glückwünsche doch kann ich ja nicht verlangen, daß du noch an meinen Geburtstag denkst nach manchem Jahr jetzt, daß wir getrennt sind. Nun lese ich deinen letzten Brief durch u bin froh, daß du fröhliche Feiertage zu Hause zugebracht hast; es wird dir komisch klingen das nach 4 Monaten anzuhören nachdem du jedenfalls schon die Osterfeste in ... dürfen zugebracht hast.

Seite 2

Mit dem letzten Schiffe kamen viele Briefe u Karten aus der Heimat mit Glückwünschen! Wie staunte ich dein Lindauer Karte zu erhalten mit dem Pulverturm welche ich dir einst sand, weil ich das Bildchen so gerne ansah u dich bat, es ein wenig zu vergrößern da ahnte ich sicher nicht daß von Lindau nach Stuttgart die Briefe sich so verlängern würden, u diese Karte dienen würde um mir für meine 23 Lenze zu gratulieren. Es hat mich gefreut dies Türmchen wieder zu sehen. Es war mein Lieblingsspaziergang auf u oft stand ich am Geländer in die Weite blickend oder in die Wellen _

Um auf dein Brief zurückzukehren – du fragst ob wir Theater haben u ich muß dir sagen daß wir ein großes haben, [und] den ganzen Sommer durch war eine gute [Opera Truppe], wir haben einige Mal eine Loge gemietet – Es war sehr hübsch. – sonst an Konzerten fehlt es allerdings denn die Künstler können hier nicht –.

Wir haben eine schöne ... gehabt ohne Wind (du würdest hier gerne sein wenn du mit ein solches ... den Wind heulen hörst) wir haben einige schöne Spaziergänge gemacht – Mann u Schwager reiten jeden Sonntag, sie hüpfen in die Wäiden ... mit großer Luft denn ihre Pferde galopieren nach Herz und Lust nur zu viel; doch sind beide gute Reiter und kennen die Pferde –

Nun wird sich mein Leben hier ganz gut gestalten überhaupt wenn ich die Sprache kenne, bis jetzt kann ich wenig in Verlegenheit denn wo man hier geht wird deutsch u französisch gesprochen, doch ist es gut Spanisch zu können, es wird nur nicht so leicht wird es mir nicht wie Deutsch, auch muß ich eingestehen, daß ich mich hier jetzt wenig gerührt habe. Es sind ja hier sehr viele Deutsche sowie Franzosen. Überhaupt Europäer. – Ich könnte noch lange mit dir schwatzen, doch muß ich für jeden Brief etwas übrig lassen, so will ich meine Plauderei schließen ... ich hoffe, daß dich dieser Brief gesund treffen wir u schreibe bald.

Hoffentlich wirst du nicht sagen können daß mein Stil gebrochen ist wie im letzten Brief, doch sage mir dein Meinung darüber.

Seite 3 auf Seite 1

Mir geht es also sehr gut außer manchmal ein wenig Heimweh, es ist dir keine besondere Neuigkeit mitzuteilen, weil keine vorhanden ist. Wir sind zufrieden in Allem u wie gesagt, wird es ein Fest sein wenn wir ausziehen oder besser einziehen!

Von zu Hause habe ich gute Nachrichten, wir freuen uns auf jeden Brief der aus Europa kommt. Am Ostertag haben wir auch einige Eier gefärbt. Hier kommt der Osterhase nicht um zu legen!! Diese kostbare Eigenschaft besitzen sie nicht. Nun was machst du. Ich suchte mir vorzustellen wo du deine Wohnung hast, konnte es aber nicht weil ich die Straße nicht kenne. Nun sei lieber auf das herzlichste begrüßt von deiner alten A.

Brief vom 01.06.1906, Punta Arenas

Vorderseite: *Deutschland/Württemberg/ Herrn Ernst Schlipf/Kunstmaler/Stuttgart/Urbandstrasse 1/2 .../ Poststempel: Punta Arenas, Chile, 04. Jun. 1906/*

Briefmarke mit rechter oberer Ecke ausgerissen/ Hinweis mit anderer Schrift: W..., nach Kusterdingen (Pfarrhaus) bei Tübingen folgen lassen

Rückseite: *Absender.- A. P...[aufgerissen] Détroi.../ Chili, Améri... Zusatz mit Bleistift, Poststempel Stuttgart*

Inhalt: *Brief mit neun Seiten auf zwei Bögen*

Seite 1

Punta Arenas den 1ten Juni 1906.

Mein lieber Ernst,

Am 22sten April ging ein langer Brief von hier weg, mit ungefähr 20 Bilder, einige sehr interessant u heute erfuhren wir telegraphisch, daß das „Orissa“ eben das Schiff, welches dir den Brief bringen mußte Schiffbruch erlitten hat und zwar auf der Küste von Portugal; Näheres wissen wir noch nicht, aber es ist schrecklich denn alles war voll von Leuten, von hier waren's 114; du wirst wohl die Sache in den Zeitungen gelesen haben u näheres über dieses Unglück schneller wie wir erfahren; also wirst du den Inhalt ... Brief nicht erhalten haben denn wenn ich nicht irre ist er mit dem Schiff abgefahren, ich bedauere es, denn die Photographien von Landschaften hatte ich extra schnell noch gemacht ehe die Platten von dem Ingenieur weg genommen wurden u ich kann sie nicht mehr bekommen.

Seite 2

Mit dem Trompeter mußst du dir sagen: es hat nicht sollen sein, daß ich sie erhalte. Nun kann es noch sein, daß ich vielleicht irre, aber ich glaube es kaum, ich werde übrigens schon Nachricht darüber erhalten denke ich. Wenn es so ist mit dem Orissa, daß alles untergegangen ist, ist es schrecklich; es ist das ganz selbe Schiff wie das „Orania“ welches uns nach hierher führte u es ist unbegreiflich wie dies Unglück vorkommen könnte, denn der Capitän ist der beste und reichste an Erfahrung der Company seit Jahren macht er die Reise nach hierher und kennt den Weg ausgezeichnet. Ich freue mich Näheres zu erfahren u ich will hoffen daß die Passagiere gerettet wurden, wenn nicht, so ist diese neue Katastrophe mit den anderen gegenwärtigen zu zählen u es ist wahrhaftig ganz entsetzlich wie es in der Welt zugeht.

Nun ein anderes Thema. Ich schreibe dir diesmal von meinem niedlichen Schreibtisch aus. Wir sind jetzt seit 14 Tagen vollständig eingerichtet u wie nett ist es. Du sagtest in deinem letzten Brief

Seite 3

daß unser Haus dir öde vorkam; wenn du sie mit den anderen daneben sehen würdest, würde diese Meinung weichen. Wir sind wie wenige Leute sind. So nett u ... alles ist u wir sind jetzt so froh in unserem „Heim“ sein zu dürfen. Schade, daß wir nicht Verwandten u Freunden einladen können; das ist der einzige Schatten.- Was ich dir sch im letzten Brief schrieb kann ich dir unmöglich widersagen und werde mich [bemühen] dir auf den letzten erhaltenen Briefe Antwort zu geben. Nach Lektüre derselben war ich eher unangenehm berührt als das Gegenteil. Erstens war ich betrübt für dich, daß du eine Enttäuschung mit der Ausstellung hattest, dann aber der bittere Ton der in deinem Briefe herrschte machte mir [Angst]! Ich begreife ja ganz gut, daß wenn man das Gefühl hat seine Pflicht erfüllt zu haben, eine Zurechtweisung kränken kann, aber [derjenige] der sie dir machte war doch dein Vater, der doch immer gut mit dir war und noch glaubte seine Pflicht dir gegenüber zu erfüllen. Nun will ich darüber nicht weiter sprechen,

Seite 4

aber ich bin auch deiner Meinung, den Mut nicht deßwegen verlieren, denn es kommt jedem Künstler vor einmal oder 2mal solche Erfahrung zu machen. Was mir nicht gefallen hat, es ist deine Art von den Frauen zu sprechen. Es mag ja in deiner Umgebung freche haben u sogar viele aber bitte Ernst, sage dir ein für alle Mal, daß nicht alle nach dem wie diese sind d u daß es auch viele edle Geschöpfe hat. Wie ich dir schon einmal in einem frühen Brief sagte, bist du leider mit einer gezwungen mit niedrigen Geschöpfe im Verkehr zu stehen, aber vergesse diese, einmal aus dem Atelier heraus um dann die Velt und seine Frauen mit anderem Sinn zu beurteilen. Ich weiß nicht ob du mich verstehst, du wirst mich jedenfalls auslachen und sagen ich sei langweilig, aber siehe Ernst, es tut mir immer Leid für dich wenn du eine solche schlechte Meinung von uns Frauen hast. Nun will

ich glauben, daß du dies in einem Augenblicke schriebst wo du wegen der Ausstellung etwas verbittert warst.

Seite 5

Deine sonstigen Nachrichten freuen mich immer sehr. Daß du dir eine größere Tour vornehmen wirst ist ganz nett. Werden deine Schritte die Schweiz, meine liebe Schweiz berühren? Wenn ja, denke an mich dabei ...? Augenblicklich sind bei Euch die Bäume eine wahre Pracht sowie die ganze Natur während wir hier sehr kurze Tage haben u Kälte. Wir haben seit 14 Tagen ein herrliches Winterwetter. Ungefähr 9 bis 10 Grad Kälte mit schöner Sonne die Schlittschuher!! Sind froh daran. Ich hatte gern die meinigen wieder einmal aus ... Versteck geholt, aber seit wir in unserem Hause sind, sind wir so glücklich u zufrieden, daß wir gar nicht mehr hinaus mögen. Tag's über bin ich manchmal etwas alleine; doch habe ich in meiner Einsamkeit eine kleine Gefährtin namens „Négrita“ eine reizende kleine Hündin schwarz mit hellbraunen Fleckchen. Sie ist 2 Monate alt u ist einfach entzückend.

Seite 6

Sie begleitet mich überall u kann beinahe von ihr nicht mehr los werden, mit freudigem Gebell kommt sie mir entgegen während im Hof unser mächtiger „Napoleon“ mich vor Freude beinahe umwirft; der da ist ein großer Jagdhund 3 Monate alt und er ist spiellustig was schreckliches, denn ich muß alles vor ihm retten, wenn er sich ins Haus einschleichen kann, bringt er alles Mögliche heraus. Noch ein ... besitzen wir, also bin ich gut gehütet wie du siehst meine 3 Hunde verwöhne ich arg bis ich mal andere kleine Geschöpfe mehr interessant verhätscheln kann; aber vorläufig sind sie noch in den Wolken u wer weiß ob ich je einmal Mutter werde; ich fange an zu zweifeln. Nun muß man die Hoffnung nie aufgeben! In meinem Haushalt fühle ich mich sehr zufrieden und die holde [„Mutika“] kommt immer noch zu ihrem Recht.

Seite 7

Mein schönes gutes Klavier was ich als Hochzeitsgeschenk von meinem Mann erhielt ist ein ausgezeichnetes Instrument u in unserem großen Eßzimmer schallt

die Stimme wunderschön, sodaß es eine wahre Freude ist. Meine Schwägerin hat eine hübsche Stimme; ich bilde sie ein wenig aus u wir singen Duett während mein Mann die Melodie auf seiner Geige oder Mandoline versucht; so vergeht mancher schöne Abend. Wenn der [Associé] meines Mannes kommt (er ist ein deutscherschweizer) holen wir die Volkssammlung hervor und die deutschen Lieder welche wir im Schwabenländli sangen kommen an die Reihe; da sehe ich mich wieder in Stuttgart oder wo anders und höre in Gedanken wie wir damals gesungen – o schöne Zeit wie liegst du weit, kann man auch singen – Ende dieses Monats werden es 9 Monate sein daß ich verheiratet bin; ich kann es kaum glauben das solange ist,

Seite 8

daß ich am Altar stand. Es geht wahrhaftig komisch im Leben zu u unsere Schicksäle sind merkwürdig. Ich sitze hier in Punta die aller südliche Spitze America u wer weiß ob du nicht vielleicht nach Africa oder Groenland oder gar hier einmal kommen wirst. Als wir in der Stube Frau Roth's saßen dachten wir sicher nicht, daß einige Jahre darauf die eine so weit sein würde. Nun will ich meinem Geplauder ein Ende machen u noch einmal gesagt, wenn du meinen am 22 April abgesandten Brief nicht erhalten hast, so tut es mir der Bilder wegen sehr Leid, denn es waren welche von den südlichen Kanälen (die weltberühmt sind) die wertvoll sind, denn es kommt nicht oft vor daß welche aufgenommen werden. Nun wenn du diesen Brief bekommst wirst du deine Ferien antreten wie komisch, vergiß trotzdem America nicht u schreibe doch. Nun ... Ferien!

Seite 9 auf Seite 1

Ich hoffe wohl daß du doch auch Freude an deine Arbeit hast u an die dumme Ausstellung nicht mehr denkst, für Jedermann sind Enttäuschungen im Leben, aber es kommen immer wieder gute Tage. Ich schrieb dir im letzten Brief daß es mir Leid war daß Euer [Ami] so tragisch endete u er hat Euch fehlen müssen man gewinnt die ... so lieb. Wenn du nach Hause gehst grüße mir Anna recht [gelt] ? Ist Sophie mit ihrem Kochkurs fertig?

Brief vom 22.08.1906, Punta Arenas

Ohne Briefumschlag

Inhalt: Brief mit zehn Seiten auf zwei Bögen und einer Seite

Seite 1

Punta Arenas den 22sten August 1906.

Mein lieber Ernst,

Nun kam mit den letzten Schiff dein Brief an es war allerdings eine Zeit lang daß keiner angekommen war; Nun bist du im Besitz von den geglaubten verlorenen u kaum hatte ich mein 2ter Brief abgesandt hatte, erfuhr ich daß das [betroffene] Schiff glücklich in Europa angekommen war. Es ist lächerlich solche falsche Nachrichten zu verbreiten du wirst jetzt eine andere erfahren haben, die diesmal leider kein Schwindel ist, nur zu wahr ist nämlich die Zerstörung von Valparaíso u teilweise von Santiago Hauptstadt von Chile mit ihrem Hafen; wir sind von dem großen Unglück tief erschüttert denn obgleich 7 Tage uns von den beiden Häfen trennen, können wir hier nicht sehr sicher sein da die ganze Cordillera [Gebirgskette] sehr vulkanisch ist.

Seite 2

Nachdem San Francisco verschwunden war, wurde von den Astronomen voraus gesagt, daß ebenso Valparaíso durch Erdbeben zerstört sein würde u richtig am genauen Datum kam es so. Die ... sind schrecklich; was nicht sehr erfreulich ist, ist der Umstand, daß ebenso vorausgesagt wird daß Anno 1908 ein August ganz Südamerika durch ein schreckliches Cataclisme [Katastrophe] vernichtet wird; in ... wo die letzte Sternwarte sich befindet wurde es gesagt u von andern versichert. Eine schöne Aussicht was meinst du? Auf jeden Fall die vielen Catastrophen die in letzter Zeit vorkamen machen Einen bedenklich. [Städtename], [Städtename], San Francisco, Valparaíso und andere noch kleinere, die Vulkanen scheinen wieder tätig zu werden – vor dieser Katastrophe wirst du viel in Eure Zeitungen zu lesen bekommen, also ist es Unnütz daß ich dich damit unterhalte u lassen wir die trüben Gedanken beiseite. Schnell auf deinen letzten Brief zurück!

Seite 3

Mit Erstaunen las ich den Inhalt, u nachdem Lesen mußte ich unwillkürlich lachen. Du verlangst von mir einige Worte zurückzunehmen! Ich habe wirklich keine zurückzunehmen, den ... ein bischen. Da ich nach Erhalten eines Briefes fand, daß du von Mitschülerinnen zu legere u rücksichtslos sprachst, wollte ich sie verteidigen indem ich dir schrieb daß du nicht die Tendenz haben mußst so ungeniert sie zu kritisieren u zur Antwort bekomme ich den Befehl Worte zurückzunehmen die sich nur auf Modellen beziehen. Na Ernst, wie konntest du denken daß ich von richtigen Mädchen so schprechen würde. Du mußst mich doch genau kennen um mir das nicht zumuten. Es war mir eine Freude daß du sie so in Schutz nahmst u wie gesagt wenn ich ihnen etwas zu Leid getan hätte, würde ich alles ... zurücknehmen; da aber es mir sehr fern lag ihnen irgendein Unrecht zu tun, tue ich's nicht da du mich mißverstanden hast. Ich kenne die Welt genug um zu wissen daß diese

Seite 4

Malschülerinnen von gutem Kreise sind wie überhaupt die Musikschülerinnen; daß im Allgemeinen diese Schülerinnen freiere Ansichten als andere Mädchen besitzen, doch sind dabei auch Ausnahmen. Nun wieder Mal ein Mißverständnis erklärt u denken wir nicht mehr daran. Nach dem Stempel deines Briefes bist du wieder in Kusterdingen. Wie lange hast du Ferien? Ich hoffe daß du deine Vakanz gut ausnutzen wirst. Vergesse nicht mir während der Zeit noch einmal zu schreiben über deine Beschäftigungen u deine Pläne. Ich kann kaum glauben daß du bald 23 Jahre wirst u daß ich schon drüben bin; ich meine immer wir seien wie damals in Stuttgart noch 2 unerfahrene Menschenkinder. Doch sind die Jahre wirklich vorüber u das Ernst des Lebens mit ihnen gekommen gelt? Die schönsten Jahren eines Menschen sind f doch die, wo er so sorgenlos in den Tag hineinleben kann sich seinem Studium ganz widmen kann da sind die Illusionen noch unberührt; nach u nach dann fallen sie ab eine nach der anderen. Es ist gewöhnlich so.

Seite 5

Ist Sophie bei Euch zu Hause; seid ich überhaupt alle beisamen?

Da du dich auch für Amerika interessierst, will ich dir ein wenig von uns sprechen. Augenblicklich gehen wir dem Frühling entgegen u die Tage sind jetzt schon ziemlich lang. Der Winter war sehr schön jetzt hat's es ... in den Straßen wie du wohl noch nie gesehen hast, u nie sehen wirst. Mit dem Wind wird es bald trocken sein. Es wehen Frühlingsdüfte u dabei muß ich an das Lied welches wir im Chorgesang im Konservatorium sangen: Die Fenster auf, die Herzen auf geschwinde, geschwinde! Weiter kann ich's nicht mehr. Wir haben unsere Galerie mit Pflanzen geschmückt u es ist eine Freude sie zu beobachten; jeden Morgen geht mein Mann schnell sie bewundern u jede neue Knospe die herauskommt ist bereitet ihm eine große Freude namentlich ein kleiner Apfelbaum welcher wir von Valparaiso kommen liesen sowie viele andere Pflanzen; Mein Mann hat eine Passion für Blumen, Gärtnerei im allgemeinen; jeden Sonntag zieht er alte Kleider an u beschäftigt sich mit Gärtnerei; Es ist immer eine Eigenschaft, wenn ein Mann Sinn für die Natur hat u es freut mich sehr.

Seite 6

daß der meinige so ist; es wird Zeit werden den Garten zu richten u so wird unser Hauschen mit Blumen nicht mehr so öde aussehen – Meine 3 Hunde sind meine Lieblinge u ich werde dir ihre Photographien senden. Es ist vielleicht lächerlich, doch mag ich die Tiere furchtbar hauptsächlich Hunde; wenn du meine kleine Negrita sehen würdest wie reizend sie ist, schrecklich klein aber so niedlich; es macht einen komischen Eindruck sie neben unserem mächtigen Napoleon zu sehen; die 3 erheitern den Hof durch ihre Tolle Sprünge u das Pferd ist ein guter Kerl, denn von ihren Reizereien (ich erfinde neue Wörter glaube ich?) wird er nie böse. Jetzt daß das Wetter besser ist werde ich mit photographien wieder beginnen u ich werde dir wieder einige schicken –

Am 18 September ist hier gewöhnlich großes Fest während 3 Tagen um die Independenz von Chili zu feiern. Gewöhnlich ist alles aus Rand u Band; weil aber diese Katastrophe vorkam wird nur das offizielle Fest stattfinden. An Amusement wird nicht gemacht. Eine ...

Seite 7

Für die getroffenen wurde sofort veranstaltet u es hat ziemlich viel.

Was soll ich dir noch erzählen? Wir erwarten eine Dramatische Theatertruppe welche die Jungfrau von Orleans mit vielen andere Stücken geben wird. Wie wird wohl die Jungfrau von Orleans auf Spanisch sein? Was die Sprache angeht, so geht es schon etwas geläufig u ich kann wenn auch mit Fehlern ziemlich reden. Es ist augenblicklich ein Wirrwarr in meinem Kopfe. Deutsch Englisch Französisch Spanisch, tanzen einen tollen Walzer, wobei das Deutsche einen gehörigen Fußtritt bekommen hat; du wirst es wohl an meinen Briefen merken. Je mehr ich Spanisch lerne desto mehr vergesse ich das andere; ich hätte schon viel früher geläufig sprechen können wenn ich mir ein wenig Mühe gegeben hätte, aber ich wollte es nicht; es war ein wenig Eigensinn, nun aber jetzt wird es hoffentlich rasch gehen; ich habe zwar sehr wenig Gelegenheit Spanisch zu sprechen, da die meisten Bekannten Franzosen oder Deutsche sind, die ... am meistens.

Seite 8

Über die leute u Stitten hier hätte ich noch massenhaft zu erzählen, doch werde ich es für ein anderes Mal aufsparen. Nur schnell etwas über die Dienstboten Frage welche amüsant ist u die Damen Europa's welche klagen, sollten ein wenig nach hierher kommen, dann würden sie sich glücklich preisen. Nun sind die Dienstboten sehr teuer; es giebt Chilotén (...: Tschiloten) (die niedrige Klasse) welche so schmutzig sind daß man nur vom Sehen genug bekommen; 2tens giebt es Fremde aber die ersten so wie die 2ten sind sehr frei u du mußt dich auf alles gefaßt machen. Meine Schwägerin sandte die seinige für eine Besorgung es war 3 Uhr Nachmittags; nun 3 Tage später kam das Mädchen wieder ohne Geld u Besorgung; es war mit ihrem Schatz gewesen! Ich machte Augen auf ich sage dir! Nun hier ist es so Gewohnheit daß man gar nicht mehr daran denkt wenn sie in den Dienst treten, haben sie nichts, kaum ein Hemd, aber Röcke mit einer Schleppe voll Rot, u Ringe am Finger so viel wie du willst.

Seite 9

Alles was sie verdienen verschwindet für schöne Kleider u für's trinken. Es ist schrecklich hier wie die Chilotes (also die niedrigste Klasse) trinken, sie geben ihr Hemd wenn sie eins haben für ein Glas Branntwein; meine Schwägerin hatte ein Mädchen die ihr Spiritus alles wegtrank. Was sagst du dazu. Es ist klar daß solche Mädchen nicht im Hause wohnen; hier hat es immer eine Dependenz mit jedem Haus, für Salz u so w. Neben oft ein Stübchen wo sie schlafen. Diese Art wird 20 Pesos bezahlt also 35[Fr] [vermutlich frühere französische Währung Franc] monatlich. Für bessere, saubere, wird 50 Pesos oder 60 monatlich bezahlt u sie stellen uns Bedingungen alle Leute verdienen viel; ein einfacher Arbeiter besser ein Tagelöhner verdient seine 5 Pesos, 7[Frs]. Ein guter Arbeiter viel mehr; aber eben keine kommen zu etwas (die Fremden aus ...) weil sie alles weg trinken. Ich werde dir einmal ausführlich von den sogenannten „Loberos“ schreiben.

Seite 10

Es sind die Leute die Fischotter jagen. [Für den feinen Pelz]. Es ist ein interessantes Kapitel. Doch ein anderes Mal, da die Küche mich verlangt. Nun sei herzlich begrüßt von deiner... .

Ich werde dir eine Sammlung von Karten von la Tierra del Fuego [Feuerland] senden, nur aber nachdem ich wieder ausführliche Nachricht bekommen habe. Grüße an Anna.

Brief vom 21.07.1907, Punta Arenas

Vorderseite: *Deutschland/Herrn Ernst Schlipf/Kunstmaler /Kusterdingen/ Stuttgart/Museum der Bildenen Künste/ Briefmarke links unten herausgeschnitten*

Rückseite: *Zusatz mit Bleistift, Poststempel Stuttgart, Poststempel Tübingen 8 Sep 07*

Inhalt: *Brief mit neun Seiten auf zwei Bögen*

Seite 1

Punta Arenas den 21sten Juli 1907.

Mein lieber Ernst,

In der Tat war es lange her, daß nichts von dir eingetroffen war, doch diesmal wurde war das erhaltene um so größer u wie überrascht war ich diese reizende Radierung zu sehen, es hat mich riesig gefreut eine von deinen Werken zu erhalten u umso mehr da ich die Ruine gut kenne, ich erinnere mich so gut wie wir vor dem Hause saßen, du warst ziemlich still; wir ruhten auf dieser Bank aus um Zeit deiner Schwester u deiner Mutter zu lassen, mit ihrer Putzerei fertig zu werden ehe wir ankamen! Erinnerst du dich? U welche Hitze war es als wir ankamen.

Seite 2

Gleich nachher regnete es fürchterlich so daß mein weißer Rock nur noch vom Namen es war nachdem wir durch die Wiese bes gegangen waren. Du siehst daß ich ein gutes Gedächtnis habe! Nun auf die besprochene Ruine zurück zu kommen danke ich dir herzlich die Arbeit ist sehr schön ausgeführt ich wollte ebenso gut arbeiten können! Doch steht es aus meinem Reich! Danke ebenfalls für deine andere Nachricht die Schilderung der Pfarrhäuser ist etwas traurig u ich gedenke oft der armen Anna sage es ihr wenn du sie siehst! Und Sophie wird sie also nicht heiraten? Sie war ja damals so frisch u munter; schade wenn sie ledig bleiben soll. Es ist wunderlich wie die Jahre rasch vorbei gehen! Schon 6 daß ich Stuttgart verließ u schon 2 daß ich auf Amerikanischen

Seite 3

Boden bin! Wie rasch wird man alt. Nun sagst du daß du daß du den Rudersport auf dem Neckar sehr huldigst! Sehr nett umso netter in der Gesellschaft einer lieben Canstatterin die Gegend eignet sich sehr hübsch zu einer Idylle. Doch sag mal Ernst, wird es was ernstes oder bist du der Schmetterling von dem du einst sprachst, der von Blume zu Blume flattert ohne sich an eine zu haften? Es wird mich interessieren wie es weiter geht; sag es mir in deinem nächsten Briefe –

Daß du vorläufig Arbeit ... hast freut mich, es ist schade daß du Stuttgart nicht ein wenig verlassen kannst, es würde dir von großem Nutzen sein ein wenig zu

reisen u du würdest ebenfalls aus dem Kreise indem du dich bewegst heraus kommen, denn er scheint mir nicht einen guten Einfluß auf dich zu haben üben. Danke daß

Seite 4

die Jugend nie wieder kommt u wenn du diese kostbaren Jahre so dahinfließen läßt ohne fest zu arbeiten, sind sie verloren u vielleicht wirst du es bitter beueuen; nun aber entschuldige ich bin weder deine Mutter, noch deine Großmutter um dir Moralpredigten zu machen, doch macht es mir Leid wie du schreibst u ich sagte dir eben das nur in wohlgemeinter Weise -

Jetzt ein wenig von uns; seit meinem letzten Briefe ist also viel neues vorgekommen; zuerst die Ankunft eines reizenden lieben Töchterleins am 20sten April um 4/2 am Nachmittag! Jetzt schläft sie ruhig neben mich während ich schreibe - Du machst dich kein Begriff wie wir das kleine Ding lieb haben; niemals hätte ich mir zugetraut so viele Liebe im Herzen für das kleine Kind aufgespart zu haben.

Seite 5

Nach 3 Wochen haben wir sie sehr krank gehabt nachdem ich so daß wir gedanken sie verlieren zu müssen, jetzt ist sie recht munter u lebhaft was nicht zu denken ist, [queksilber]!!! Mit ihren kleinen spitzigen Augen schaut sie überall herum u kann lachen - - - herzlich nett. Niemals hätte ich gedacht daß so ein kleines Geschöpf Einem das Herz so ganz u gar rauben kann! Ehe man welche hat kann man das wonnige Gefühl gar nicht empfinden zuerst u dann begreifen! Du wirst auch seiner Zeit die Erfahrung machen - Jeder kleiner Vorschrift freut u wie niedlich wenn sie im Bade mit den Beinchen plätschert! Es ist ihre größte Freude! Nun aber werde ich dich mit dem Tema langweilen. Doch möchte ich, du könntest sie sehen wie niedlich sie ist. Ihr Vater ist vernarrt mit ihr

Seite 6

obgleich er lieber einen Buben gewünscht hätte. Was mir angeht war ich sehr froh ein Mädchen zu bekommen ich hatte es von Herzen gewünscht.

28ster Juli draußen wettet's Schnee, Regen, Wind, alles tobt sich um die Wetter aus. Meine Marguerite ist neben mir lachend in ihrem Bettchen, will sehen ob sie mir Ruhe läßt um heute meine ... zu erledigend denn das „Fräulein“ hat jetzt Ansprüche u möchte spaziert werden. Es bleibt mir nicht mehr viel zu sagen; alles geht der gewohnte Gang. Im Garten ist alles Eis u Schnee, die Hunde bleiben in ihr Häuschen versteckt, die Hühner ebenfalls im Hühnerhof, nur alleine eine Ziege erfreut den Hof durch ihre tollen Sprünge, wir haben sie neulich

Seite 7

gekauft um Milch für die Kleine zu haben da die letztens wie schon erwähnt sehr krank war u mußte gute Milch haben. Du siehst daß das Haus Piaget die Tiere nicht verschmähst: Katze, Hunde, Hühner, Ziege, u ein Kanarienvogel, der auch im Zimmer ziemlich still ist; beim ersten Sonnenschein singt er wundervoll –

Zum Schluß noch eine Neuheit:

Ich werde warscheinlich im Frühling nach Europa reisen – es wird sehr warscheinlich sein doch muß man noch sehen, wann mein Mann fort gehen muß; er wird nach der Estancia [Bezeichnung für Landgut] reisen müssen u wird 6 á 8 Monate vort sein (sind 7 Tage zu Pferd nach dem ... von S. Cruz aus) du kannst dir denken, daß für mich zu traurig wäre hier alleine zu bleiben denn in der Zwischenzeit kann er nicht zurückkehren, also

Seite 8

will ich nach Hause gehen; ich nehme mein Mädchen mit oder noch mein Mann begleitet mich hin – Das steht zwar noch als Projeckt Projekt da, doch wenn mein Mann fort muß bleibe ich nicht hier. So stehen die Sachen bei uns vorläufig, aber der Mensch denkt u Gott lenkt – Mit einem Kinde ist es schwerer zu reisen als alleine doch die Dampfer sind so mit solchem Komfort eingerichtet, daß die Reise sehr erträglich wird wenn man nicht all zu sehr krank ist. Jetzt will ich schließen; da du mir keine besondere Adresse gibst denke ich daß die alte noch gut ist. Versäume nicht immer zu sagen wo ich adressieren soll, denn du bist ein Zugvogel –

Hoffend daß du gute Ferien gehabt hast (ich zweifle nicht in solcher Gesellschaft) grüße ich dich herzlich so wie nochmals besten Dank

A.

Seite 9 auf Seite 1

N.B. Sage mir bitte ob Frl. Roth noch am Leben ist. Es ist bereits ein Jahr her, daß sie mir ein Antwort gab! Weißt du was von ihr? Hast du sie [ein] gesehen? Ich kann diese Handlungsweise gar nicht begreifen. Vergiß nicht mir darauf zu antworten.

Postkarte vom 27.08.1908, Montevideo

Vorderseite: *Postkarte mit Inneneinrichtung von Luxusdampfer 1. Klasse der Pacific Line, Briefmarke rausgeschnitten*

Rückseite: *Post card Universal/Poststempel Tübingen Nr. 1/19 Sep 08/This space may now be used for correspondence in the united kingdom and most foreign countries/the address only to be ... written here/kleine Flagge mit den Buchstaben P, S, N, C und einem Kreuz*

Herrn Ernst Schlipf Pfarrhaus Kusterdingen bei Tübingen Württemberg Vorderseite

Unser Speisezimmer wäre alles wunderschön wenn es nicht so schrecklich wackeln würde. Nun [geht es] nach Montevideo + das Meer spiegelt klar – Grüße

Rückseite

On board „Orita“

Montevideo 27ster August. Ich bin hier auf Reise nach der Schweiz – Danke für deinen letzten Brief – werde von Neuchâtel antworten. Bin schrecklich krank das Meer ist fürchterlich. Herzlichen Gruß. Adrienne.

Brief vom 01.12.1908, Neuchâtel

Vorderseite: *Herrn Ernst Schlipf/p.A. Pfarrer Schlipf/ Kusterdingen/Württemberg bei Tübingen/Stempel Nachsendung nach [Zusatz in anderer Schrift]/Stempel Neuchâtel/Briefmarke herausgerissen*

Rückseite: *Absender A. Piaget – E... - Neuchâtel Suisse/Poststempel*

Inhalt: Brief mit sieben Seiten auf einem Bogen und einem Blatt

Seite 1

Neuchâtel le 1er del : 1908.

Lieber Ernst,

Wo du weilst, weiß ich nicht deßhalb weiß ich auch nicht wo meine Glückwünsche dich treffen werden oder ob sie überhaupt ankommen werden, denn von dir weiß ich ja, daß du im Sinn hattest nach Italien zu gehen. Deine Adresse besitze ich nicht; du schreibst, deine Eltern würden K. verlassen, ihre neue Adresse kenne ich auch nicht, ich sehe mich gezwungen noch nach Kusterd. zu schreiben.

Seite 2

Nun steht der 2te Dezember vor der Türe; du wirst $\frac{1}{4}$ Jahrhundert werden zu diesem Tage, empfange meine besten Glückwünsche; möge es dir immer gut gehen, was Kunst u Gesundheit angeht, ich weiß nicht was ich v. dir denken soll; von Montevideo schrieb ich dir eine Karte, ferner als ich in [Clarens] war, ebenfalls, u auf beides stilles Schweigen; sind sie angekommen? Ich denke es. Du wirst gestaunt haben, daß ich in Europa bin – Am 23sten August fuhr ich von Punta mit Ma. : weg; u nach einer ziemlich bewegten Seefahrt kam ich am 19ten September glücklich an – Nun sind es 2 Monate, daß ich den schweizerischen Boden betreten haben, u ich bin sehr glücklich

Seite 3

mein Vaterland wieder zu sehen sowie meine Angehörigen. Ich war in [Clarens] ungefähr 6 Wochen mit mein Töchterchen; du kannst dir diese große Freude denken! Das Kind wird verhätschelt u ist noch bei der Großmutter, während ich in Neuchâtel bin, aber Marguerite wird in diesen Tagen wieder bei der Mama sein. Für deinen letzten Brief (noch in Punta erhalten) besten Dank; deine Nachrichten sind immer willkommen, ich bin wirklich begierig wo du bist; jedenfalls wird das Reisen dir nützlich sein es erweitert die Ideen sehr u für deine Kunst ist Italien am besten – was soll ich dir von uns berichten?

Seite 4

Ich weiß nicht einmal ob diese Zeilen bei dir ankommen werden, deßwegen habe ich nicht den Mut viel zu schreiben. Ich bin in der Schweiz auf einige Zeit, genau weiß ich es selber nicht, mein Mann ist wieder auf [arjentes] Gebiet weiß nicht genau wann er zurück sein wird, es würde mich freuen dich vor meiner Abreise zu sehen, doch weiß ich nicht ob sich's finden wird. Nach Stuttgart zu gehen kann ich nicht versprechen, ich muß zuerst auf meine Gesundheit Rücksicht nehmen u mich gründlich erholen, dann kann ich Pläne machen; es würde mich freuen etwas von dir zu erfahren; deine Eltern werden wohl etwas traurig sein wenn man so lange an einem Ort gewesen ist, ist es immer traurig

Seite 5

Ihn zu verlassen, für dich u Geschwister wird es auch peinlich sein in den Ferien nicht nach K. gehen zu dürfen; leider hat jeder ein Kreuz mit sich herumzutragen leichter oder schwerer. Daß dein Bruder sich verleibt hat wußte ich nicht. Ich habe von Stuttgart oder besser von Fr. Roth sagt ein Nachrichten u woher hätte ich es wissen sollen? Wird Gustav auch bald den großen ... machen? Und du? Du hast Zeit noch dazu.

Ehe ich es vergesse ich laß deinem Vater für seine Verse schön danken, es hat mich sehr gefreut, umso mehr da ich weiß wie schwerlich das Schreiben ihm geworden ist.

Seite 6

Ich war über die Aufmerksamkeit gerührt –

Mein Töchterchen gedeiht rec hat; sie ist $\frac{1}{2}$ Jahr alt u ist gelungen – lebhaft wie ..., schelmische augen u Ausdruck – sie fängt jetzt an zu sprechen u ist von allen die größte Freude, das kleine Ding war während der ganzen Reise so munter, ich hatte Gelegenheit mit 3 Württemberger aus Cannstatt die Reise zu machen oder besser ich lernte sie auf dem Schiff kennen, alle 3 (Vater, Mutter u Tochter) waren von der Kleinen entzückt u ich habe die Leute sehr liebe gewonnen so daß das Scheiden uns bitter vorkam – wir schwatzten so viel von Stuttgart – Nun ist

mein Papier aus – Ich hoffe, daß diese Zeilen dich doch antreffen werden u nochmals wünsche ich dir vom Guten das Beste.

Seite 7 auf Seite 1

Nütze deine Reise schön aus; aber schwärme für italienische Augen nicht zu sehr!

Ich grüße dich inniglich.

Adr.

Postkarte vom 30.12.1908, Neuchâtel

Vorderseite: *Salon 1906 _ M. Orange _ „La Promenade en Mer“ Postkarte mit Gemälde in Schwarzweiß. Hafensicht mit prunkvollem Schiff und kleinem Boot, auf das gut gekleidete Menschen vom Ufer aus hineinsteigen. Häuser im Hintergrund.*

Rückseite: *Cariolina postale Levelezo-lap Partie réservée à la correspondenz; Targeta postal; Briefkaart; drei Poststempel; Monsieur E. Schlipf. (M ist vorgedruckt – verweist auf französische Karte: Madame oder Monsieur) Via Luerezia Caro ... int. 9. Rome Italie.*

Rückseite

Neuchâtel. 30.12.08 ...

Lieber Ernst. Mit Vergnügen nahm ich deinen Brief in Empfang; ich dachte du seist auf immer verschollen. In diesen Tagen habe ich keine Zeit um länger zu schreiben nach den Festen werde ich ausführlich schreiben für heute will ich dir ein fröhliches Neujahr wünschen.

Vorderseite

Möge 1909 deiner Kunst hold sein und dein Aufenthalt in Italien nützlich sein. Ich möchte gerne wissen bis wann du dort sein wirst; ich möchte dich gerne wiedersehen doch wird es nicht möglich sein, wenn du lang in Italien weilst; Antworte wenn möglich bald und ich werde dir sofort antworten. Sei herzlich begrüßt Adrienne.

Brief vom 20.02.1909, Neuchâtel

Ohne Umschlag

Inhalt: Brief mit neun Seiten auf zwei Bögen

Seite 1

[Ecluse] 56. Neuchâtel den 20sten 2. 09

Lieber Ernst,

Schon lange wollte ich dir auf deinen Brief von Neujahr antworten, u obgleich ich keine Haushaltung zu besorgen habe, kam ich noch nicht dazu; die Zeit rennt, kann ich fast sagen – ich weiß nicht ob es für jedermann so ist, aber was mich anbelangt habe ich immer so viel zu besorgen, daß die Zeit mir zu kurz vor- kommt; Schon Ende Februar! Obgleich ich mit Vergnügen die langen Tage heran wachsen sehe, möchte ich sie doch [noch] kurz sehen, denn die Stunde meiner Abfahrt ist nicht weit – Es sind schon 6 Monate her daß ich Punta Arenas verließ u es scheint mir, ich wäre erst kürzlich angekommen;

Seite 2

Meine Pflichten rufen mir zu also denke ich am 28ten März mich einzuschiffen – wenn nichts dazwischen kommt u wenn ich wohl genug bin. Ich hätte dich gerne wiedergesehen während meines Aufenthalt hier in Europa, doch scheint das Schicksal anders sein zu wollen – Du schriebst mir, du würdest bis Monat Mai in Italien bleiben u wie gesagt ich denke Ende März abzdampfen – Wer weiß jetzt wie viele Jahre vergehen werden bis wir uns wiedersehen u ob wir überhaupt uns wieder einmal treffen – Ich hoffe, daß du nicht versäumen wirst hie u da zur Feder zu greifen, um von dir was zu berichten u meinerseits werde ich auch schreiben wie es uns geht, wenn du noch Interesse daran hast, allmählich wirst du nicht mehr wissen, daß wir existieren doch denke ich daß alte Freunde sich nicht ganz vergessen.

Seite 3

Jetzt etwas auf deinen letzten Brief zurück – Du weilst also unter italienischen Himmel es war so lange dein Wunsch von Stuttgart weg zu kommen, also bist du

befriedigt daß du manches zu beobachten bekamst, wundere ich mich nicht da überhaupt wenn man denkt welcher großer Unterschied zwischen deutschen u Italienischen ist – Daß du deine Zeit so gut ausnützt ist recht denn dafür gingst du weg u Rom ist ja was Kunst angeht weit voran. Hoffentlich wirst du einsehen daß das Reisen die Ideen erweitert u überhaupt interessant ist, wenn man immer auf demselben Fleck bleibt, wird man „altbacken“ u einseitig u schließlich engherzig. Habe ich nicht recht? – Von meinen 2 Fahrten nach Amerika hin u her könnte ich manches erzählen luftiger u trauriger, denke daß ich von hier aus nach Paris, La Rochelle erst fahre, dann landen wir in folgender Weise an – In [Coroña] Oporto, Vigo, Lisabon – dann

Seite 4

San Vicente, dann Pernambueo, Bahia, Rio de Janeiro, Santes Montevideo und manchmal Falkland u Punta Arenas. Da das Schiff überall ziemlich lang anhält/ von 3 Stunden an bis 2 Tage je nachdem der Hafen wichtig ist/ging ich überall aufs Land u mein Mann war schon überall bekannt, also konnte er mich direct führen, wo es was zu sehen gab – u in jedem Hafen. Das bunte Leben ist luftig – die Südamericaner sind meistens heißblütig machen viel Lärm wenn sie ruhig sprechen, meint man immer sie seien im [argsten] Streit; als Reisebegleiter sind sie deßwegen nicht sehr angenehm. Von allen Häfen die wir besuchten gefällt mir am besten Santes u Rio de Janeiro welche einfach großartig sind, aber wo ich gerne geblieben wäre ist Vigo in Spanien so lieblich, so poetisch u reizend angelegt, dort möchte ich wohnen u nichts von Menschen hören; die Lage ist wunderbar u am Abend mit Belichtung war es vom Schiff aus ...

Seite 5

Der Sonnenuntergang war so schön, so prachtvoll, daß wir am liebsten mit meiner [Cannstaterin] dort geblieben wären; ich habe dir erzählt daß ich das Glück hatte die Bekanntschaft Cannstater zu machen hatte – Vater Mutter u 20 jährige Tochter – ein liebes Mädchen, welche die Schwaben so altbacken u dumm findet u sie selbst ist eine Schwäbin; ich mußte die armen Schwaben tüchtig verteidigen denn sie haben doch viel gutes ein Körnchen Wahrheit war dabei in ihren Behauptungen, doch ging sie etwas zu weit;

Nun war ich abwechslungsweise in Clarens u hier in Neuchâtel. Meine kleine Marguerite ist ein herziges Wesen; als Mutter sollte ich das nicht sagen aber alles ist von ihr entzückt – so schelm, u so, arg liebkosend ist das Kind. Natürlich wie bei allen Kindern muß man auch hie u da schelten, aber es wird einem doppelt schwer, denn sofort kommt sie mit ihren Ärmchen um den Hals legend u schaut so lieblich drein daß der Groll vergeht – sie ist furchtbar lebhaft u hell – Mit dem Sprechen ist sie noch nicht sehr weit voran

Seite 6

Aber sie läßt alles verstehen macht sich in allem [erstaunlich]. gesundheitlich ist sie sehr kräftig geworden in den hier verbrachten Monaten; anfangs habe ich mit ihr so viel Mühe gehabt; jetzt sieht es man ihr sicher nicht an. Alles sagt, sie würde ihrem Vater so ähnlich sehen aber die Züge sind ja noch nicht ganz gebildet, es kann sich noch ändern. Was mich anbelangt bin ich nicht ganz wohl, doch der Aufenthalt hat mir gut getan so gehe ich zufrieden wieder weg; mein Mann ist augenblicklich von seiner Reise nach dem inneren zu Hause zurückgekehrt, also muß ich auch fort – es tut mir Leid den Sommer nicht hier verbringen zu können, aber ich muß mit 8 Monaten Ferien zufrieden sein u die Güte meines Mannes nicht ausnützen – Ich muß gestehen, daß die Reise mich ängstlich macht, denn ich war so arg Seekrank bei der Herreise – ich hoffe doch diesmal besser weg zu kommen

Seite 7

Denn ich bin gut ausgeruht u die Meeren auch – es ist noch ein Glück daß die Kleine gar nicht leidet. Mann muß daß Seekranksein in Kauf nehmen; nach 4 oder 5 Tagen ist es vorbei.

Von meiner Familie kann ich wenn es dich interessiert gutes berichten – Augenblicklich sind alle wohl, meinen Eltern gefällt es in Clarens Montreux sehr gut; es ist ja eine sehr schöne Gegend; Marguerite ist immer mit meinem Kursbuch in der Hand, letzten Sommer ging sie in nach Belgien, London von dort aus mit Bruder, Schwägerin u Neffe nach dem Meeresstrand für die Seebäderkur, dann von dort mit meiner Freundin nach Scotland das ganze Land hat sie besucht während eines ganzen Monat u zum Schluß ging sie noch einmal nach

Belgien u nach Hause – du siehst daß sie es gut hat, deßwegen denkt sie noch nicht an's Heiraten – doch wäre es Zeit –

Seite 8

Ich habe sie aufgemuntert mit mir auf Besuch nach Amerika zu kommen, doch zeigt sie keine Lust – das große Meer ist ihr nicht arg sympatisch – Tante ist immer hier, gute Person u bei meinem Bruder wird einen neuen Weltbürger erwartet – Er hat jetzt eine sehr schöne Stellung er ist Procurist in dem großen Bank wo er schon einige Jahre arbeitet so geht allen – Ich hoffe vor meiner Abreise noch einen langen Brief von dir zu bekommen. Wie geht es deiner ganzen Familie, wo leben sie in Stuttgart – was gedenkst du zu tun nach deiner Rückkehr? Es interessiert mich von Stuttgart habe ich sehr wenig Nachrichten – Frl: [Emma] Roth ist wie früher langsam im Handeln u Entschluß fassen, denn zum Brief schreiben, muß sie sich ein ganzes Jahr besinnen; ich dachte nach Stuttgart gehen zu können doch ist mir die Zeit jetzt zu kurz – In 8 Tagen gehe ich nach Clarens mein Töchterchen abholen. Ich bleibe dort 20 Tage – dann hier ... u dann nach Paris u einschiffen in La Rochelle – Ich denke Marguerite wird mich bis Paris begleiten u dort werde ich meinen Bruder treffen.

Seite 9 auf Seite 1

Nun habe ich dir sehr lang geschrieben vielleicht gelangweilt wer weiß – Ich hoffe daß du wohl bist u daß die Erdbeben nicht bis nach Rom gehen werden u sei fleißig beim Lernen der Sprache. Nun endlich zum Schluß sei herzlich begrüßt u danke für dein Bild obgleich es nicht besonders gut ist, kennt man dich doch gut.

Adrienne.

Brief vom 10.05.1911, Punta Arenas

Vorderseite: *Württemberg Bitte folgen lassen/ Herrn Ernst Schlipf/ Böblingerstrasse 227/ Stuttgart/[ergänzt] Zeichenlehrer Schorndorf/ Briefmarke rechts oben ausgerissen/ Stempel: Stuttgart 11 Jun 11*

Inhalt: *Brief mit zehn Seiten auf zwei Bögen und einem Blatt*

Seite 1

Punta Arenas 10ten Mai 1911.

Mein lieber Ernst,

Es sind schon 9 Monate verlaufen seit ich dir meinen letzten Brief absandte. Seitdem Schweigen! Reden ist Silber Schweigen ist Gold war immer dein Lieblingsspruchwort, doch soll es Grenzen haben. Ich weiß nicht ob du diesen Brief erhalten hast, da ich deine genaue Adresse gar nicht besaß, oder hast du kein Interesse mehr für die Freundin alter Zeiten? Deine Kunst verschlingt vielleicht alle andere Gefühle, das kann auch sein. Nun nehme ich doch die Feder um mit dir, alter Feind des Briefschreibens, zu plaudern. Ob du wohl in Stuttgart bist? Ich habe kaum Ahnung wo du steckst u kenne auch deine jetzige Adresse nicht.

Seite 2

Aber, eher weiter zu schreiben, möchte ich dich bitten, Rücksicht auf mein fehlerhaftes Deutsch zu nehmen, denn für mich ist das jetzt beinahe eine fremde Sprache; früher war ich „trainirt“ denn ich schrieb viele Briefe, aber jetzt ist es nur für dich oder hie u da (und das selten) für Frl: Roth, daß ich noch die Sprache anwende – Es tut mir wirklich Leid nicht mehr Gelegenheit Deutsch zu sprechen zu haben, aber was will ich machen; ich habe doch im Sinn wenn die Kleinen etwas größer werden, eine Deutsche in's Haus zu nehmen; ich habe Engländerin gehabt, doch ging es nicht mit ihr, so habe ich sie entlassen –

Nun zu was anders zurück – wie gesagt, vor 5 Monaten ungefähr schrieb ich dir; im Fall du meine Zeilen nicht bekommen hättest, will ich kurz erwie nochmal schreiben was

Seite 3

ich dir erzählen konnte; ich weiß nur daß als ich schrieb noch sehr schwach war, denn ich war nach der Geburt Ivonne's 5 Monate leidend und auf dem Rücken ohne viel Bewegung in meinem Bette machen zu dürfen; es war eine schwere Zeit, aber zum Glück vergißt man leichter die unglücklichen Stunden als die fröhlichen. Wenn eine Mutter und Gattin 6 Monate fehlt, und das durch Krankheit ist das für alle traurig. Glücklicherweise ist alles überstanden u ich bin jetzt sehr

gesund und kräftiger als früher; ich sehe blühend aus, und wurde eine Zeit so dick, daß ich in allem Ernst Angst bekam so zu bleiben, denn für eine junge Frau ist es nicht hübsch; ich bin magerer geworden zu meiner größten Freude doch jetzt noch bin stärker wie früher, gerade recht denn zu mager ist es auch nichts – Nun es wird dich wohl wenig

Seite 4

interessieren, deßwegen gehe ich weiter. Meine größere Tochter (Marguerite) wurde am im April 4 Jahre; beim heranwachsen der Kinder, sieht man die Jahre vergehen u läßt einem denken daß sie sich auf uns sammeln, sonst t wären nicht die Kinder nicht Da, als Beweis, so würde ich immer glauben ich sei bei den 18 [Lenzen]! Und es sind seitdem 10 Jahre vergangen! Es wäre doch so schön immer jung bleiben zu dürfen nicht? Die 2te „Yvonne“ wird im Juni 1 Jahr alt und ist augenblicklich ein hübsches Baby, lieb, [bar] recht dick u fängt an zu laufen! Das Kind hat hübschere, regelmäßigere Züge als die Größere so viel ihr rundes Gesichtchen urteilen läßt, hauptsächlich der Mund hat hübsche Linien. Die Marguerite ist ein wildes Kind, reines [quecksilber] u sehr hell, nur zu hell manchmal, sie hat schon ein festes Wille, u wird weiß was sie will – Ich fange an mit ihr die Buchstaben u s. w. an zu lernen – Nun diese 2 Kinder

Seite 5

2 [Nummerierung für den 2 Papierbogen] bringen viel Leben ins Haus, ich möchte gerne daß kein Zuwachs an Familie käme, denn 2 Mädchen ist gerade sehr recht – Die Schulen sind hier nichts besonderes; die beste ist die Deutsche sie wird durch die deutsche Kolonie unterstützt u diese ist ziemlich stark; ich weiß noch gar nicht ob ich Marg: hin schicken werde oder nicht - vorläufig lasse ich sie mit mir arbeiten. Sie ist ja noch klein – und wer weiß, wenn ob ich nicht in Europa sein werde, wenn sie alt genug ist um die Schule anzufangen – Ich weiß wirklich nicht ob du gähnen den Brief lesen wirst, oder ob es dich noch interessiert von hier was zu hören –

Das Leben ist vollständig Europeisch; Lauter Franzosen, engländer, Deutsche bilden P. Arenas. Natürlich viele Chilenern auch doch diese in viel geringere Zahl. Im allgemeinen lebt man viel besser hier als drüben in allen Klassen der Gesell-

schaft; Das Klima wenn nicht besonders angenehm (wegen dem Wind im Januar) ist sehr gesund u wir kennen im Winter

Seite 6

keine Nebel u keine Hitze im Sommer. Was Zerstreung angeht betrifft, so haben wir ein Theater wo gute Truppen wirken; italienische sehr oft; Bälle, Vergnügungen giebt es genug für welche, die daran Freude finden – hier ist es das Gegenteil wie in Deutschland oder Europa daß wo Mädchen in größere Zahl als Männer sind, deßwegen giebt es nicht viele alte Jungfer u viele Europeinen die hier als angestellte ankommen, bleiben nicht lange ohne zu heiraten, weil die Fremden nicht gern mit Chilenerinen heiraten – die dienen für's Vergnügen; sie sind meistens faul, kokett, [trunksüchtig] u verschwenderisch und bleiben selten ihrem Gemahl treu – nun, haben lauter „Eigenschaften“ die ein tüchtiger Mann zu Grunde führt – doch wie überall giebt es Ausnahmen –

Wir bleiben ziemlich von der Gesellschaft zurück, denn einmal angefangen, wird man mitgerissen, u es ist nicht von unserem

Seite 7

Geschmack – Wir haben doch einige gute bekannte z. B. der ehemalige Associe von mein Mann der zu viel bei uns ist; er ist froh eine Familie zu haben wo er sich heimlich fühlt, denn für junge Leute die nicht gern ins Kaffee gehen, wird es immer allein langweilig – er ist aus guter deutschsweizer Familie (wir sprachen aber immer französisch) – Ein ander junger Mann von Neuchâtel kam als Chemiker meines Schwagers hier u verkehrt auch viel bei uns u in wenig Zeit wird ein anderer von uns gut bekannt kommen; so habe ich immer einen am Tisch – Meine sonstigen Bekannte sind französische Damen; kurz ich habe ein gutes Leben; unsere Kinder gedeihen zu unserer Freude; natürlich Arbeit habe ich doch, denn ich habe ein gern, daß mein Haus gut verwaltet wird; ich habe jetzt ein sehr gutes Dienstmädchen (Chilenerin) doch ein gutes, liebes Mädchen – Wir lesen viel, wir kannten immer die Neuigkeiten; mein Schwager Piaget war gerade 5 Wochen bei uns

Seite 8

er hat auch Leben gebracht; er ist nach Arjentina nach seiner Farm zurück – es ist nicht weit von der unserigen; dort geht es sehr gut in der unserigen tausende von Schafen haben ihre gute Wolle – Ich könnte Seiten u Seiten darüber schreiben, wie dieses Unternehmen verwaltet wird, doch ist es zu lang u vieles würde dir unglaublich vorkommen. Es ist so ein ganz anderer Sphär es die wo du lebst. Kurz für Herren ist das Arbeitsfeld hier viel größer u anregender als drüben, denn alles wird auf einem großen Maastaab gemacht u Auf jeden Fall, wenn du hier ausschiffen würdest, würdest du staunen einen ziemlich großen Ort zu sehen du glaubst sicher wir wären hier in öder Gegend – Freilich was Natur angeht, ist es viel schöner in Deutschland u Schweiz, mit den schönen Wäldern etc. Nun habe ich so viel geschwätzt daß du mich als Egoistin behandeln wirst – zu dir zurück. Was treibst du? Wo bist du? Was hast du für Bekannten Kreis; Du wirst dich wohl in 10 Jahren in allem so verändert haben, daß ich dich kaum erkennen würde oder nicht? Und in deiner Familie wie geht es? Ist Sophie immer zu Hause? Wenn ich denke, daß Mädchen die etwas Mut hätten sich von der Heimat los zu reißen so hier ihr Brot leicht verdienen könnten nun daß sie

Seite 9

3 [Nummerierung für den 3. Papierbogen] immer auf demselben Fleck bleiben ist so doch schade – hier ein ernstes Mädchen findet gute Anstellung als institutrice [frz. Lehrerin], nun als was war seine ihre Kenntnisse ihr erlauben – Und meistens zum Schluß heiraten sie – Und Anna die arme? Oft denke ich an sie, was für ein trauriges Los sie auf Erden hat; richte ihr in's Ohr, meine ganz leise einen freundliches Gruß von mir? Und Gustav? Ist er immer in Schorndorf? Denkt er an's Heiraten? Du hattest mir mitgeteilt, daß dein Br: Heinrich verlobt sei; ist er verheiratet, u wo übt er sein Amt aus? Und du hat s bei Dir, hat „Amor“ schon bei dir Schaden gemacht, oder willst du Junggeselle bleiben? Wie viele Fragen wirst du sagen, doch alles interessiert mich u schreibe mir etwas ausführlich, wenn du natürlich die Lust dazu hast – Und in deiner Kunst, wie steht es? Hast du noch Arbeit für Herrn Schmir? Sogar seine Frau abgemalt?!?! Ist er immer in den Wolken? Und Frl: Emma Roth? Siehst du sie hie u da? Du hattest mir immer gesagt,

du wolltest einmal schreiben warum Ihr von ihnen weggegangen sein doch hast du es nie getan, u ich kann nur vermuten – Sie hat mir schon 2 Jahre nicht mehr geschrieben u ich sand ihr doch eine Geburtsanzeige Yvonne's u ein Bild von den Kleinen seit nicht langer Zeit, doch ewiges Schweigen –

Seite 10

Und der „Brummkasten“? ist er immer am selben Platz u ist [Ganer] immer Professor dort? Sein Bild steht auf mein Klavier mit vielen anderen; ich habe seit einiger Zeit ein Zimmer, daß als Bureau für mich dient wo Klavier, Damenschreibtisch, Bibliothek sind denn dort habe ich alle Bilder von Freunden u Bekannten sowie einige Gemälde der Mutter, die Ruine von dir etc.. Das ganze ist hübsch arrangiert zum Spielen komme ich leider zu wenig u man verliert schnell, doch setze ich mich noch an's Klavier; wie ist die Zeit des Studiums schon weit entfernt! Adeline ist Mutter von 3. ich von 2 – Nun das war eine Zeit hübsche Zeit, daß jedem im Gedächtnis bleiben wird und sie kommt nicht mehr; jetzt sie war Sorgenlos, jetzt sind die Verantwortungen größer und das Ernst des Lebens da – Wenn die Kleinen groß sind, werde ich dir eine Arbeit geben, wenn sie es trotz der Ferne zu machen ist – Nach einem guten Bilde eine Vergrößerung machen; um jetzt sind die Züge Yvonne's noch nicht genug ausgesprochen.

Nun bin ich wirklich müde; Ich hoffe doch daß du meinen Brief bekommen wirst: ich lege ein Bildchen bei – vielleicht freut es dich – Hast du dich nie photographieren lassen?

Ich grüße dich herzlich und wünsche dir alles Gute

In alter Freundschaft,

Adrienne.

Historische Briefe erscheinen wie „Fetzen“ vergangener Gespräche, wie Fenster in frühere Lebenswelten. Dieser Band widmet sich in zwei Studien Briefbeständen aus dem Nachlass einer württembergischen Familie vom Beginn des 20. Jahrhunderts im Archiv der Alltagskultur des Ludwig-Uhland-Instituts.

Ortrun Vödisch legt ihren Fokus auf die Briefkommunikation der schwäbischen Pfarrfamilie Schlipf mit dem Sohn Ernst, einem jungen Künstler. Sie beschreibt, wie das familiäre Netzwerk, von Erziehungsbemühungen bis zu Praktiken der Fürsorge, über das Medium Brief ausgehandelt und aufrechterhalten wird.

Rebekka Schlee nimmt dagegen die Briefe und Fotografien der wohlhabenden Schweizer Migrantin Adrienne Piaget an den Künstler Ernst Schlipf in den Blick. Piaget war 1905 mit ihrem Mann nach Chile ausgewandert. Schlee spürt dem Selbstverständnis der jungen Frau nach und legt koloniale Denkmuster in den Briefen und beigelegten Fotografien frei.

Im Anhang des Bandes befinden sich zahlreiche Transkripte der Originalbriefe.

ISBN 978-3-947227-17-4